



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Europas Kolonien

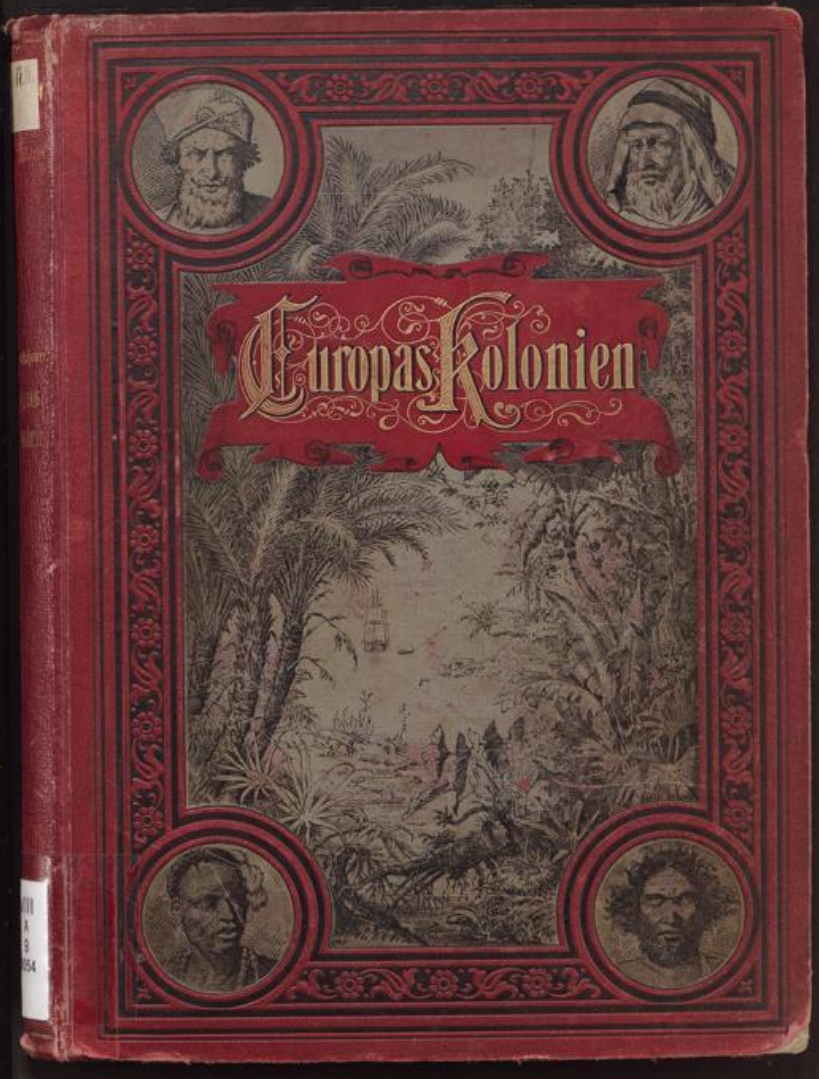
nach den neuesten Quellen

Ost-Afrika und das Seeengebiet

Roskoschny, Hermann

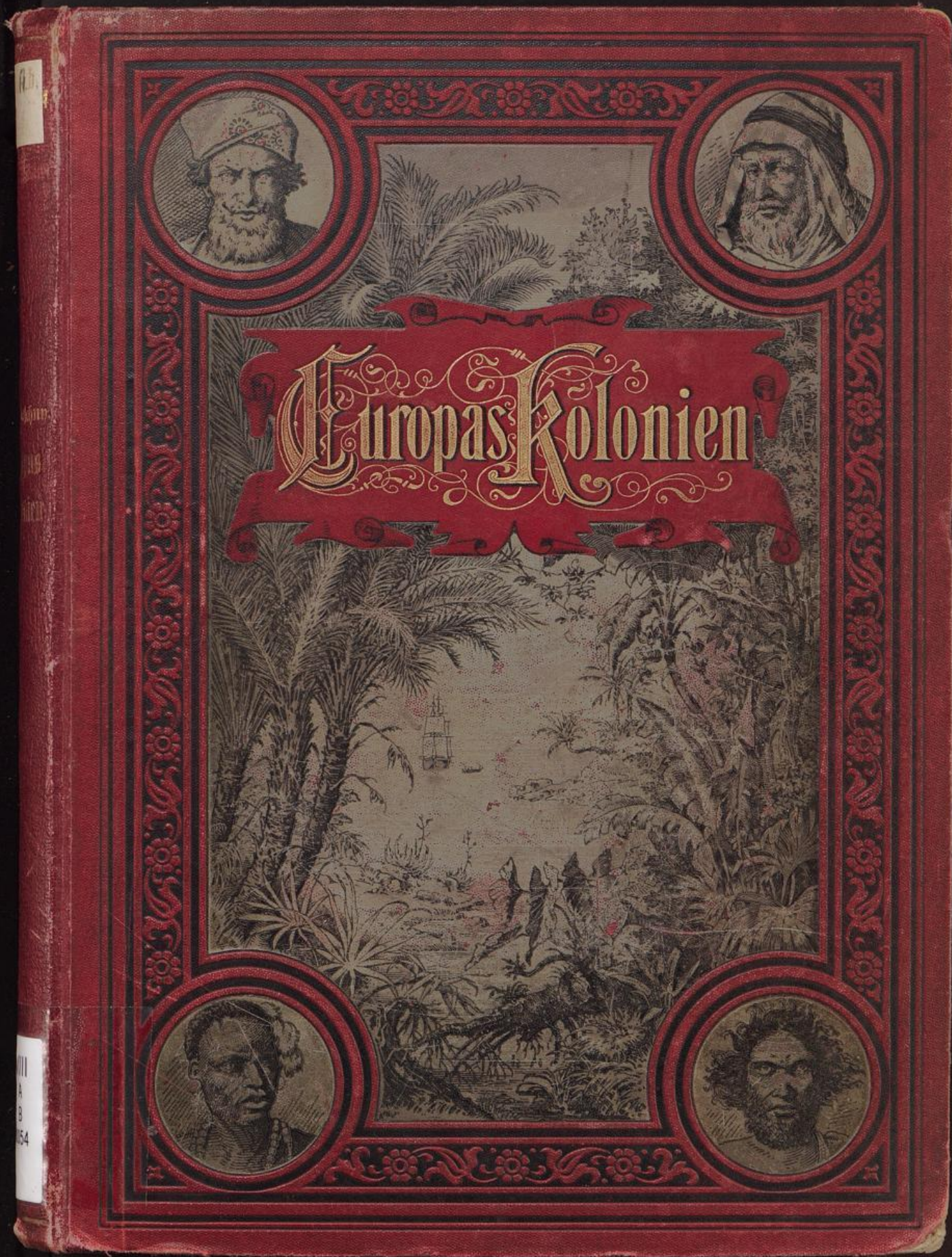
Leipzig, [1885]

urn:nbn:de:gbv:46:1-14242



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen





111

III
A
B
154

VIII. A. b. 54.

VIII. H. N. 54.

Europas Kolonien.

Ost-Afrika und das Seeengebiet.

Nach den neuesten Quellen geschildert

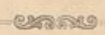
von

Dr. Hermann Roskoschny.

VIII.A. 6.0054



Mit 80 Abbildungen und 4 Karten.



Leipzig.
Grefner & Schramm.

.....
Alle Rechte vorbehalten.
.....

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite		Seite
Mombassa	1	Fort bei Tongwe	101
Seyd Bargasch, Sultan von Sansibar	4	Überfall eines Dorfes durch Sklavenhändler an einem Markttage	105
Palmengruppe an der Sansibar Küste	5	Fall des Flusses Pangani	108
Fort Mombassa	9	Ruinen eines arabischen Grabdenkmals	109
Pemba	12	Waschimba-Familie	113
Frauen am Hofe des Sultans von Sansibar	13	Häuberer aus dem Dscherima-Gebirge	116
Soldaten des Sultans Seyd Said	17	Die Waschimba durch blinden Lärm in die Flucht ge- jagt	117
Das englische Konsulat in Sansibar	20	Landschaft in Wambara	121
Suaheli aus Sansibar	21	Junger Mann aus Wagara	124
Englisches Missionshaus in Sansibar	25	Wagogo	125
Das Zollhaus in Sansibar	25	Fuga in Wambara	133
Der Fruchtmarkt in Sansibar	29	Dr. Karl Peters	137
Sansibar von der See aus gesehen	33	Der Kilima-Ndscharo	141
Blüte und Frucht der Granate	36	Der Vulkan Dönjō Ngai	144
Reicher Araber in Sansibar	37	Zebra-Jagd	145
Eingeborene aus Mombassa	40	Massai-Krieger	148
Ananas	41	Überfall der Karawane Dr. Fischers durch ein Nashorn	149
Jagd auf Vampyre in Sansibar	44	Landschaft am Mfnyuni-Fluß	153
Révoils Landung bei Makdichu	45	Der Kibo	156
Küste bei Wassin	49	Giraffen	157
Marktplatz in Makdichu	53	Ausbruch einer Träger-Karawane	161
Stücke der Marmorbekleidung der Moschee El-Barani in Makdichu	56	Kronprinz der Obbos	164
Die Moschee Fahr-ed-Din oder El-Barani	57	Baker und seine Frau	165
Ziwette (<i>Viverra civetta</i>)	60	Nilpferd	168
Gleitaar (<i>Elanus melanopterus</i> Daud.)	61	Der Wasserfall des Kari	169
Der Galago	65	Der Mouta Nsige	173
Barke von Makdichu	68	König Mtesa	177
Der große Lab in Makdichu	69	Uganda	180
Das Caffee- oder fliegenspiel der Somali	73	Verney Lovett Cameron	181
Baumwollweber in Makdichu	76	Landschaft in Unjamwest	185
Das Spinnen und Keimen der Baumwolle	77	Kinderspiele in Unianjembe	188
Hadschi Ali und Fagé, Révoils Begleiter	81	Markt in Udichidshi	189
Eingangstür und Turm der Moschee Schama	84	Jagd auf Soko-Affen	192
Junge Abösch-Dienerin	85	Livingstone und Stanley auf dem Tanganjika	193
Beduinensfrau, Gras zu Markte bringend	85	Landschaft in Manyema	197
Abi in Kriegsausrüstung	89	Büffeljagd	201
Marktplatz in Mörka	93		

	Seite		Seite
Livingstones Tod	204	Raphia-Palmen	225
Die Viktoriafälle des Sambesi	205	Ansicht von Tamatave	229
Kanoetransport in der Wildnis	212	Sperlingsnest auf Madagaskar	232
Partie der Viktoriafälle	217	Musiker auf Nossi-Bé	233
Ansicht von Cananarivo	221	Komorotypen	236
Nossi-Bé	225	Waldbach auf den Seschellen	237

Karten.

	Seite
Facsimile einer Karte Dappers	110
Der mittlere Lauf des Sambesi	209
Karte der deutschen ostafrikanischen Kolonie und des Seeengebietes	215
Karte von Madagaskar	228

Nachtrag.

Während des Druckes dieses Bandes haben sich in Ost-Afrika manche Veränderungen vollzogen, welche im Texte nicht mehr berücksichtigt werden konnten und die wir deshalb hier nachtragen.

Durch Leutnant Schmidt wurde die 400—500 □ Meilen große Landschaft Usaramo für die Deutsche ostafrikanische Gesellschaft erworben, wodurch diese eine wichtige Küstenlandschaft gewann und auch der Rest des Rufidchilaufes in ihren Besitz kam. In dem neuerworbenen Küstengebiet befindet sich der vortreffliche Hafen Dar-es-Salam, welcher 40—50 größeren Schiffen Aufnahme gewähren kam. Von diesem Hafen aus baute einst ein englischer Unternehmer eine breite, 70 Meilen lange Straße zum Nyassa-See, gab aber das Unternehmen auf, da der Verkehr zu gering war, um die Kosten zu decken, und Hafenbauten, welche Sultan Seyd Medschid zur Hebung des Handelsverkehrs in Dar-es-Salam ausführen ließ, sowie die für ihn dort erbauten Paläste, die der Anfang einer neuen Residenz werden sollten, sind verfallen. Der Hafen wird jetzt gar nicht benutzt, aber im Besitze einer Macht, welche imstande ist, dort geordnete Verhältnisse herzustellen, würde er rasch große Bedeutung erlangen und den ganzen Handelsverkehr von Bagamoyo an sich ziehen, umsomehr, da nun in dem Rufidchi eine sichere und bequeme Handelsstraße nach dem Innern erschlossen ist. Das Rufidchi-Delta bildet jetzt schon viele Einbuchtungen, welche von den Eingeborenen nach einer vorliegenden Insel Quabe genannt werden. Durch Ausbaggern ließe sich leicht zwischen dieser Insel und dem Festlande ein Kanal herstellen, der tief genug wäre, um die Einfahrt in den mehrere Meilen aufwärts schiffbaren Rufidchi zu ermöglichen. Welche großen Vorteile der Besitz dieses Flusses unserer Kolonie verspricht, erhellt schon aus einem Blick auf die jetzigen Transportkosten von Waren aus der Kolonie nach Sansibar. Da man auf dem jetzigen Wege über Bagamoyo ausschließlich auf Träger angewiesen ist, welche von Jahr zu Jahr teurer werden, ist der Transport mancher Kolonialerzeugnisse nach der Küste mit unerschwinglichen Kosten verknüpft. Ein Pfund irgend eines Erzeugnisses von Usagara kostet bis zur Küste 1 Mark bis 1 Mark 20 Pfennig Trägerlohn, und die Überfahrt nach Sansibar erhöht die Speesen noch um 10 Pfennig pro Pfund. Alle diese Hindernisse werden entfallen, wenn Waren auf dem Rufidchi ungehindert transportiert werden können. Die Bestungen der Deutschen ostafrikanischen Gesellschaft gewinnen jetzt, nachdem die Küste erreicht ist, erst Wert, aber auch im ganzen Handel Ost-Afrikas wird sich dadurch eine großartige Umwälzung vollziehen, da bald niemand mehr daran denken wird, Waren über Bagamoyo ein- und auszuführen. Die vermeintlichen Ansprüche des Sultans werden hoffentlich auch hier keine Schwierigkeiten bereiten.



Mombassa.

Sansibar.

Die Ostküste Afrikas ist im Vergleich mit dem Interesse, welches in jüngster Zeit die Westküste erregte, ziemlich stiefmütterlich behandelt worden. Als der europäisch-ostindische Handel sich noch auf dem weiten Wege um das Kap bewegte, lag sie abseits von der großen Handelsstraße, und die Eröffnung des Kanals von Suez hat an diesem Verhältnis nicht viel geändert. Während die langgestreckte Westküste einer bunten Musterkarte von Kolonien glich und Engländer, Franzosen, Portugiesen, Spanier, Holländer u. s. w. sich dort festgesetzt hatten, waren die Portugiesen die einzigen Europäer, welche an der Küste zwischen Kap Guardafui und dem Sambesi Fuß faßten und einen großen Küstenstrich unter den Schutz ihrer Flagge stellten. Nördlich von ihren Besitzungen erhielt sich bis auf unsere Zeit ein großes mohammedanisches Reich, das Sultanat Sansibar, in welchem die von den Arabern auf ihren Eroberungszügen nach Süden getragene Kultur Wurzel gefaßt hat und das zum Mittelpunkt eines lebhaften Handels wurde, aber Europäer begannen in demselben erst spät eine Rolle zu spielen, und lange Zeit hindurch befand sich der Handel Sansibars fast ausschließlich in den Händen von Arabern und Indern. Dieses Jahrzehnt scheint das Versäumte mit Riesenschritten nachholen zu wollen, und seitdem die durch unsere Landsleute erworbenen Gebiete im Hinterlande von Sansibar unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt worden sind, ist man aus einem Extrem ins andere gefallen und will nun plötzlich in dem früher kaum beachteten Lande ein Eldorado entdeckt haben, in welchem die größten Schätze nur der kundigen Hand harren, welche sie hebt. Um so größere Vorsicht ist daher bei Prüfung der vorhandenen Berichte erforderlich, wenn wir unser Urteil nicht durch die augenblickliche begeisterte Stimmung beeinflussen lassen und ein richtiges Bild der Verhältnisse gewinnen wollen.

Jahrhundertlang spielten in der Ausfuhr Sansibars Sklaven und Elfenbein die Hauptrolle. Das letztere ist zwar in bezug auf Qualität die beste Sorte, welche überhaupt auf den Markt kommt, aber auch heute werden nicht mehr als 200 000 Kilogramm jährlich ausgeführt, und zur Zeit, als der Sklavenhandel noch in Blüte stand, nahm jener mit Elfenbein stets die zweite Stelle ein. Viele tausende Sklaven wurden alljährlich von Sansibar nach Arabien gebracht, und noch in den sechziger Jahren, also kurz vor Unterdrückung des Sklavenhandels, lieferte Sansibar jährlich etwa 20 000 Sklaven.

Grauenhafte Erinnerungen knüpfen sich an diese Tage. Der Handel, welcher die Araber von Sansibar bereicherte, war eine Quelle des Elends und des Ruins für die Bevölkerungen im Innern und hatte unaufhörliche Kriege zwischen den Negerfürsten zur Folge, deren jeder möglichst viel Gefangene zu erbeuten suchte, um über ein wohl assortiertes Lager zu verfügen, wenn die das „Ebenholz“ aufkaufenden Händler sich einfanden. Sobald er mit diesen handelseinig geworden, begann der Marsch zur Küste und mit ihm die Qualen der armen Gefangenen, denn in Eilmärschen ging es vorwärts, um die kostbare Ware so rasch als möglich in Sicherheit zu bringen, und wer ermattet liegen blieb und sich nicht weiter schleppen konnte, wurde ohne Erbarmen in der Wüste seinem Schicksal überlassen.

Der Anblick einer solchen Sklaventrawane, schreibt von der Decken, empört den gestüteten und fühlenden Menschen auf das Äußerste. Wandelnden Gerippen gleich kommen die Unglücklichen einhergewankt, Kinder, Männer und Frauen im bunten Durcheinander, oft ohne die notdürftigste Bedeckung der Blöße. Der Ausdruck der schmutzigen Gesichter mit den tiefen, eingefunkenen Augenhöhlen, den vorsehenden Backenknochen, dem Gepräge des Hungers und Elends ist ein wahrhaft entsetzlicher. Eine fahlgraue Haut bedeckt in zahllosen Falten die eben noch durch Sehnen zusammengehaltenen Knochen; Kniee und Ellbogen erscheinen als die stärksten Teile an Beinen und Armen; der leere Bauch wird durch einen jähen Abfall von dem doppelt so dicken Brustkasten geschieden. Männer sieht man, deren Schenkel so dünn sind wie die Arme eines Kindes, Frauen, denen der vertrocknete Busen widerwärtig gleich leeren Taschen über die fingerhoch hervortretenden Rippen herabhängt; schwangere Weiber haben wir gesehen, welche, halbtot vor Erschöpfung, in wagerechter Lage auf den Köpfen zweier Männer getragen wurden und so erschreckend mager waren, daß wir die Umrisse des in ihrem Leibe noch lebenden Kindes deutlich an den scharfen Ecken und Erhöhungen der Keinen Glieder zu erkennen vermochten. Kommen die Unglücklichen endlich im Hafen an, so werden sie zu Hunderten in enge Fahrzeuge gepackt und nach dem Hauptmarkt, eben nach Sansibar, gebracht. Wohl ihnen, wenn günstige Winde die Reise beschleunigen, wehe, wenn diese sich ungewöhnlich verzögert! Das Elend erreicht dann seine volle Höhe. Nicht Hunger und Durst allein — von einer Versorgung ist ja zumeist keine Rede — auch nicht die äußerste Unreinlichkeit quält sie auf das Empfindlichste, wohl aber die schreckliche Ungewißheit um das bevorstehende Schicksal. Die Ärmsten glauben, vielleicht durch grausame Scherze früherer Landsleute getäuscht, sie sollen in Sansibar geschlachtet werden, und einige der Kräftigsten versuchen in ihrer Angst, dem gräßlichen Schicksale durch Schwimmen zu entgehen — vergeblich, man fängt sie mit Booten wieder ein. Doch zur Ehre des braunen Sklavenhändlers sei es gesagt: kein Schlag bestraft sie für den Fluchtversuch. Wir haben dies selbst mit Erstaunen gesehen, als wir einst bei den Sinda-Inseln zwischen zwei solchen Schiffen nachts vor Anker lagen. Nach dem, was wir von Weißen wußten, erwarteten wir mit Bangen, das Klatschen der Peitsche, die Weherufe der Unglücklichen zu hören — aber nichts geschah; man war zufrieden, die Wertstücke wieder erlangt zu haben, und übte weder Rache, noch stellte man ein abschreckendes Beispiel auf.¹⁾

In Sansibar mußte für jeden Sklaven ein Eingangszoll von 6 Mark erlegt werden, weshalb der Händler seine Ware vor der Auschiffung noch einmal Revue passieren ließ, um jene auszusondern, welche so krank waren, daß ihr Tod früher oder später zu erwarten war. Solche Leute wurden einfach über Bord

¹⁾ Baron Carl Claus von der Decken's Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859 bis 1865. Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshandlung, I. Band, Seite 79.

ins Meer geworfen, um nicht den Zoll für sie erlegen zu müssen. Für die gelandeten und verzollten Sklaven aber begann nun eine bessere Zeit als die letzten Wochen: sie wurden im Hause des Händlers gut gepflegt, dem diesem mußte daran liegen, daß ihr Aussehen ein gutes war, wenn er sie zum Verkauf ausstellte.

Im Jahre 1875 wurde der Sultan von Sansibar zwar zur Anerkennung des Sklaventraktates gezwungen, aber die völlige Abschaffung der Sklaverei hat England bisher nicht durchzusetzen vermocht. Ingeheim dauert auch der Sklavenhandel noch fort, und der raffinierteste Schmuggel versorgt die Insel stets mit neuen Sklaven, so scharf auch die englischen Schiffe alle vom Festlande kommenden Fahrzeuge überwachen. Zwischen einer Ladung Holz verborgen oder in Fruchtsäcke verpackt, werden die Sklaven bei Nacht nach der Insel gebracht, wo in gewissen Häusern ein Sklavenmarkt abgehalten wird. Alle Maßregeln, welche England bisher gegen den Sklavenhandel ergriffen, vermögen denselben nicht völlig zu unterdrücken. Die Eingeborenen von der Notwendigkeit seiner Unterdrückung zu überzeugen, ist unmöglich, so lange alle schweren Arbeiten nur durch Sklaven vollbracht werden können, und so lange die Europäer durch ihr Auftreten, welches mit den von ihnen geltend gemachten Grundsätzen in Widerspruch steht, den Sklavenhandel indirekt fördern. Indem die europäischen Kaufleute sich zu allen Arbeiten der schwarzen Tagelöhner bedienen, welche Sklaven der Sansibarer sind, setzen sie selbst eine Prämie auf die Fortdauer der Sklaverei. Mit Recht weisen die Araber darauf hin, daß es ein Widerspruch sei, wenn die Europäer sich ihrer Sklaven bedienen, um alle schwere Arbeit durch sie verrichten zu lassen, und das Sklavenhalten trotzdem als ein Unrecht erklären. Die Fortdauer der Sklaverei ist aber auch für die Mohammedaner an den Küsten Ost-Afrikas eine Existenzfrage. Seit dem offiziellen Verbot des Sklavenhandels haben einige tausend Neger dank der englischen Seepolizei die Freiheit erlangt, jedoch nicht zum Wohle des Landes. Je schwieriger die Beschaffung von Sklaven wird und je mehr sich ihre Zahl verringert, destomehr zeigt es sich auch in Sansibar, daß in Afrika Kultur und Sklaverei zwei schwer trennbare Begriffe sind. Der Plantagenbau ist in den letzten Jahren sehr zurückgegangen, namentlich auf der Insel Sansibar, wo die Erwerbung von Sklaven viel schwieriger ist als auf dem Festlande, aber auch auf dem letztern fehlt es den Suahelilbauern an Arbeitskräften. Der Araber kann in Ost-Afrika schwere Feldarbeit ebensowenig verrichten wie der Europäer, und die freigelassenen Neger sind zu derselben nicht zu bewegen. Wer wird aber Kopal graben, wer die Orseilleflechten sammeln, die Kaurinuscheln fischen, wer die noch schwerere Arbeit des Steinbrechens, des Lastentragens u. s. w. verrichten, wenn es an der Küste keine Sklaven mehr geben wird? Der Küstenbewohner ist auf den Ertrag seiner Plantagen angewiesen, und sein Ruin ist unvermeidlich, wenn man ihm die Arbeitskräfte entzieht, welche er benutzt.

Die Lage der zum Landbau verwendeten Sklaven selbst ist heute eine viel schlimmere als vor 20 Jahren. Ihre Zahl hat sich vermindert, aber die zu verrichtende Arbeit ist dieselbe geblieben oder hat sich noch vermehrt. Die natürliche Folge davon ist, daß die Sklaven jetzt mehr arbeiten müssen. Man nützt ihre Kraft so viel als möglich aus, und da man fürchtet, daß die Sklaverei ganz aufgehoben werden könnte, sucht man sich wenigstens für einige Jahre eine höhere Rente zu sichern, wenn schon das Kapital über kurz oder lang verloren gehen soll. Niemandem fällt es unter solchen Umständen ein, seine Sklaven gut zu nähren. „Sie erhalten zu wenig Nahrung und haben zuviel Arbeit,“ äußerte sich ein Plantagenverwalter des Sultans, „deshalb sterben sie hin und vermehren sich nicht.“ Der Sultan geht nämlich seinen Unterthanen mit gutem Beispiel voran. Im Jahre 1870 waren auf seinen Plantagen noch 50000 Sklaven beschäftigt, jetzt aber ist die Zahl derselben auf 10000 zusammengeschmolzen. Diese müssen dieselbe Arbeit verrichten, welche früher von der fünffachen Sklavenzahl verrichtet wurde. Schlechte, ungenügende Nahrung und schwere Arbeit dezimieren die Reihen der unfreien Arbeiter rasch, und da weder die Einfuhr, noch die Geburten ausreichenden Ersatz bieten, rückt die Katastrophe, welche in Sansibar unvermeidlich ist, mit Riesenschritten näher.

Der freigelassene Neger will von einer Thätigkeit als Landarbeiter nichts wissen. Sein Prinzip ist überhaupt, lieber sich mit geringem Lohn zu begnügen, wenn nur die Arbeit eine leichte ist. Seine Bedürfnisse sind gering, 20 Pfennig täglich genügen zu seinem Unterhalt. Nur die größte Not kann ihn daher

zwingen, schwere Arbeit zu verrichten, und er wird dem Plantagenbau, auch wenn derselbe noch so gut bezahlt würde, möglichst fern bleiben und lieber trachten, als Träger bei einer Karawane oder bei einer von Europäern geleiteten Expedition Beschäftigung zu finden. Auf einer solchen erwarten ihn vielleicht auch große Anstrengungen und Entbehrungen, aber diese erträgt er willig, denn die Hoffnung auf das angenehme Leben, das ihn nach seiner Rückkehr erwartet, stählt seine Kraft. Der Lohn, der ihm dann ausgezahlt wird — 100 bis 200 Mark — ist für ihn ein Kapital, von welchem er lange Zeit herrlich und in Freuden leben kann, ohne



Seyd Bargash, Sultan von Sansibar.

arbeiten zu müssen. Den Vorschuß, den er erhielt — 30 bis 50 Mark — hat er zum Teil seiner Frau zurückgelassen, aber diese erwirbt während seiner Abwesenheit ihren Lebensunterhalt durch Anfertigung von Strohmatten, und er selbst giebt während der Reise kein Geld aus, da der Unternehmer für seine Verpflegung zu sorgen hat. So verfügt er bei der Heimkehr über eine Summe, welche er durch Arbeit in den Plantagen nie erwerben könnte — für ihn ein Grund mehr, die schwere Arbeit zu meiden. Hohe Löhne, durch welche freie Arbeiter angelockt würden, vermag aber der Plantagenbau nicht zu bieten. Ein Tagelohn von 50 Pfennig



Palmengruppe an der Sanffourflüße.



Palmengruppe an der Sanjibarfüße.

bei achttündiger Arbeitszeit ist das Maximum von Belastung, welches die Mehrzahl der Bodenprodukte trägt. Übersteigt der Arbeitslohn diese Grenze, so ist der Anbau von Zuckerrohr, Negerkorn, Mais, Maniok u. s. w. nicht mehr lohnend.

Wer viele Sklaven besitzt, macht daher heute vortreffliche Geschäfte durch das Vermieten derselben. Da ein Tagelöhner seinem Herrn täglich 35 Pfennig abliefern muß, so gewinnt der letztere durch ihn jährlich mindestens 100 Mark, während der Kaufpreis des Sklaven nur 100 bis 120 Mark betrug. Die Landsklaven dagegen stehen sich, wenn sie einen wohlhabenden Herrn besitzen, meist nicht schlecht. Sie haben außer dem Freitag — dem mohammedanischen Sonntag — noch einen Tag in der Woche frei, an dem sie für sich arbeiten oder ausruhen können. Der Herr sorgt für ihre Nahrung und Kleidung, muß die Kranken pflegen und darf auch den alt Gewordenen das Gnadenbrot nicht versagen. Schlimm wird ihre Lage nur dann, wenn ihr Herr selbst Not leidet und sich gezwungen sieht, ihre Kräfte rücksichtslos auszunützen.

Nus alledem ersieht man, daß die Unterdrückung des Sklavenhandels weder für das Land noch für die Sklaven ein Segen war. Auch hier zeigt es sich wieder, daß afrikanische Verhältnisse nicht mit europäischem Maßstab gemessen werden dürfen. So verwerflich die Sklaverei unstreitig ist und so grauenhaft der Sklavenhandel war, so kann doch auch nicht geleugnet werden, daß die auf Sklavenarbeit beruhende arabische Kultur bisher in bezug auf die Zivilisation der Neger mehr erreicht hat als die Europäer in den meisten ihrer Niederlassungen erreicht haben. „Der Reisende,“ sagt Dr. Fischer, „welcher nach mehrmonatlichem Aufenthalt im Innern des Kontinents wieder zu den mohammedanischen Küstenbewohnern Ost-Afrikas zurückkehrt, empfindet so recht, was für ein Abstand doch zwischen der arabischen Kultur und denjenigen Zuständen ist, die sich bei den Völkern des Binnenlandes finden. Im Osten sind die Araber die eigentlichen Pioniere gewesen, auf deren Wegen die Europäer weiter arbeiten. Auf den arabischen Routen sind auch die Missionäre vorge drungen; in den Gebieten des Ostens, wo die Araber keinen festen Fuß gefaßt haben, finden wir auch keine Missionsstationen.“²⁾

Für in Ost-Afrika zu gründende deutsche Kolonien, namentlich für solche mit Plantagenwirtschaft, die ja hier zunächst allein in Betracht kommen können, sind die Arbeiterverhältnisse an der Küste von Sansibar von maßgebender Wichtigkeit. Der Kolonist ist nirgends so von der eingeborenen Bevölkerung abhängig wie in Afrika, und ohne ihren Beistand wird jede Kulturarbeit unmöglich. Die Arbeiten Stanleys am Kongo haben gezeigt, wie wenig man bei der Anlage von Straßen, beim Transport von Waren, beim Bau von Stationsgebäuden, kurz bei allen körperliche Thätigkeit erfordernden Unternehmungen den Neger entbehren kann. Das wird wohl nie, wenigstens nicht in absehbarer Zeit anders werden. Die im Hinterlande von Sansibar entstehenden deutschen Niederlassungen hängen ebenso von der Dienstwilligkeit der Eingeborenen ab wie die Stationen am Kongo. Stanley ist es gelungen, in großen Scharen Arbeiter aus Sansibar an den Kongo zu bringen, und sie haben sich dort, fern der Heimat und dem Zwang der Verhältnisse sich fügend, als tüchtige, brauchbare Arbeiter erwiesen, die nun auch beim Plantagenbau Verwendung finden, dem sie in ihrer Heimat so abhold sind. Ob es möglich sein wird, Arbeiter aus Sansibar stets in genügender Zahl auch auf den deutschen Plantagen zu erhalten, von denen den Mißvergünstigten die Rückkehr in die Heimat nicht so erschwert ist wie den am Kongo Befindlichen, wird erst die Folgezeit lehren. Auf Sympathie und auf Unterstützung seitens der Sansibarier können die deutschen Bestrebungen nicht rechnen, und am allerwenigsten können sie solche vom Sultan von Sansibar erwarten.

Nächst den Arbeiterverhältnissen und der Stimmung der eingeborenen Bevölkerung kommt für eine neu zu gründende Kolonie das Klima in Betracht, welches bei allen Unternehmungen auf afrikanischem Boden in erster Reihe berücksichtigt werden will.

²⁾ Dr. f. A. Fischer, Mehr Licht im dunkeln Weltteil. Betrachtungen über die Kolonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar-Gebietes. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1885, Seite 64.

Es ist in neuester Zeit über die Frage, ob Europäer in Tropengegenden leben können, viel geschrieben und gestritten worden. Die Frage dürfte weder unbedingt zu bejahen, noch unbedingt zu verneinen sein. Jedenfalls kommt es sehr darauf an, wie der betreffende Europäer seine Lebensweise einrichtet. Es ist ja bekannt, wie die Weißen selbst an jenen Krankheiten schuld sind, welche in der Regel als Folgen des Klimas bezeichnet werden. Den Verhältnissen nicht entsprechende Kost, übermäßiger Genuß geistiger Getränke, eine zu der dem Körper zugeführten Stoffmasse in einem Mißverhältnis stehende körperliche und geistige Thätigkeit legen meist den Grund zu Krankheiten, welche bei einiger Vorsicht vermieden werden konnten. Dr. Fischer weist darauf hin, daß die in Bombay ansässigen Engländer trotz des vielen Brandy, den sie genießen, den von ihnen getriebenen gymnastischen Übungen, dem Ball- und Polo-Spiel und ähnlichem Sport, es zu verdanken haben, daß sie verhältnismäßig wenig durch das Klima leiden. Derselben Angewohnheit verdanken es die deutschen Kaufleute in Sansibar, daß sie sich in den letzten Jahren einer guten Gesundheit erfreuten und sich die frische Gesichtsfarbe, die sie von Europa mitgebracht, bewahrten. „In mancher Beziehung,“ äußert sich Dr. Fischer, der lange Zeit als praktischer Arzt in Sansibar gelebt, „sind die Tropen, was Krankheiten anbetrifft, unserem Klima gegenüber im Vorteil. Diphtheritis und Typhus, die bei uns so viele Opfer fordern und denen wir in therapeutischer Beziehung ziemlich machtlos gegenüberstehen, sind dort unbekannt. Dysenterie und Malaria sind die einzigen einheimischen Infektionskrankheiten Afrikas, welche dem Fremdling direkt gefährlich werden, gegen die wir aber so ausgezeichnete Mittel besitzen, daß wir sie mit dem besten Erfolge zu bekämpfen imstande sind. Die Dysenterie hat ferner in Afrika im allgemeinen keinen bösartigen Charakter und tritt weniger epidemisch auf; selbst in einem verhältnismäßig unreinen Orte wie Sansibar, in dem die Dysenterie nie ausbricht, sind niemals Epidemien beobachtet worden. Auch besitzen wir in der Brechwurz (Ipecacuanha) gegen die afrikanischen Dysenterien ein ausgezeichnetes Mittel, dessen Wirkung kaum weniger sicher ist, wie die des Chinin bei Malaria. Auf Sansibar finden die meisten Erkrankungen an Dysenterie während des Regens statt.“ Die Sommerhitze ist hier weit weniger gefährlich, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, und Hitzschlag und Sonnenstich kommen in Europa bei Truppenübungen viel häufiger vor als in Sansibar bei den ohne allen Schutz gegen die Sonne im freien sich aufhaltenden Europäern. Fieber herrschen sowohl an der Küste als auf den Hochebenen im Innern, und auf den letzteren treten sie trotz einer Höhe von 6000 Fuß über dem Meere oft sehr bösartig auf. Trotzdem leben Europäer auf Sansibar schon seit Jahren, ohne auch nur ein einzigesmal einen Fieberanfall gehabt zu haben, und sie werden im allgemeinen von Fieberanfällen viel seltener heimgesucht als die Sansibariter und die Inder. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung sind die trockenen und gut ventilirten Wohnungen der Europäer. Was in diesen den Bewohner gegen das Fieber schützt, fehlt in den Wohnungen der Eingeborenen und Inder, welche durch Feuchtigkeit und schlechte Luft zu wahren Brutstätten des Fiebers werden. Der Europäer, der in solchen Räumen übernachtet oder sich auch nur kurze Zeit dort aufhält, entgeht dem Fieber selten. Außerdem sind auf der Insel Sansibar und an der Küste gewisse mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckte Niederungen sehr gefährlich als Herd der sogenannten Gallenfieber, und ein Europäer, welcher z. B. in den flughniederungen gegenüber der Insel jagt, wird schon nach wenigen Tagen vom Fieber befallen. Der Europäer kann also auch in Sansibar und an der gegenüberliegenden Küste jahrelang ohne Schaden für seine Gesundheit sich aufhalten, nur muß er verschiedene Vorsichtsmaßregeln nie außer acht lassen. Zu diesen gehört in erster Reihe ein gesundes Schlafgemach in einem zweckmäßig angelegten Hause. Das letztere soll auf einem freien, von der Sonne beschienenen Platze liegen, möglichst fern von großen Bäumen, durch welche Feuchtigkeit zurückgehalten und die Lüfterneuerung erschwert wird. Die Fenster müssen so angebracht sein, daß leicht Luftzug entstehen kann. Der Fußboden ist aus einer, einen halben Fuß dicken Schicht Asche und Lehm zu bilden und diese festzustampfen. Dem Schlafraum halte man alle Feuchtigkeit fern, und wenn es möglich ist, versehe man die Wände mit einem Kalkanwurf. Wer alle diese Vorsichtsmaßregeln beachtet, wird in Sansibar durch Fieber und andere Krankheiten nicht viel zu leiden haben.

Aus dem Gesagten ergibt sich aber auch schon, für wen die Verhältnisse in Sansibar am ungünstigsten sind. Die Leiter von Stationen, ansässige Kaufleute, welche nicht zu Reisen gezwungen sind, und Missionäre, welche sich alle in der Lage befinden, in solid gebauten, luftigen und trockenen Häusern zu wohnen, werden sich im Lande am besten befinden und von Krankheiten meist verschont bleiben; der Plantagenverwalter befindet sich schon in weniger günstiger Lage, allen üblen Einwirkungen des Klimas sind dagegen der Reisende und der selbstthätige Landmann ausgesetzt, welche selten in der Lage sein werden, alle Vorsichtsmaßregeln, die hier geboten sind, zu berücksichtigen. Das ergibt für jene Gegenden Ost-Afrikas, über welche heute bereits ein Urtheil abgegeben werden kann, die feste Regel, daß sie für Ansiedler, welche den Boden selbst bebauen wollen, nicht geeignet sind, daß aber in ihnen ein Plantagenbetrieb mit Hilfe einheimischer Arbeitskräfte, wobei dem Weißen bloß die Leitung und Beaufsichtigung obliegt, möglich ist, obwohl der letztere unter Umständen bedeutende Opfer an Leben und Gesundheit fordern wird.

Das sind die Hauptschwierigkeiten, welche sich einer deutschen Kolonisation an der Ostküste entgegenstellen. Unüberwindlich dürfte keine derselben sein. Es erübrigt nun noch die Beantwortung der Frage, ob das Land imstande sei, für die aufgewandte Mühe, Zeit und Kosten einen lohnenden Ertrag zu liefern. Sansibar exportiert heute namentlich Elfenbein, Kautschuk, Gewürznelken, Kopal, Häute, Koprah, Orseille, roten Pfeffer, Sesamsaat und Arachiden. Alle anderen Ausfuhrartikel, wie Schildpatt, Wachs, Straußenfedern u. s. w. repräsentieren nur unbedeutende Summen.

Unter den oben genannten Hauptausfuhrartikeln müssen wir zunächst die im Lande selbst erzeugten, wie Kautschuk, Gewürznelken u. s. w., von dem auf dem Wege des Zwischenhandels in dasselbe gelangenden Elfenbein scheiden und bei jedem vereinzelt in Erwägung ziehen, inwieweit eine europäische Konkurrenz der einheimischen Thätigkeit gegenüber möglich ist.

Obwohl noch zuweilen Fälle vorkommen, daß Händler Zähne im Innern so billig kaufen, daß sie in Sansibar das Dreifache des Kaufpreises, die Transportkosten eingerechnet, erhalten, so ist doch der Elfenbeinhandel auch für die Eingeborenen nicht mehr so lukrativ, wie er früher war. Die Elfenbeinhändler sind vielen Wechselfällen ausgesetzt. Nach anstrengendem Marsche an ihrem Ziele angelangt, finden sie sich vielleicht in ihren Erwartungen, dort viel Elfenbein vorzufinden, getäuscht und müssen unverrichteter Sache mit dem größern Teil ihrer Waren zurückkehren. Sie müssen auch dann noch froh sein, wenn sie ihren Ausgangspunkt unangefochten erreichen und wenn sie nicht unterwegs von Eingeborenen überfallen und geplündert wurden. Das ganze Geschäft verliert durch solche unberechenbare Unglücksfälle die solide Grundlage, und der Gewinn wird durch dieselben häufig so reduziert, daß er einem europäischen Konkurrenten in keiner Weise mehr genügen würde. Und ein solcher hätte überdies auf einem Zuge ins Innere viel bedeutendere Kosten als die eingeborenen Händler, welche so manches entbehren können, was der Europäer nicht zu missen vermag, und er würde daher schon in Fällen mit Verlust arbeiten, in denen die Einheimischen immer noch einen, wenn auch verschwindend kleinen Gewinn erzielen.

Für den Elfenbeinhandel an der Sansibarküste sind die wichtigsten Plätze Pangani, Mombassa, Sadani und Bagamoyo. Da Sansibar das feinste Elfenbein von ganz Afrika liefert (in Sansibar ist jenes von Pangani das schönste), ist hier selbstverständlich die Konkurrenz eine sehr große. Schon vor Jahrhunderten haben Araber und Indier sich an der Sansibarküste festgesetzt, und in ihrem Interesse liegt es, jedes Eindringen neuer Händler zu verhindern. Der europäische Kaufmann, der an dem Elfenbeinhandel sich beteiligen will, muß daher feste Stationen an der Küste gründen und von diesen aus successive Stationen nach dem Innern vorschicken, um einen gesicherten Warenaustausch zu ermöglichen, wie er bereits in den Faktoreien an der Westküste stattfindet. Das für den Sansibarhandel wichtigste Elfenbeinengebiet befindet sich zwischen dem Ukerewe und den Schneebergen. Von dort kommen jährlich 35000 Kilo nach Pangani. Die Lage der deutschen Erwerbungen, deren Nordgrenze der Fluß Pangani bildet, ist daher in bezug auf den Elfenbeinhandel anscheinend eine sehr günstige. Es kommt nur darauf an, ob eine Konkurrenz mit den Arabern und Eingeborenen im

Elfenbeinhandel mit dem Innern eine nach europäischen Begriffen genügende Rentabilität in Aussicht stellt, und auf diese Frage scheint allerdings die Antwort nicht sehr befriedigend und aufmunternd zu lauten.

In Sansibar erfordert außerdem der Elfenbeinhandel große Erfahrung im Geschäft, da die Qualität eines Zahnes nicht leicht zu beurteilen ist und oft bei Zähnen, welche äußerlich fast gleich aussehen, eine innere Qualitätsverschiedenheit von 20% vorhanden ist. Auch die großen Preisschwankungen erschweren den Elfenbeinhandel, doch von diesen wird der Handel überhaupt und nicht bloß jener der Sansibarküste betroffen, weshalb sie hier weniger in Betracht kommen. Sansibar bestimmt allerdings den Preis der Ware auf dem Weltmarkt, da alle anderen Elfenbeinorten nach dem Sansibarer Elfenbein notiert werden. In den Jahren 1840 bis 1850 wurden 50 Kilogramm durchschnittlich mit 530 Mark bezahlt, 1851 bis 1860 durchschnittlich



Fort Mombassa.

mit 720 Mark; 1872 stieg der Preis sogar auf 1320 Mark, sank aber dann rasch, und erst seit 1879 ist wieder eine Steigerung eingetreten.³⁾

Günstiger als in bezug auf den Elfenbeinhandel scheinen die Verhältnisse in bezug auf die Bodenprodukte zu sein. Dr. Fischer, dessen auf langjähriger Erfahrung beruhende Erklärungen einen höchst schätzenswerten Beitrag zur Beurteilung der Zustände an der Ostküste bilden, dürfte hier doch zu pessimistisch geurteilt haben. Er weist darauf hin, daß alle wertvollen Landesprodukte — abgesehen vom Elfenbein — nur von einem mehr oder minder schmalen Küstenstrich geliefert werden. „Die wertvollen Gewürznelken,“ sagt er, „von denen

³⁾ Vortrag des Herrn J. Westendorp „Über den Elfenbeinreichtum Afrikas“ auf dem 5. deutschen Geographentage in Hamburg.

jährlich 4 200 000 Kilo in den Handel kommen, gedeihen nur auf Sansibar und der kleinen Insel Pemba. Der Kokosnußbaum verlangt, wie bekannt, Seeklima und findet sich nur an dem Küstenstriche selbst; Kopal, jenes fossile, dem Bernstein ähnliche Harz, kommt vorzugsweise von den Küstenorten Ugáú und Kíloa, ist aber, seitdem der australische Kaurikopal in Konkurrenz getreten, so im Preise gesunken, daß die Gewinnung sich nur mit Sklavenarbeit lohnen dürfte. Kautschuk liefert Ost-Afrika in geringer Quantität und zugleich weniger guter Qualität; nördlich von Mombassa findet er sich nicht mehr. Er stammt hauptsächlich aus den südlich von der Insel Sansibar gelegenen Küstengebieten, doch sind hier in den der Küste näher gelegenen Distrikten die wertvollen Pflanzen bereits fast vollständig durch die rohe und unkluge Art, den teuren Milchsaft zu gewinnen, ausgerottet. In den ausgedehnten, im allgemeinen wenig bewaldeten Hochebenen des zentralen Ostens findet sich weder *Ficus elastica*, noch die *Eandolphia*-Ranke. Der rote Farbstoff, den die Orseille-Flechte liefert, wird gewiß mit der Zeit durch chemische Fabrikate vollkommen verdrängt werden; zudem rentiert sich das Sammeln dieser besonders auf Afazien wachsenden Flechtenart nur bei Sklavenarbeit. Die anderen als Exportartikel in Betracht kommenden Bodenprodukte: Sesamsaat, Erdnüsse, stammen ausschließlich von den an der Küste befindlichen Plantagen der Mohammedaner, roter Pfeffer nur von einem gewissen Distrikte der Insel Sansibar. Alle übrigen Produkte, die Sansibar liefern soll, wie Kaffee, Zimt, Muskatnüsse, Indigo, Baumwolle, existieren entweder gar nicht oder doch nur insofern, als die Gärten weniger reicher Araber einige Pflänzchen der Art aufweisen. Für den Exporthandel kommen diese Dinge aber nicht in Betracht, ebenso wenig die Datteln, welche auch in den Gärten der Stadt gepflanzt werden. Der Boden der Insel ist nicht dazu geeignet, diese Kulturpflanzen in großem Maßstabe zu ziehen. Baumwollsaaten finden sich allerdings zerstreut auf den Plantagen der Insel und der Küste in einer Menge vor, daß die Mohammedaner ihre Kissen und Matratzen mit dem Erzeugnisse ausstopfen können; zu anderen Zwecken ist dasselbe aber kaum zu gebrauchen."

Nach diesem Urtheil Fischers würde uns Ost-Afrika allerdings so wenig bieten, daß es zur Gründung von Niederlassungen keineswegs verlocken könnte. Dr. Fischer sieht hier aber wohl, wie schon oben bemerkt, etwas zu schwarz. Im großen und ganzen sind die Verhältnisse in West- und Ost-Afrika dieselben. Hier wie dort hat die eingeborene Bevölkerung bisher vom Raubbau gelebt, und daß bei einem solchen früher oder später eine Erschöpfung der Quellen eintreten muß, liegt auf der Hand. Weite Küstenstrecken Afrikas, von denen aus einst ein lebhafter Elfenbeinhandel getrieben wurde, exportieren z. B. heute nur wenig oder gar kein Elfenbein mehr, weil die Elefanten in der Nähe der Küste ausgerottet und tief ins Innere zurückgedrängt sind. Trotzdem sind diese Küsten nicht ohne Handelsverkehr. Wie an Stelle des Verkaufes der Sklaven, für welche die Eingeborenen lange Zeit die europäischen Produkte eintauschten, nach der Unterdrückung des Sklavenhandels allmählich der legale Handel mit Landeserzeugnissen sich entwickelte, so wird auch die Verminderung der jetzt mühelos gewonnenen Landeserzeugnisse mit zwingender Notwendigkeit zu einer neuen Periode des Handels führen, in welcher der Neger das faullenzerdasein des Händlers aufgeben und ernster Arbeit sich wird zuwenden müssen. Daraus, daß die Sansibarküste in der Menge ihrer Bodenerzeugnisse heute hochgepannte Ansprüche nicht zu befriedigen vermag, läßt sich doch offenbar nicht der Schluß ziehen, daß sie unfähig sei, Erzeugnisse zu liefern, durch welche ein lebhafter Handel unterhalten werden könnte. Was G. Schweinfurth vor kurzem in bezug auf ganz Afrika äußerte, dürfte namentlich auch auf Sansibar Anwendung finden: es ist bisher viel zu wenig der Leistungsfähigkeit des Bodens Beachtung geschenkt, viel zu wenig durch sachkundige Männer erforscht worden, für den Anbau welcher Gewächse dieses oder jenes Land sich eignet. Man spricht so viel davon, daß der Neger kein Freund mühevoller Arbeit ist, und doch möchte man selbst ohne viele Mühe etwas erzielen, möchte — mit dünnen Worten gesagt — in Afrika ernten ohne gesät zu haben. Daß der Boden der Sansibarküste und des Hinterlandes für den Anbau mancher Gewächse geeignet ist, welche heute keine Exportartikel — oder doch wenigstens keinen nennenswerten — bilden, die aber vielleicht einen solchen bilden könnten, beweisen die oben zitierten Worte Dr. Fischers. Dies gilt in erster Reihe von Sesamsaat,

Erdnüssen, rotem Pfeffer, welche ja heute schon, wenn auch nur in geringer Menge ausgeführt werden. Inwieweit ein Anbau von Produkten wie Kaffee, Zimt, Muskatnüsse, Indigo u. s. w., von denen bisher nur „die Gärten weniger reicher Araber einige Pflänzchen aufweisen“, in anderen Gebieten und in größerem Umfange möglich wäre, bliebe doch wohl noch zu untersuchen. Wenn auch der Boden der Insel zu einem Anbau solcher Kulturpflanzen in großem Maßstabe nicht geeignet ist, so ist dies nicht auch schon für das ganze Hinterland der gegenüberliegenden Küste entschieden, welches für uns doch in erster Reihe in Betracht kommt.

Afrika ist gewiß kein Indien, als das es in der ersten Begeisterung von manchen gepriesen wurde; im Vergleich mit Indien ist es vielmehr ein armes Land, und doppelt arm, weil es eine Bevölkerung besitzt, welche nur wenige Bedürfnisse kennt und daher nicht den Drang fühlt, durch Arbeit zu erringen, was die Natur nicht schenken will. Zeit, Geld und Arbeit, das sind die drei Faktoren, durch deren Zusammenwirken Afrika vielleicht dereinst, in einem kommenden Jahrhundert sich zur Wohlhabtheit emporgeschwungen haben wird, aber wie viele, welche an der Erschließung der Hilfsquellen des Landes gearbeitet, werden bis dahin am Erfolg verzweifelnd sich zurückgezogen haben, wie viele Versuche werden mißglückt sein! Sieben Jahre voll Arbeit und Mühe hat die Anlage der Wörmannischen Kaffee-Plantagen am Gabun gekostet, und kolossale Summen hat sie verschlungen, und nach sieben Jahren ist das Resultat doch ein negatives. Wenn nun trotzdem eine neue Kommandit-Gesellschaft Wörmann, Thormählen & Co. den Versuch, Kaffee-Plantagen zu errichten, diesmal auf deutschem Gebiet, in Kamerun, erneuern will, so beweist dies nur, daß ein Mißerfolg in Afrika einen Unternehmer nicht abschrecken darf, daß vielmehr jeder Mißerfolg ein Lehre enthält, durch deren Ausnutzung wir allmählich zur richtigen Erkenntnis fortschreiten. In Ost-Afrika wird es uns nicht besser ergehen als in West-Afrika, auch dort werden mißglückte Versuche wie jene am Gabun nicht ausbleiben. Wir haben uns das Land erschlossen, aber wir kennen gerade das für uns Wichtigste noch nicht: die Leistungsfähigkeit seines Bodens. Die Ethnographen, die Topographen, Geologen u. s. w., welche das Land bereist haben, konnten uns zwar auch berichten, welche Kulturpflanzen dort gebaut werden, keineswegs aber konnten sie darüber aufklären, welche dort möglicherweise gebaut werden könnten. Der Weg, den die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft eingeschlagen hat, durch Sachmänner feststellen zu lassen, für welcherlei Anbau der Boden sich eigne, ist daher der einzig richtige. Die Baumwollstaude gedeiht, wie wir wissen, auf der Insel und an der Küste, und wenn die dort gewonnene Baumwolle von sehr geringer Güte ist, so soll bei Marka an der Somaliküste, südlich von Madischu, Baumwolle gewonnen werden, welche der ägyptischen an Güte gleichkommt. Vielleicht stellen Versuche im Innern fest, daß sich dort Gebiete befinden, in welchen der Anbau der Baumwollstaude mit Erfolg in Angriff genommen werden kann. Daß es im äquatorialen Afrika noch viele Gebiete giebt, in denen der Anbau der Baumwollstaude möglich ist, steht ja außer Zweifel, und würde auch nur diese eine Möglichkeit des Anbaues einer Kulturpflanze in unserer ostafrikanischen Kolonie festgestellt, so hätte dieselbe für uns bereits einen bedeutenden Wert gewonnen. Deutschland, im Besitze einer Baumwolle erzeugenden Kolonie, wäre, zunächst in Ost-Afrika, ein nicht gering zu schätzender Konkurrent Englands in einem Artikel, in welchem dieses bisher den afrikanischen Markt vollständig beherrscht.

Der Sultan hat es nun allerdings nie gern gesehen, wenn europäische Expeditionen durch sein Land in das Innere drangen. Verständnis und Interesse für geographische Fragen ist bei ihm nicht vorauszusetzen. Trotzdem hat er stets bereitwillig Reisende, welche von Sansibar zum Festland hinüberfahren, mit Empfehlungsbriefen an seine Statthalter versehen, weil er wußte, daß die letzteren bereits unterrichtet waren, wie sie sich den Fremden gegenüber zu benehmen hatten. Der Sultan war die unbequemen Gäste los, und seine Beamten auf dem Festlande mochten nun zusehen, wie sie unter dem Deckmantel der größten Höflichkeit und Zuvorkommenheit denselben möglichst viele Hindernisse in den Weg legen konnten. Das war wenigstens früher so — jetzt beginnt es allmählich anders zu werden. Zwei Ereignisse haben in jüngster Zeit die Lage in Sansibar völlig verändert: die durch Stanleys Durchquerung Afrikas bewirkte Erschließung des Kongogebietes von Westen her und die Gründung deutscher Niederlassungen im Innern des Festlandes gegenüber der Insel

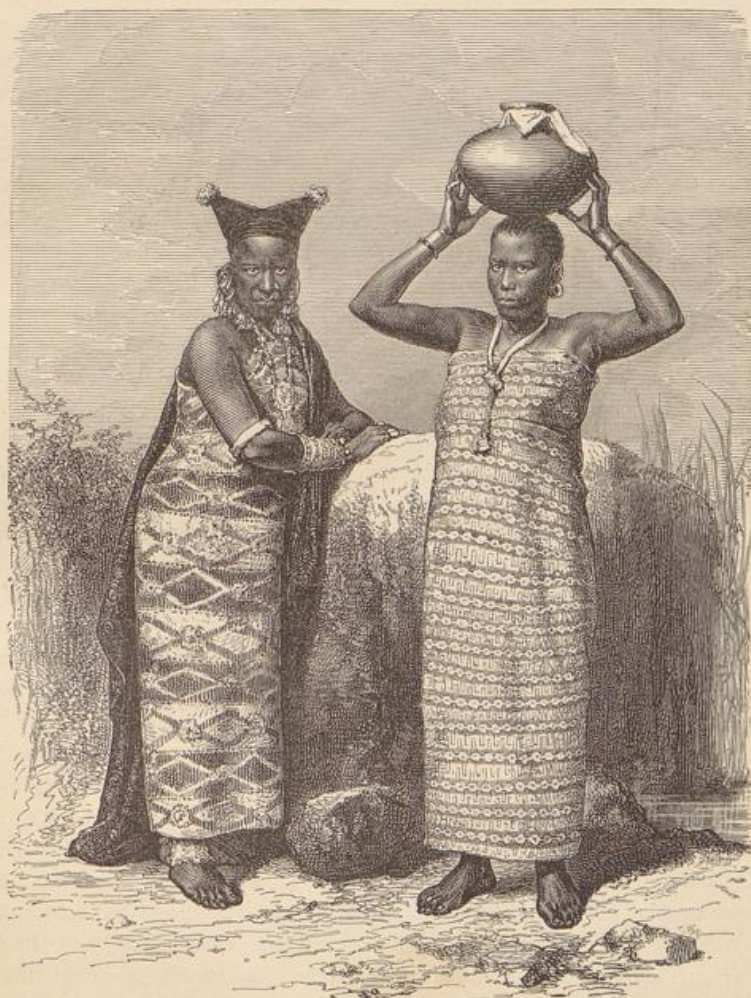
Sansibar. Der Kongostaat und das Sultanat Sansibar sind Konkurrenten im Handel mit dem Innern, und der Sultan und die Araber sind sich darüber klar, daß ein Fortbestehen der jetzigen Verhältnisse auf die Dauer unmöglich ist. Früher oder später muß es zwischen den Konkurrenten zu Kollisionen kommen. In Njangwe, dem Haupthandelsplatz für Elfenbein vom obern Kongo, sind die Araber aus Sansibar die Herren. Nun liegt allerdings Njangwe in dem auf der Berliner Konferenz geschaffenen Freihandelsgebiet, und die Araber haben zweifellos dasselbe Recht, dort Handel zu treiben, das jedem anderen zusteht, aber der harmlose Handel mit Elfenbein hat bekanntlich bei den Arabern eine nichts weniger als harmlose Kehrseite. Schon durch die Berichte Livingstones, Stanleys u. s. w. wissen wir, in welcher Weise die Handelsexpeditionen der Araber ausgeführt werden. Es sind wohl organisierte Raubzüge in die Negerdistrikte, welche reiche Händler mit



Pemba.

hundertern, ja tausenden bewaffneter Sklaven unternehmen, und auf denen das Land weithin verwüstet und ausgeplündert, die Einwohner niedergemacht oder als Sklaven fortgeführt werden. Die kleinen Negerstaaten am obern Kongo haben den plötzlichen Überfällen durch die gut bewaffneten Scharen der Araber selten bedeutenden Widerstand entgegenzusetzen vermocht, und die Eingeborenen sahen sich in der Regel gezwungen, um den Nachstellungen zu entgehen, weiter nach Süden oder Westen zu wandern. Solche Raubzüge werden jedoch unmöglich werden, wenn die Stationen am Kongo sich vermehren und der neue Staat sich immer mehr befestigt. Das Streben der Leitung des Kongostaates wird darauf gerichtet sein müssen, sich von der unangenehmen Nachbarschaft in Njangwe zu befreien und den Hauptherd des Sklavenhandels für die Länder südlich vom Äquator zu vernichten. Die großen Sklavenhändler in Njangwe vom Schlage des bekannten Tippu-tib, der über ein ganzes Heer mit Gewehren bewaffneter Sklaven verfügt, kümmern sich zwar nicht viel um den

Sultan von Sansibar, sie sind durch ihre bewaffneten Scharen im Innern des Landes die Herren, aber sie erkennen den Sultan doch als ihren Oberherrn an, und dieser muß in jeder ihnen drohenden Gefahr auch eine Bedrohung seiner eigenen, wenn auch nur nominellen Herrschaft sehen. Das ist der Grund des Umschwungs in der Gesinnung des Sultans, das die Veranlassung seiner Weigerung, fernere Anwerbungen von Arbeitern



Frauen am Hofe des Sultans von Sansibar.

für die Stationen am Kongo in seinem Gebiete zu gestatten. Er hat erkannt, welche Gefahr vom untern Kongo her den Stationen der Araber am Tanganjika droht, und er versucht, seiner alten Politik getreu, die Pläne der Europäer zu durchkreuzen und ihr Vordringen zu hindern.

Was vom Kongostaat gilt, das gilt auch und in noch verstärktem Grade von den Erwerbungen der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft. Die Sultane im Innern, mit denen dieselbe Verträge abgeschlossen hat,

erkennen zwar den Sultan von Sansibar nicht als Oberherrn an, aber der Sultan betrachtet sich als Herrn alles Landes, welches hinter der Küste von Sansibar liegt. Thatsächlich ist jedoch seine Oberhoheit landeinwärts nur in einigen wenigen Plätzen anerkannt, die wir später näher kennen lernen werden. Ein Festsetzen Deutschlands im Innern mußte da selbstverständlich, ohne daß es der englischen Einflüsterungen bedurfte — welche überall zu vermuten jetzt förmlich Mode geworden ist — dazu führen, daß der Sultan mit Mißtrauen gegen die Deutschen erfüllt wurde und den Verdacht schöpfte, daß man es auch auf seinen übrigen Besitz abgesehen habe. Infolge dessen hat sich in Sansibar ein Umschwung zu Ungunsten der Deutschen vollzogen. Früher waren die Deutschen beliebt, die Engländer verhaßt. Wenn ein Europäer im Hafen ans Land stieg, war die erste Frage der Eingeborenen, mit denen er zusammentraf, ob er ein Engländer sei, und wenn dies verneint wurde, konnte er eines freundlichen Empfanges sicher sein. Man haßte die Engländer, weil von ihnen die Maßregeln gegen den Sklavenhandel ausgingen, welche den Wohlstand der Bevölkerung untergruben. Die Deutschen, welche man im Verdacht hat, daß sie sich zu Herren des ganzen Landes machen wollen, müssen dem Sansibarer nun noch schlimmer erscheinen als die Engländer.

Augenblicklich läßt sich noch nicht bestimmen, welchen Verlauf die Krisis in Sansibar — denn eine solche ist nach dem Eingriff, den sich der Sultan in deutsches Gebiet erlaubt haben soll, unvermeidlich — nehmen wird, aber die bisherigen Resultate unserer Kolonialpolitik stellen heute schon zweierlei außer allen Zweifel: erstens, daß deutsche Interessen, wenn solche wirklich verletzt wurden, in nachdrücklichster Weise werden gewahrt werden, und zweitens, daß die Spannung zwischen dem Sultan und Deutschland eine beide Teile befriedigende, friedliche Lösung finden wird. Eroberungen in Afrika liegen nicht in Deutschlands Interesse. Die Aufgabe des Vertreters des deutschen Reiches in Sansibar kann keine andere sein, als am Hofe des Sultans der Überzeugung Bahn zu brechen, daß das Deutsche Reich eine befreundete Macht ist, von welcher der Sultan nichts zu befürchten hat, die kein ihm von Rechtswegen gehöriges Gebiet ihm rauben, sondern vielmehr die Selbständigkeit seines Reiches erhalten und die Umgegend desselben durch irgend eine andere Macht verhindern will. Einen sehr beherzigenswerten Vorschlag für die Regelung unserer künftigen Beziehungen zu Sansibar enthält ein aus sachkundiger Feder stammender Aufsatz der Deutschen Kolonialzeitung,⁴⁾ dem wie folgende Sätze entnehmen:

„Wir Deutsche haben vor den Engländern einen großen Vorteil voraus, und wir müssen uns desselben ja nicht begeben. Ich meine die Stellung, die wir durch unsere Nichtbeteiligung an der Sklavenfrage unstrittig in der Meinung der Araber besitzen. Nachdem England einmal, aus freiem Willen oder durch politische Verhältnisse gezwungen, das Odium (in den Augen aller Mohammedaner!) der Sklavenunterdrückung auf sich genommen, welche unvermeidlicherweise eine Menge Ungerechtigkeiten im Gefolge hat, müssen wir ihm dieses Odium allein überlassen und nichts thun, um dasselbe mit ihm zu teilen. Wir müssen uns von vornherein auf den Standpunkt stellen, daß die Sklaverei eine innere arabische Angelegenheit ist, die uns gar nichts angeht, so wenig wie uns die Vielweiberei und andere soziale Fragen, die aus der mohammedanischen Weltanschauung entstanden sind, politisch irgend etwas angehen sollten. So streng der deutsche Konsul deutsche Unterthanen bestrafen sollte, die sich etwa erlauben wollten, Sklaven zu kaufen, ohne sie sofort frei zu machen, so streng sollte er auch vermeiden, arabische Unterthanen dafür verantwortlich zu machen, daß sie nach ihren eigenen Gesetzen leben und handeln. Ebenjowenig, wie wir uns in die sozialen Verhältnisse Sansibars zu mischen brauchen, dürfen wir uns in die religiösen Verhältnisse mischen. Wo immer der Islam feste Wurzeln geschlagen hat, wo immer er, wie dies an der ostafrikanischen Küste unzweifelhaft geschehen, eine zivilisatorische Rolle gespielt hat und noch spielt, da bleibe der christliche Missionär fort, um sich Gegenden aufzusuchen, wo noch zu keinen religiösen Ideen erzogene Völker ihm einen ergiebigen Wirkungskreis bieten. Er bleibe fort, weil seine Bemühungen nicht allein ganz hoffnungslos wären, sondern weil Streit und Haß gegen alle

⁴⁾ Das Gebiet des Sultans von Sansibar. Deutsche Kolonialzeitung, 1885, 11. Heft, Seite 355.

Andersgläubige die Folge sein würden. Sieht der Sultan von Sansibar, daß der Schutz und die Freundschaft Deutschlands vereinbar sind mit dem ungestörten Fortbestehen von Religion und Sitte in seinem Lande, so wird er sich auch etwaigen Ratschlägen fügen, die darauf hinielen, das Innere Afrikas dem deutschen Handel mehr und mehr zu eröffnen. Wie wenig ist bis jetzt z. B. der Reichtum des Somalilandes ausgenutzt und welche günstige Chancen bieten sich dort den europäischen Kaufleuten, zumal die Küstenplätze dort alle sehr gesund sind, und die Konkurrenz der Inder bis jetzt noch dort nicht sehr stark ist, aus Gründen, die zu erörtern hier zu weit führen würde! . . . Man unterstütze den Sultan, daß er seine Macht in das Innere dieses Landes ausdehne. Als mohammedanischer Herrscher würde er mit seinen Eroberungen auf keinen Fanatismus stoßen, den jede europäische Besitzergreifung in jenem durch und durch mohammedanischen Teile der Küste jedenfalls hervorrufen würde."

Ein derartiges Einvernehmen mit dem Sultan herzustellen, dürfte nicht zu schwer sein, denn die unbestreitbare Sympathie für alles Deutsche, die früher in Sansibar bestand, ist wohl nicht für immer dahin. Der Sultan hatte mit einer gewissen Vorliebe Beziehungen zu Deutschland unterhalten, und dieselbe oft in den geringfügigsten Dingen bethätigt. Auf der Handelsflotte, welche er unterhält — denn er verschmäht es nicht, neben dem Regieren auch kaufmännische Geschäfte zu machen — trifft man Deutsche als Kapitäne, Steuerleute und Ingenieure, neue Dampfer werden für den Sultan in Deutschland gebaut, und die Säulen, auf denen sein neuer Palast ruht, sind aus deutschem Eisen verfertigt. Er hat sogar zur Belustigung der Damen seines Harems ein Karussell aus Deutschland kommen lassen. Alles dies läßt darauf schließen, daß Seyd Bargasch bin Said sofort die frühere freundschaftliche Gesinnung für die Deutschen hegen wird, wenn er die Überzeugung erlangt, daß es Deutschland nicht auf eine Schwächung des Reiches abgesehen hat, welches durch seinen Vater Seyd Said und seinen Bruder Seyd Majid erobert und vergrößert worden ist.

Selbstverständlich kann sich dies nur auf solche Gebiete beziehen, in denen die Ansprüche des Sultans auf seine Oberhoheit anerkannt sind. Wenn man ihn aber nur in diesen nach Belieben wird schalten und walten lassen, dann wird er auch gewiß nichts dagegen einzuwenden haben, daß in den außerhalb seiner Machtsphäre gelegenen Nachbargebieten Deutsche sich festsetzen, obwohl er, wie nicht anders zu erwarten, einheimische Fürsten von geringerer Macht lieber als Nachbarn sieht als einen mächtigen europäischen Staat. Ein Übelstand, der leicht zu Konflikten führen kann, ist aber die Feststellung der Grenzen des Sultanats, welche keineswegs so unbezweifelbar bestimmt sind, als der Sultan annimmt.

Auf älteren Karten finden wir als Nordgrenze Sansibars den Jubasuß, als Südgrenze das Kap Delgado, welches daselbe von dem portugiesischen Mosambik scheidet.⁵⁾ Eine andere, das Gebiet des Sultans wesentlich beschränkende Auffassung finden wir auf der als Veilage zum Weißbuch bei E. Friederichsen in Hamburg hergestellten offiziellen Karte von Zentral-Afrika vertreten. Dort reicht das Gebiet des Sultans im Norden nur bis zum Wubuschi bei Port Durnford, etwa 1° südlich vom Äquator. Jedoch auch auf dieser Küstenstrecke ist die Herrschaft des Sultans nicht überall anerkannt, und er muß sogar an die im Innern nomadisierenden Gala Tribut zahlen, damit diese seine Besitzungen nicht verwüsten. In den sechziger Jahren sind dieselben bis zur Formosa-Bai vorgedrungen und haben die dort gelegene Ortschaft Ras Gomänie zerstört, worauf der Sultan von ihnen den Frieden erkaufte. Seit jener Zeit unterhält er in der Formosa-Bai, obwohl dieselbe einen guten Ankerplatz bietet, keine Besatzung, und auf der ganzen Strecke von 3° bis 2° 40' südl. Br. besitzt er keinen befestigten Platz, in dem sich eine Besatzung befindet, so daß hier sein Gebiet faktisch durch das der unabhängigen Gala unterbrochen ist. In Maräräni (unter 2° 49' südl. Br.) findet sich zwar zur Zeit der Ernte der Orseilleflechte, wenn Araber und Suaheli mit ihren Sklaven dieselbe einsammeln kommen, ein Vize-Gouverneur des Sultans ein, aber Schutz kann der Sultan seinen Unterthanen in diesem Gebiet nicht gewähren, und es ist daher die Behauptung, daß dieses Gebiet ihm faktisch nicht gehöre, nicht unberechtigt.

⁵⁾ Vergl. dagegen Burton, Zanzibar, city, island and coast. London, Tinsley Brothers, 1872, I. Band, Seite 308.

Auf der übrigen Strecke zwischen dem Kap Delgado und Port Durnford wird seine Herrschaft durch in den Küstenortschaften verteilte Garnisonen aufrecht erhalten, welche als Besatzung halbverfallener Forts dienen. Es giebt auf dieser Strecke etwa 20 größere Ortschaften mit Garnison, in deren jeder ein Gouverneur den Sultan vertritt. Nach der Auffassung des Sultans erstreckt sich aber sein Gebiet nicht nur über den Wubuschi, sondern noch weit über den Jubasfluß hinaus, längs der Somaliküste bis etwa zu 3° nördl. Br. Er begründet seine Ansprüche auf dieses Gebiet damit, daß er an der Küste Forts besitzt und in denselben Besatzungen unterhält. Solche Forts befinden sich, in der Richtung von Süden nach Norden aufgezählt, in Kiswaju, Barawa, Marka, Madischu. Früher befand sich auch noch an der Mündung des Jubasflusses bei der Stadt Djumbo ein Fort, dasselbe ist aber jetzt verfallen und die Küste dort nur von einigen Fischern bewohnt. Wie wenig aber durch diese Forts eine Herrschaft des Sultans über das zwischen ihnen gelegene Küstengebiet begründet wird, beweist schon der Umstand, daß die Gouverneure des Sultans noch nie imstande waren, außerhalb der Stadtmauern ihre Autorität geltend zu machen. Die umwohnenden Somali, welche des Handels wegen in die Städte kommen, fügen sich darein, daß der Sultan dort Zölle erhebt, aber sie zahlen ihm keine Abgaben und haben auch sonst ihm gegenüber keinerlei Verpflichtungen, aus denen sich auf ein Unterthanenverhältnis schließen ließe. Landeinwärts erstreckt sich daher nördlich vom Wubuschi das Reich des Sultan fast nirgends. Auf der Strecke zwischen Kap Delgado und dem Wubuschi ist seine Ausdehnung landeinwärts sehr unbestimmt. Der Sultan erhebt allerdings Ansprüche auf weite Gebiete im Innern und betrachtet sich, wie schon erwähnt, als den Herrn des ganzen Hinterlandes, aber faktisch reicht seine Macht meist nicht viel weiter als 3 Meilen von der Küste. Bei den letzten Plantagen der mohammedanischen Eingeborenen hat sie ihre Grenze, und nur an wenigen Stellen reicht sie über dieselbe hinaus, indem im Innern herrschende Häuptlinge ihn als Schutzherrn anerkennen. Auf dem linken Ufer des Pangani in der Landschaft Ussambá betrachtet sich z. B. der Häuptling Samboja von Masinde als Statthalter des Sultans, und am Tanasfluß wird dessen Herrschaft angeblich von den dort wohnenden Gala bis Muniuni anerkannt (wo sie aber, da ja der Sultan die Gala durch Tributzahlung von Einfällen abhalten muß, nicht als eine besetzte gelten kann), und in der eine kleine Strecke landeinwärts am Osißfluß gelegenen Stadt Kau residirt ein von ihm eingesetzter Gouverneur. Jedenfalls beruht dort, in der Nachbarschaft des jetzt vielgenannten Wito, die Oberhoheit des Sultans auf sehr schwacher Grundlage, denn die Suaheli, welche an der Küste wohnen, würden den Nachkommen ihrer früheren Herrscher, den in Wito wohnenden Simbo mit Freuden als ihren Herrn begrüßen, wenn derselbe die Macht befäße, dem Sultan die Küste streitig zu machen. Außerdem übt der Sultan noch auf der von Bagamojo nach Udschidschi führenden Karawanenstraße Hoheitsrechte aus, und durchziehende Karawanen müssen ihm Tribut entrichten.

An der Küste dagegen hat der Sultan alle Häfen besetzt, welche sich auf der langen Strecke von Kap Delgado bis zu der öden, von den Seefahrern gefürchteten Küste von Ras-Hafun vorfinden. Die nördlichsten, die sogenannten Imruti-Häfen, können eigentlich auf den Namen Häfen keinen Anspruch erheben, denn auch kleine arabische Fahrzeuge können nur im Oktober und November, während der Zeit nach dem Ende des Südwestmonsum und vor dem Beginn des Nordostmonsum gefahrlos in dieselben einlaufen. Das südlicher gelegene Orscheh oder Warscheh ist nur Zollplatz und hat keine Garnison. Die äußerste Besatzung, welche der Sultan im Norden unterhält, befindet sich in dem erst im Jahre 1879 errichteten Fort Madischu, wo auch ein Gouverneur residirt. Dann folgt nach Süden zu Marka, eine mit Mauern umgebene Stadt nebst Fort, Sitz eines Gouverneurs und Zollstation, weiterhin das unbedeutende Städtchen Torre, wo sich, da kein Hafen vorhanden, weder Besatzung noch ein Zollhaus befindet, und endlich die mit einer Mauer umgebene Stadt und Zollstation Barawa, deren Gouverneur mehrere hundert Mann mit einigen Kanonen zur Verfügung hat. Von Barawa bis Kismaju befindet sich kein vom Sultan besetzter Platz, die Stadt Djumbo an der Mündung des Juba liegt in Ruinen. In Kismaju unterhält der Sultan einige hundert Mann, einen Gouverneur und Zollbeamte. Kismaju ist der letzte besetzte Platz nördlich vom Wubuschi. Dann folgen in

dem, unbestreitbar dem Sultan unterworfenen Gebiet von wichtigeren Orten, in welchen meist Gouverneure ihren Sitz haben, Lamu, Kau, Kilifi, Malindi und Mombassa, eine auf einer Insel gelegene Stadt, welche schon im Jahre 1505 durch die Portugiesen erobert und zerstört worden.

Wenn wir uns nun weiter nach Süden wenden, so tauchen nach kurzer Zeit am Horizont graublau Streifen auf, in welchen wir beim Näherkommen Inseln erkennen. Bald folgt Insel auf Insel, die eine so nahe, daß man deutlich die Palmengruppen am Ufer erkennen kann, andere in weiterer Ferne. Stundenlang fährt das Schiff durch diese Inselwelt hindurch, und jeden Augenblick gewahrt man während der Fahrt ein neues entzückendes Bild. Am Morgen, wenn die Luft noch nicht völlig geklärt ist, erhöhen häufige Luftspiegelungen den Reiz der Umgebung. „Entferntes Gebüsch ragt, leise zitternd, in verzerrter Länge empor;



Soldaten des Sultans Seyd Said.

noch fernere Gegenstände erscheinen in der Mitte zerrissen, der obere Teil wie über dem untern schwimmend aber je näher man kommt, umso fester werden die Formen, um so natürlicher die Verhältnisse. Kurze Zeit nur wirkt das blasse Trugbild; die nahe Wirklichkeit nimmt den Reisenden bald wieder in Anspruch.“ Die Insel Sansibar taucht aus dem Meere empor, hellblinkende Mauern werden am Ufer derselben sichtbar . . . noch kurze Zeit, und man erkennt bereits die Gebäude des ausschließlich von Negern bewohnten Schangani, der aus Lehmhütten bestehenden Süd-Vorstadt von Sansibar . . . man sieht die im Hafen liegenden Schiffe und hinter denselben in unklaren Umrissen Gebäude, zwischen denen hier und da auf einem Dache eine Flagge weht . . . und nun biegt das Schiff um die Ostspitze der Halbinsel, um Ras Schangani, „und wie mit einem Zauberschlage liegt die Stadt in ihrer vollen Größe und Pracht vor Augen: eine lange Reihe palastähnlicher, blendend weißer Steingebäude, wie sie der Reisende in der Hauptstadt eines ostafrikanischen Sultans gewiß

nicht zu finden erwartet hat.“ Besonders der nordwestliche Stadtteil, in dem sich die Paläste des Sultans befinden, überrascht den ankommenden Fremden durch seine stattlichen großen Steingebäude. Halbmondförmig breitet sich dieser Stadtteil am Ufer aus, überragt von den mächtigen Mauern des alten Forts. Bei diesem beginnen die von Europäern bewohnten Straßen, welche sich bis zur Vorstadt Schangani erstrecken. Die Vorstädte stechen allerdings grell von der eigentlichen Stadt ab. Südlich grenzt an dieselbe Schangani, nordöstlich Melindi und östlich, jenseits der Lagune, die sogenannte Madagaskarstadt, welche mit Sansibar durch eine Brücke verbunden ist. Die Vorstädte bestehen nur aus Hütten, und während der Boden der Straßen im europäischen Viertel als Ersatz eines Pflasters aus festgestampftem Sand und Kalk besteht und dieselben stets sauber sind, herrscht in den ungepflasterten, bei Regenwetter mit tiefem Kot bedeckten Straßen der Vorstädte die Unreinlichkeit eines Negerdorfes.

Von allen Gebäuden am Ufer ziehen, wenn man im Hafen ankommt, das Fort und das Zollhaus die Aufmerksamkeit am meisten auf sich. Von weiten gesehen macht das viereckige Fort mit seinen hohen, von fünf runden Türmen überragten Mauern einen imponierenden Eindruck, derselbe schwindet jedoch rasch, sobald man näher kommt und das Gebäude genauer betrachten kann. Schon von der Decke schildert es als verfallen: „Vor dem hohen, gewölbten Thore lagert eine Anzahl bewaffneter Araber und Suaheli, in höchst malerischer Weise, d. h. in allen denkbaren Stellungen, auf dem Boden und auf steinernen Bänken ausgestreckt, alte Matten und bloße Erde zur Unterlage, eifrig bestrebt, sich ihren schweren Dienst, bestehend aus vier- und zwanzigstündigem Müßiggange, durch Kartenspiel und nicht eben feine Unterhaltung zu erleichtern. Suaheli und Araber ähneln sich in der Farbe der Haut, welche bei den verschiedenen Stämmen alle Schattierungen von Milchkafee gelb bis Schwarzbraun aufzuweisen hat; erstere unterscheiden sich aber durch ihre weichen, runden Gesichtszüge und den meist spärlichen Bartwuchs von den Arabern mit der kühn geschnittenen Nase, der schön gewölbten Stirn und dem prächtigen schwarzen Barte. Und doch sind diese Araber den edlen Söhnen der Wüste nicht zu vergleichen, gehören vielmehr einer entarteten Mischlingsrasse an. Selten nur findet man unter ihnen einen Mann mit reinem Blute, und fast ebenso selten die hochachtbaren Tugenden des unvermischten Stammes. Durch ihre Trägheit und durch die Art und Weise ihrer Verwaltung hemmen sie den Aufschwung des Landes; ja, schon ihre Gegenwart bringt Rückschritt und Verfall mit sich. Das Fort, ein Hauptstützpunkt ihrer Macht, legt davon ein sprechendes Zeugnis ab. Wohl nimmt sich die große, viereckige, von fünf runden Türmen überragte Steinmasse von fern gesehen stattlich aus; bei genauer Betrachtung findet man, daß sie mehr einer Ruine als einem verteidigungsfähigen Festungswerke gleicht. Die an vielen Stellen von Kalkbewurf entblößten Mauern, welche aus kleinen Steinen und Mörtel zusammengefügt sind, werden von dem anprallenden Regen in ihre Bestandteile zerlegt und zerbröckeln schnell, ohne daß man dem Einhalt thäte; in den so entstandenen Löchern und auf der Krone der Mauern siedeln sich, die Zerstörung beschleunigend, Gras und Gebüsch an; und im Innern, wo die Soldaten aus Beludschistan ärmliche Hütten für sich und ihre Familien errichtet haben, sieht es noch wüster aus. Solche Gedanken beschweren den Neuling jedoch nicht. Ihn fesseln die fremdartigen Gestalten, ihre malerische Tracht und ihre Bewaffnung; er vergißt zunächst selbst der Lumpen und des Schmutzes und urteilt als Maler, nicht aber als Splitterrichter. Hier Müßiggang und Verfall, dort Geschäftigkeit und gedeihliche Entwicklung: das Zollhaus — ein von allem bisher gesehenen verschiedenes, lebensvolles Bild! In der in langen, blendend weißen Hemden, Araber, Neger, Perser und Europäer sieht man in regstem Verkehre. Vor mächtigen Wagen sitzt der Banian Ludda, eine behäbige Gestalt, der Vertreter des indischen Zollpächters, und läßt sich von seinen Gehilfen die Waren vorwagen, von welchen er Zoll erhebt. Scharen von Arbeitern vermitteln die Ab- und Zufuhr. Elefantenzähne von zwei bis acht Fuß Länge, roter Pfeffer, Gewürznelken und Simsimsaat in spitzigen Mattensäcken, riesige Thontöpfe voll ausgelassener Butter, Kopal in Säcken und Kisten, Baumwollenzeuge in Ballen, Häute und Sklaven: das sind die Haupthandelsgegenstände, welche den weiten Hof beengen und in immer neuer Menge vom Strande her aus soeben angekommenen Fahrzeugen herbeigeschleppt werden. In seinem Außern entspricht

das Zollhaus, Korosa der Suaheli, keineswegs den Schätzen, welche hier durch die Hände des Banians laufen, um weiter verschifft oder am Plage umgekehrt zu werden; soviel auch in letzter Zeit an den verschiedenen Baulichkeiten gebessert und geändert worden ist, so kann es doch in einigen seiner Teile kaum als mehr denn ein elender Schuppen gelten. Aber in diesem Schuppen regt sich hundertgestaltig das Leben, schwirrt es wie Bienen durcheinander, vom Morgen bis zum Abend, wogt es ohne Unterbrechung fast, von Kommenden und Gehenden, tauschen Europa, Asien und Amerika ihre Schätze mit Afrika! Dieser Schuppen ist wirklich der Mittelpunkt der Stadt und der Insel.“

Das Zollhaus dient zugleich als Börse, und die ganze Handelswelt von Sansibar versammelt sich hier jeden Tag, um die verschiedensten Erzeugnisse dreier Erdteile gegen jene der Insel und des benachbarten Festlandes einzutauschen. Die Tage des elenden, mit Wellblech gedeckten Schuppens sind jedoch bereits gezählt, denn neben dem prächtigen Geschäftshause der Firma O'Swald aus Hamburg wird ein neues Zollhaus gebaut. Leider wird auch dieses den Bedürfnissen des heutigen Handels wenig entsprechen. Es ist zwar ein riesiger Ziegelsteinbau, aber gleich allen Bauten, welche der Sultan aufführen läßt, in arabischem Stil erbaut, was den Nachteil hat, daß der Hof mit den ihn einschließenden Galerien den weitaus größern Teil des Grundstückes einnimmt und für die Bureaux und die anderen, den Zwecken des Gebäudes dienenden Räume nur sehr wenig Platz übrig bleibt.⁹⁾

Wenn man aus der drückenden Atmosphäre des Zollhauses ins Freie tritt, sieht man den neuen Palast des Sultans vor sich, ein Gebäude von origineller Bauart, dessen ganze Vorderfront auf eisernen Säulen ruht — oder richtiger gesagt: ruhte, denn der Wunderbau ist, noch kaum vollendet, eingestürzt. Der bekannte Reisende W. Joest, der den Palast noch im Bau sah, hatte sich geäußert, daß es ihm fraglicher erscheine, ob der Bau diese Säulen lange tragen werde, als umgekehrt — seine Befürchtung hat sich schon wenige Monate später als vollkommen begründet erwiesen.

Anweit dieses neuen Palastes erblickt man den Marstall des Sultans, in dem sich viele prächtige Pferde befinden. Das Stallpersonal bestand früher aus Engländern, gegen Ende des Jahres 1884 hat aber der Sultan dieselben sämtlich entlassen und sie durch Deutsche ersetzt. Der Marstall, vor dem etwa 30 altmodische Karossen aufgestellt sind, ist ein langes, niedriges Gebäude mit vorspringendem Dach.

Neben dem Marstallgebäude erhebt sich das Haus des Sultans Bargasch, in arabischem Baustil gehalten, mit einem prächtigen Thor, zu dem man auf breiten, halbkreisförmigen Stufen emporsteigt. Es ist drei Stockwerke hoch, weiß getüncht, und durch einen etwa 30 Fuß über dem Erdboden angebrachten gedeckten Gang mit einem auf der andern Seite der Straße stehenden Hause verbunden. Soldaten, teils mit Henry-Martini-Gewehren, teils mit Steinschloßflinten, teils auch nur mit Schwert und Schild bewaffnet, halten Wache in einem großen Saal im Erdgeschos.

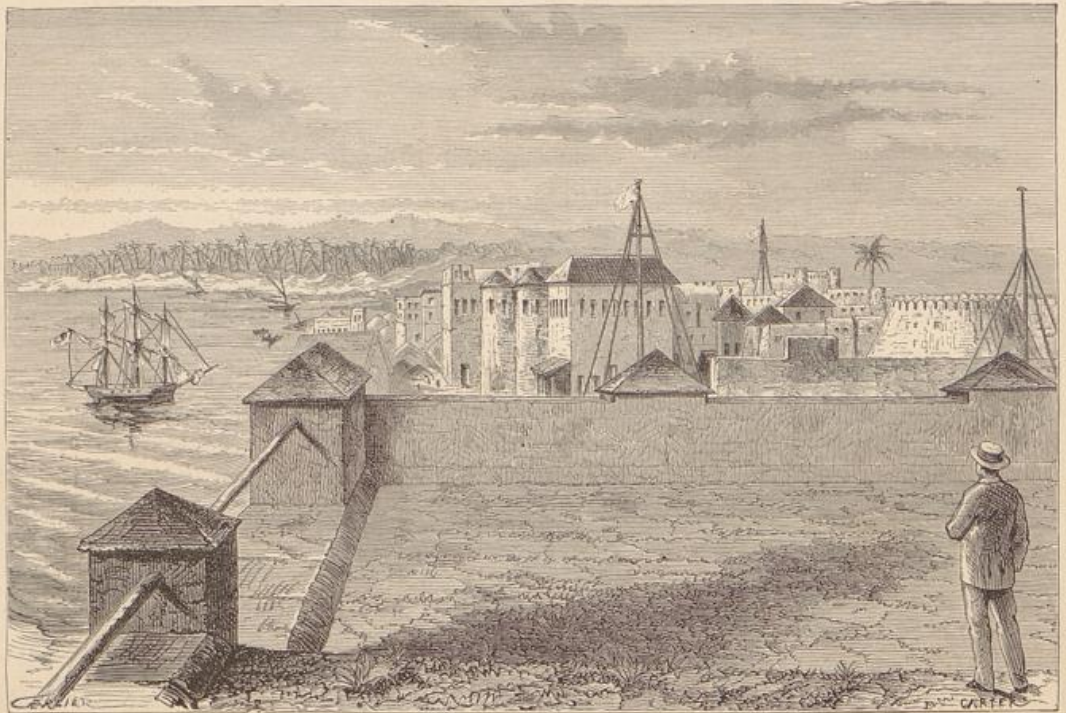
Der Sultan bewohnt den ersten Stock, und aus seinen Gemächern gelangt er durch den oben erwähnten gedeckten Gang in seinen Harem, ein riesiges, eher einem Gefängnis als einem Palast ähnlich sehendes Gebäude, welches die Nordseite des großen Platzes einnimmt, auf dem die Paraden der Garnison von Sansibar stattfinden.

Hinter dem Hause des Sultans verengert sich die Straße, und die Häuser, an denen man vorüberkommt, sehen nicht mehr so blank und sauber aus wie jene im europäischen Stadtteil. Hier, in Melindi, wohnen Inder und Araber, aber auch jene Europäer, welche in dem bessern Stadtteil keine Wohnung finden konnten. An Melindi reihen sich niedrige Hütten, untermischt mit großen, weißgetünchten Häusern. Eleganz und Unreinlichkeit wechseln rasch ab, bis zur Brücke über der Einfahrt in den Malagascha. „Beim Überschreiten der Brücke liegen die beiderseitigen Ufer vor unseren Blicken, und wir bemerken eine dichte Masse

⁹⁾ Wilhelm Joest, Um Afrika, Köln, Du Mont-Schanberg, 1885. — Wilhelm Joests Reiseberichte: „Von Afrikas Ostküste“ in der Kölnischen Zeitung, 1884, N. 291 u. f.

von Hütten und ärmlichen Baulichkeiten mitten zwischen Hügeln von Unrat und Schutthaufen von allerhand Abfällen, und an denselben eine Menge halbnackter Neger oder Leute in weißen Kleidern, so daß der Gesamteindruck dieser Lokalität einigermaßen dem allerdings noch schmutzigeren Dorfe Bulak bei Kairo ähnelt.⁷⁾ Der Stadtteil jenseits der Brücke heißt Ngambu (d. i. Jenseits), und dort wohnen die freigelassenen Sklaven, die Wangwana, deren Dienste Livingstone, Burton, Grant, Speke, Stanley und alle anderen Reisenden, welche auf das Festland hinübergingen, schätzen gelernt haben.

Der Name Wangwana hat im Laufe der Zeit seine Bedeutung geändert. Ursprünglich bezeichnete man mit Wangwana die freien Schwarzen, im Gegensatz zu den Watuma (Sklaven), heute aber hat das Wort eine weitere Bedeutung erlangt, und man versteht unter Wangwana die farbigen Eingeborenen von Sansibar



Das englische Konsulat in Sansibar.

überhaupt. Es sind freundliche, stets heiter gelaunte Menschen. Der Wangwana, sagt Stanley, liebt die Gesellschaft und ist deshalb ungänglich. Seine Eitelkeit läßt ihn nach dem Besitze etlicher weißer Hemden und knallroter Mützen trachten, und da er bemerkt hat, daß die Vornehmen Spazierstöcke tragen, so kann man ihn, wenn er reich genug ist, sich den Luxus eines weißen Hemdes und einer roten Mütze zu gestatten, zugleich auch mit einem leichten Spazierstöckchen spielen sehen. Die allerärmsten ihrer Klasse vermieten sich oder werden von ihren Herren an andere vermietet zum Tragen von Ballen, Kisten und Waren vom Zollamt nach dem Boot oder dem Lagerhause oder umgekehrt, und im allgemeinen als Lasttiere, denn Kamele giebt

⁷⁾ Henry M. Stanley, *Durch den dunkeln Weltteil*. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878, I. Band, Seite 51. — Vergl. auch: Stanley, *Wie ich Livingstone fand*, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878.



Suaheli aus Sansibar.

es nicht viel und Räderfuhrwerk gar nicht. Diejenigen, welche leichtere Arbeit vorziehen und von gutem Charakter sind, finden Stellung als Türhüter und Hausdiener, oder werden von den europäischen Kaufleuten mit dem Waschen des Kopals oder dem Trocknen der Felle beschäftigt. Andere, welche ein Handwerk gelernt haben, verdienen sich ihr Brot mit dem Ausbessern von Flinten, mit der Verfertigung von Messern, Gürteln und allerhand Zieraten oder mit Zimmermanns- und Schiffbauerarbeiten. Eine gewisse Klasse von Wangwana, welche in Ngambu, in den kleinen Gärten im Innern der Insel und längs der Küste des Festlandes wohnt, zieht das ihnen von den arabischen Kaufleuten und den wissenschaftlichen Expeditionen gebotene Wanderleben einer dienstlichen Stellung vor, in welcher sie den Kaunen, der Tyrannei und den Gemeinheiten kleiner Grundbesitzer unterworfen sind. Sie beklagen sich darüber, daß die Araber hochmütig sind, daß sie nach allem greifen und fortwährend etwas zu verlangen haben, daß sie die Leute schinden und sie schlecht bezahlen, daß, falls die Wangwana bei den Kadis eine streng richterliche Entscheidung verlangen, das Urteil jedesmal auf irgend eine Art gegen sie gefällt wird. Sie sagen, daß sie andererseits, wenn sie an kommerziellen oder anderen Reisezügen teilnehmen, gut bezahlt werden, vollauf zu essen und verhältnismäßig nur wenig Arbeit haben.

Das höchste Ziel, wonach ein jeder Wangwana strebt, ist der Besitz eines Häuschens und eines Gartens (Schamba), in welchem er ein Duzend Kokosbäume, einige Reihen Maniokstauden, ein halbes Duzend Bananen, zwei oder drei Reihen Erdnußbäume pflanzen und einige Kartoffelbeete anlegen kann. Ein solches Besitztum hat vielleicht mit der Ziege und dem halben Duzend Hühner, die sich auf dem Hofe herumtreiben, und alles Hausgerät mit eingerechnet, einen Wert von höchstens 1200 Mark, aber der Wangwana nimmt doch zwei Frauen, erhält mit der Zeit eine große Familie, und wird dabei auch noch Besitzer einiger Sklaven.

Inmitten ihrer Pflanzungen leben die Wangwana in Ngambu glücklich und zufrieden. Sie sind dort Nachbarn der Mswahili, der Küstensischer, der Banyanen, Hindus, Perser, Araber und Belutschen, welche teils als freie, teils als Sklaven entweder ein Handwerk treiben oder vom Handel leben. „Wenn die dortige Bevölkerung ihre Festkleider angelegt hat, dann gewinnt Ngambu ein pittoreskes, sogar ein munteres Aussehen, und alles überläßt sich dann einer ausgelassenen Lust und Fröhlichkeit. In Werkeltagen sind wohl die Farben auch bunt genug und heben sich von den Lehmwänden mit den mit vertrockneten Palmblättern gedeckten Dächern effektvoll ab, aber dann hat dieser Armenbezirk einen weniger frischen Farbenton, welchen die nirgends auch nur bekämpfte Unsauberkeit, die schwarzen Gesichter und die halbnackten Körper noch düsterer zu machen scheinen.“ Unter den vorspringenden Dächern der Häuser sind die Männer mit ihren Arbeiten beschäftigt oder sitzen plaudernd beisammen oder halten, auf dem Boden ausgestreckt, Siesta. Das Treiben der Frauen entzieht eine hohe, aus geflochtenen Matten bestehende Wand, welche den Hofraum abgrenzt, den Blicken der Vorübergehenden, und der Europäer findet nirgends Gelegenheit, seine Neugier zu befriedigen. Er wird hier ohnehin nicht lange verweilen, denn wenn auch das bunte Treiben ihn fesselt, so drängt ihn doch so manches, seine Schritte zu beschleunigen und recht bald aus den engen Straßen ins Freie zu kommen. Mephitische Düste erfüllen die Luft, und die verschiedenartigsten Gerüche wechseln rasch miteinander ab, so daß man erleichtert aufatmet, wenn man endlich die letzten Hütten hinter sich hat und das Wehen einer frischen Brise fühlt.

Von den letzten Häusern des Negerviertels führt eine breite, von Hecken eingefasste Straße zwischen gut bebauten Feldern dahin, auf welchen man die verschiedenartigsten tropischen Gewächse erblickt, von Mais, Hirse, süßen Kartoffeln, Rizinuspflanzen, Zuckerrohr und Maniokstauden bis zu den Johannisbrot-, Gewürznelken- und Zimmbäumen, den Orangen, Bananen und Palmen. Die Straße führt auf den Wirezu-Berg, von dessen Höhe aus man eine entzückende Aussicht auf die Stadt und die Rhede genießt. „Welche Schönheiten aber auch in dieser Szene liegen mögen, sie gehören alle der Natur allein an, denn der Mensch hat wenig getan; er hat hier und da und ohne Sorgfalt nur eine Wurzel oder ein zartes Bäumchen gepflanzt oder etwas Samen ausgestreut. Die Natur hat das Samenkorn und die Wurzel und den Spross genährt und gepflegt, bis sie zu kraftvollen Riesen wurden, von denen sich einer über den andern in hügeligen Formen

dunkelgrünen Laubwerkes erhebt, sie hat dem Ganzen jene wunderbar gesättigten und mannigfachen Farbtöne verliehen, welche sie nur unter den Tropen hervorbringt."

Die Europäer, welche in Sansibar leben, pflegen am Abend zu einer uralten, etwa 200 Meter breiten Sandbank hinauszuwandern, um sich dort in der frischen Seeluft nach den Mühen und Anstrengungen des Tages zu erholen. Von einer einsamen Kokospalme, welche auf der Düne steht, hat diese den Namen Mnasi-Moja (d. i. eine Palme) erhalten. Der Naturforscher findet auf der Düne reichliche Unterhaltung: im Wasser wimmelt es von bunten Krabben, schillernde Eidechsen huschen durch die Gebüsch, und drüben im Palmenwald tauchen zwischen den Stämmen allerlei Tiergestalten auf. Neben dem heitern Bild gewahrt man hier auch ein düsteres. Ein gräberreicher Friedhof breitet sich hier aus, in dem seit undenklichen Zeiten die Bewohner der Stadt ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Durch die Gebüsch blinken die halbverwitterten Leichensteine, und wenn man die Totenstadt durchwandert, erblickt man gar oft in einem eingesunkenen Grab einen grinsenden Schädel oder gebleichte Gebeine. Die europäischen Beamten haben den Sultan schon oft aufgefordert, den Friedhof aufzuheben, aber er besteht heute noch. Nur durch einen Teil desselben, wo die Opfer der Cholerajahre begraben lagen, hat der Sultan ohne Rücksicht auf die Toten durch den von Gras überwucherten Friedhof einen Weg bahnen und einen Garten anlegen lassen, der von einer hohen Mauer umgeben ist.

Hier draußen hört und sieht man nichts von dem betäubenden, lärmenden Treiben, das in manchen Teilen der Stadt, namentlich aber am Hafen herrscht. Tagsüber wimmelt es am Strande von Lastträgern, welche Elfenbein, Kopalgummi, Säcke voll Zimmt und Gewürznelken aus den Magazinen zu den Booten tragen, in denen die Waren den im Hafen vor Anker liegenden Schiffen zugeführt werden. Die Träger sind meist kräftige, stämmige Leute, ihre Heimat Hadramaut im südlichen Arabien. Je zwei oder je vier tragen einen Warenballen an einer langen Stange, welche auf ihren Schultern ruht. Singend schreiten sie gleichmäßig im Takt des Liedes vorwärts, und nur wenn sie ins Gedränge kommen und der Weg ihnen versperrt wird, unterbricht der laute Ruf: „Sumilla! Sumilla!“ (Macht Platz!) den Gesang. Am Strande kreuzen sich die Träger mit Matrosen und schwarzen Bootslenten, welche soeben mit einer Bootladung europäischer Waren angekommen sind und dieselben nun ans Ufer zu tragen beginnen. Alle Lasten werden durch Menschen oder durch Lasttiere befördert. Für Fuhrwerk ist kein Raum in den engen Straßen der Stadt, dagegen trifft man Reiter und Reiterinnen sehr häufig. Kleine, feurige Esel kommen trippelnd schnellen Laufes daher, und auf ihnen sitzen schlanke Araber, sämtlich Hünen im Vergleich mit den Tieren, welche so klein sind, daß die Köpfe der Reiter fast den Boden berühren. Kaum daß wir sie erblickt haben, sind sie an uns vorüber und blitzschnell unseren Blicken entschwunden, doch dort erscheint bereits eine andere Kavalkade, welche unser Interesse in Anspruch nimmt: arabische Frauen, auf großen weißen Reiteseln sitzend, welche aus Maskat hierher gebracht worden sind. Eine reich gestickte Maske verhüllt das Gesicht der Reiterinnen, ein Schleier ist um ihr Haupt geschlungen, und nur die dunklen Augen, welche zwischen Maske und Schleier hervorblitzen, verraten allein, daß Leben in den Gestalten vorhanden ist, welche — nach Männerart, nur die Beine fast bis zum Sattel emporgezogen — steif und unbeweglich auf den schönen Tieren sitzen. Wie in Konstantinopel, nehmen es auch hier die verschleierte Frauen mit den alten Sitten nicht so streng wie in früherer Zeit, und mancher kokettierende Blick trifft den Mzungu (Europäer), der stehen geblieben ist, um die Kavalkade an sich vorüberziehen zu lassen. Vielleicht wird auch sein Gruß von der einen oder der andern Reiterin durch ein freundliches Nicken erwidert — dann verschwinden die Reiterinnen in dem Menschengewühl. Schreiende Marktleute drängen sich dazwischen. Hier wird um allerlei Gartenprodukte geseilt, dort bietet ein Fischer getrockneten Haifisch zum Kauf an, der durch seinen übeln Geruch auf mehrere Schritte im Umkreis die Luft verpestet, und kaum sind wir an demselben vorbeigeeilt, so werden unsere Geruchsnerven schon wieder durch Dünste affiziert, die nicht zu den angenehmen gehören und den Kesseln entsteigen, in welchen Garböcke die riesigen Jacks (Stinkfrucht) und allerlei andere Gerichte, die unserem Gaumen nicht behagen, vor den Augen des Publikums zubereiten.

Nicht minder lebhaftes Treiben herrscht im Bazar^{*)}, einer fast die ganze Stadt in der Richtung von Nord nach Süd durchziehenden engen Straße. Läden reiht sich dort an Läden, und Hindu und Hindu-Frauen bieten dort die bunt übereinander aufgestapelten Waren an. Die Läden gleichen jenen, welche man in Ägypten und im ganzen Orient sieht: in einer nach der Straße zu völlig offenen Nische, welche etwa 2 Fuß über den Straßenboden erhöht ist, sind die Waren ausgestellt, einige vielleicht auch noch vor derselben auf der Straße ausgebreitet, und zwischen ihnen kauert der Verkäufer oder die Verkäuferin, in grellfarbige Seidengewänder gehüllt, auf dem schmutzigen Boden. Da lagern in einem Laden Haufen von Bananen, Zitronen, Betelblättern und Kartoffeln, in anderen sehen wir Säcke und Körbe voll Reis, Bohnen und Negerhirse, dort wieder Teller, Krüge und Töpfe, und nebenan ganze Ballen Baumwollstoffe — kurz alles, wofür in Sansibar Käufer vorhanden sind, denn wer irgend etwas kaufen will, der sucht es in dieser Straße. Um die Waren vor den Sonnenstrahlen zu schützen, sind vor den Ladennischen Dächer von Palmestroh angebracht, welche bewirken, daß in dem Bazar den ganzen Tag Dämmerung herrscht. Infolge dessen fällt die Unreinlichkeit, welche hier zu Hause ist, nicht so sehr auf, als wenn sie von hellem Sonnenlicht beschienen wäre. Der Bazar ist nämlich hier nicht wie anderswo eine ausschließlich dem Handel gewidmete Stätte, in welcher mit Sonnenuntergang aller Verkehr ein Ende findet, sondern er ist sozusagen ein Lager einer Handelskarawane. Die Verkäufer wohnen in ihren Läden, sie bereiten in oder vor denselben ihre Speisen, sie schlafen in den Läden, und die Haustiere, die sie besitzen, die Ochsen, Schafe und Ziegen befinden sich in ihrer Nähe und versperrten häufig den ohnehin schon engen Durchgang.

Der indische Bazar erinnert in mancher Hinsicht an die Judenviertel unserer Städte, insbesondere wegen der Dichtigkeit und Ausschließlichkeit der Bevölkerung. Es wimmelt hier, abgesehen von den Käufern, zu jeder Tageszeit von Indern verschiedenen Alters, namentlich aber von Kindern, welche sich, scheinbar ohne jegliche Aufsicht, nach Belieben umhertreiben. Das Erscheinen eines Mjunga ist für die muntere Gesellschaft ein Ereignis. Er wird augenblicklich umlagert und schon von weitem mit: „jambo, jambo, nipe pesa“ (guten Tag, wie ist dein Befinden, gib mir einen Dreier) empfangen. Einer der Keckeren verlangt sogar zwei Pesa und dies mit einer so liebenswürdigen Unverschämtheit, daß man seine Bitte unmöglich abschlagen kann. Die Kinder sind wie die Hindu-Frauen in hellfarbige Seidenzeuge gekleidet und mit dicken, silbernen Spangen an Händen und Füßen, mit breiten silbernen oder goldenen Halsringen und ähnlichen Schmuckgegenständen ausgeputzt, betteln aber trotzdem zu ihrem Vergnügen oder um sich einige Taschpfennige zu erwerben, welche die Eltern ihnen verweigern. Doch nur der jüngere Nachwuchs tummelt sich um diese Zeit frei auf der Straße; die älteren Brüder widmen sich ernsterer Beschäftigung. Von der Ferne her schallt uns ein tolles Stimmengewirr entgegen, und bei dem Näherkommen sehen wir eine der Buden erfüllt mit Knaben, welche, ohne aufeinander Rücksicht zu nehmen, ihre Sprüche herplappern. Einzelne, jedenfalls die Vorgesrittensten, sind beschäftigt, auf mächtigen Tafeln vorgemalte Buchstaben und Zahlen nachzukritzeln und sich so die Anfangsgründe vom Schreiben und Rechnen anzueignen. Der ernste alte Schulmeister sitzt mitten unter ihnen, lauscht, als ob er hundert Ohren hätte, nach jedem falschen Tone und übersieht scheinbar gleichzeitig alle Tafeln. Einer unserer Begleiter ist grausam genug, mit einer einzigen Handbewegung die Zucht und Ordnung, welche der würdige Mann mühsam geschaffen, über den Haufen zu werfen und einen Aufruhr der gräßlichsten Art unter den Zöglingen zu erregen: er wirft eine handvoll Pesa in das Schulzimmer. Endloses Jubelgeschrei belohnt den witzigen Einfall; aller Gehorsam, alle Furcht vor dem langen Zuchtsstocke, mit welchem der Schriftgelehrte so unfehlbar zu treffen weiß, ist vergessen, und der Aufruhr wird nicht eher gestillt, als bis auch die

^{*)} Die alte falsche Schreibweise „Banzibar“ beginnt endlich allmählich durch die richtigere „Sansibar“ verdrängt zu werden, aber nach wie vor schreibt noch die überwiegende Mehrzahl der deutschen Zeitungen „Bazar“, und 99/100 aller Deutschen sprechen „Bazar“ oder „Bazar“ anstatt „Bazar“. Auch diese Schreibweise verdanken wir der unglückseligen Manie, die namentlich auf geographischem Gebiet eine heillose Verwirrung angerichtet hat, fremde Namen nach französischer Orthographie zu schreiben, anstatt uns dieselben, wie dies Franzosen, Engländer u. s. w. thun, durch deutsche Schreibung so zu sagen mundrecht zu machen.

lehte der Münzen aufgesammelt ist. Hoffentlich wird der brave Schulmeister einsichtsvoll genug sein, alle Schuld dem übermütigen und für ihn unbelangbaren Njunga, nicht aber seinen schuldlosen Schülern zuzumessen; der Blick, welchen er dem Scheidenden nachwirft, scheint für Ersteres zu sprechen.“

Der Lärm der Schuljugend verhallt hinter uns und Trommelschläge, zwischen denen wir freischende Stimmen vernehmen, dringen von fern an unser Ohr. Bald befinden wir uns wieder in dichtem Gedränge,



Englisches Missionshaus in Sansibar.

und wie wir uns durch die Menge Bahn brechen, erblicken wir ein eigenartiges, überraschendes Schauspiel. Inmitten des von den Zuschauern gebildeten Kreises tanzen Männer und festlich geschmückte Frauen zu den Klängen einer großen Trommel (Ngoma), nach welcher der Tanz benannt worden ist. Ihre Wangen glühen vor Erregung, wie sie unermülich tanzend und singend sich hin und her bewegen, jetzt geschmeidig sich



Das Hollhaus in Sansibar.

biegen und neigen, dann in tollem Reihentanz bald die Frauen allein, bald mit den Männern dahinschweben. Immer wilder und lauter wird der Lärm, immer toller wird der Tanz und immer verwegener die Gliederverrenkungen, und mit der Aufregung der Tänzer wächst auch jene der Zuschauer, welche nicht müde werden, durch enthusiastischen Beifall die ermattenden Männer und Frauen stets zu neuer Anspannung ihrer Kräfte zu

ermütern. Stundenlang kann das Volk bei einem solchen Schauspiel ausharren, und erst die völlige Erschöpfung der Tänzer oder die untergehende Sonne macht demselben ein Ende.

Mit Sonnenuntergang verstummt der Lärm in den Straßen der Stadt, und Ruhe und Friede lagern sich über dieselbe. Nur auf den flachen Dächern herrscht noch Leben. Dort sind die Hausbewohner versammelt, um rauchend und plaudernd nach der Last und Mühe des heißen Arbeitstages in der kühlen Abendluft Erholung zu finden, doch diese Erholungszeit ist sehr kurz, denn in Sansibar ist die Dämmerung nicht von langer Dauer, und dem Sonnenuntergang folgt rasch und unvermittelt die Nacht.

Unterhaltung vermag Sansibar dem Europäer, für welchen das Straßenleben und die Umgebung der Stadt den Reiz der Neuheit verloren haben, nicht zu bieten. Er ist ausschließlich auf den Verkehr mit Landsleuten und befreundeten Angehörigen anderer Nationen angewiesen. Die europäischen Kaufleute wohnen ja hier nahe beisammen, und gegenseitige Besuche sind dadurch sehr erleichtert. Zuweilen wird auch die Arbeitszeit um einige Stunden abgekürzt, und man unternimmt einen Ritt in das Innere der Insel, von dem man erst während der Dämmerung zurückkehrt. Der gewöhnliche Spaziergang am Abend ist die erwähnte Sandbank südlich von Schangani, wo man bei der Kokospalme, auf dem unter dem Namen „Siedlers Grab“ bekannten Platze Luft zu schöpfen pflegt.

So fließt das Leben der Europäer in Sansibar ziemlich einförmig dahin, aber der neue Ankömmling findet doch sowohl in der Stadt als an der gegenüberliegenden Küste so viel Neues, was ihn fesselt, daß viele Wochen vergehen können, ohne daß ihm das Bild seiner Umgebung ermüdet. Der Handel an der Ostküste ist ja so sehr verschieden von jenem der Westküste, daß auch der mit den Verhältnissen der letztern Vertraute hier überall reichlich Gelegenheit zu neuen Studien findet. Während dort die Eingeborenen überall direkt und ausschließlich mit dem Europäer verkehren und der Zwischenhandel in den Händen der schwarzen Küstenbewohner ruht, ist hier durch das Vorherrschen der arabischen Bevölkerung dieser die maßgebende Rolle im Handelsverkehr gesichert, und der ganze Handel trägt noch viel von jenem Gepräge, das ihn weiter nördlich an den vom arabischen Element vollkommen beherrschten Küsten kennzeichnet.

In allen Hafenplätzen Ost-Afrikas und auch am roten Meer bedienen sich Käufer und Verkäufer einer eigenartigen Zeichensprache, welche ermöglicht, daß der vereinbarte Preis den Umstehenden ein Geheimnis bleibt. Der Käufer ergreift unter einem Zipfel seines Gewandes oder unter dem Musselinschleier, den er vom Turban nimmt, die Hand des Verkäufers und giebt ihm durch Drücken einzelner Finger oder der ganzen Hand zu erkennen, wieviel er für die Waren zu zahlen bereit ist. Jeder, der auf den Märkten Ost-Afrikas oder des roten Meeres Geschäfte macht, der Europäer ebensowohl wie der Inder, Araber, Somali, Galla u. s. w. kennt diese Zeichensprache und weiß, was jeder Druck zu bedeuten hat. Wird der gestreckte Zeigefinger erfaßt, so bedeutet dies 1, 10 oder 100; die beiden ersten Finger, zusammen erfaßt, bedeuten 2, 20 oder 200, die drei ersten Finger 3, 30 oder 300, vier Finger 4, 40 oder 400, die ganze Hand 5, 50 oder 500, der kleine Finger allein 6, 60 oder 600, der Ringfinger 7, 70 oder 700, der Mittelfinger 8, 80 oder 800, der gebogene Zeigefinger, 9, 90 oder 900, der Daumen 1000. Auch Bruchteile und Subtraktionen können durch die Zeichensprache ausgedrückt werden. „Streichet der Käufer den Zeigefinger des Verkäufers am Mittelgliede mit dem Daumen seitwärts, so besagt dies $\frac{1}{2}$. Wird der Zeigefinger vom Mittelgliede nach dem Knöchel zu mit dem Daumen gestrichen, so bedeutet dies $+\frac{1}{4}$. Wird dagegen der Zeigefinger vom Knöchel abwärts nach der Spitze gestrichen, so ist damit $-\frac{1}{4}$ gemeint. Faßt der Käufer den Zeigefinger des Verkäufers am ganzen Nagel mit Daumen und Zeigefinger, so heißt dies $+\frac{1}{8}$. Wird indessen nur der Platz vor dem Nagel, also die äußerste Spitze des Zeigefingers gefaßt, so bedeutet dies $-\frac{1}{8}$.“^{*)} Mehr Zeichen giebt es nicht, aber diese genügen vollkommen, um die Summen auszudrücken, um welche es sich handelt. Die Zahl 1565 z. B. wird ausgedrückt, indem man zuerst den Daumen (1000) ergreift, dann die ganze Hand (500), darauf den kleinen

*) Joseph Menges, Die Zeichensprache des Handels in Arabien und Ost-Afrika. „Globus“, 1883, Seite 9.

finger allein (60) und schließlich nochmals die ganze Hand. Ein Irrtum ist nicht leicht möglich, obwohl viele Zeichen dreierlei Bedeutung haben. Der Fall, daß der Käufer, welcher den kleinen finger erfaßt, damit 60 ausdrücken will und der Verkäufer glaubt, er biete ihm 600, was dasselbe Zeichen bedeutet, kann nicht vorkommen. Käufer und Verkäufer kennen nämlich meist den beiläufigen gewöhnlichen Preis der Ware, so daß ein so großer Irrtum wie zwischen 10 und 100 ganz unmöglich ist. Steht der Preis der Ware nicht unbedingt fest, so nennt der Käufer, bevor er die Hand des Verkäufers erfaßt, die Münzsorte, damit der andere nicht etwa Piaster mit Thalern oder Rupien oder Medschidis oder einer andern gangbaren Münzsorte verwechsle.

Die Zeichensprache hat den Vorteil, daß Käufer und Verkäufer, die ja sehr häufig einer die Sprache des andern nicht verstehen, nicht auf die Vermittelung eines Maklers, der sie leicht betrügen könnte, angewiesen sind, sondern direkt miteinander verhandeln können. Ein Eingeborener, der aus dem Innern in einen der Handelsplätze an der Küste kommt, wird, wenn er sich des Beistandes eines Maklers bedienen muß, fast stets betrogen, da die Makler meistens mit den Kaufleuten einverstanden und von ihnen bestochen sind. Ein anderer Vorteil der Zeichensprache ist, daß die Verhandlungen, welche ja hier auf offenem Markte stattfinden, den Umstehenden ein Geheimnis bleiben. Still geht es bei denselben trotzdem nicht zu, denn Käufer und Verkäufer versäumen nicht, sich mit den üblichen Komplimenten zu überhäufen, und laute Ausrufe der Entrüstung und Verachtung folgen jedem zu geringen Angebot. Eine Vereinbarung wird aber dabei schneller erzielt, da den Umstehenden die Möglichkeit benommen ist, sich darein zu mischen und durch Parteinahme für und wider den Verkäufer endlose Debatten heraufzubeschwören. Die Zeichensprache ist deshalb durchaus nicht so umständlich, als der mit ihr nicht Vertraute anfangs vermutet; Käufer und Verkäufer sparen vielmehr, indem sie sich derselben bedienen, Zeit, und es ist nicht zu leugnen, daß sie für die ostafrikanischen Märkte eine sehr praktische Einrichtung ist. Streitigkeiten infolge von Mißverständnissen bei der Deutung der Zeichen sind sehr selten, und wenn solche vorkommen, pflegen beide Teile einige unbeteiligte Kaufleute zu Schiedsrichtern zu wählen, deren Spruch den Streit schlichtet.

Die im Handel an der ganzen ostafrikanischen Küste gebräuchlichste und beliebteste Münze sind die alten österreichischen Maria-Theresien-Thaler,⁹⁾ neben welchen in neuerer Zeit auch der Dollar große Verbreitung gefunden hat.

Der Handel Sansibars ruht zum großen Teil in deutschen Händen. Hauptvertreter desselben sind die Hamburger Firmen W. Oswald & Co., Hansing & Co., Heinrich Adolf Meyer. Es werden Baumwollwaren, Manufakturen, Perlen, Steingut, Glas, Metallwaren, Waffen und Munition eingeführt. Ausfuhrgegenstände sind Gewürznelken, Elfenbein, Sesam, Gummi, Kopal, Erdnüsse, Kopra, Häute u. s. w.

Den deutschen Firmen in Sansibar kommen an Bedeutung zunächst die englischen und amerikanischen, Smith MacKenzie & Co., Bowsted Redley & Co., Arnold Hines & Co. und John Rojas. Bedeutenden Umsatz erzielen außerdem noch die französische Firma Regis Fils & Co., die schweizerische Widmer & Gebrd.

⁹⁾ Die alten österreichischen Maria-Theresien-Thaler, welche in Oesterreich längst außer Kurs gesetzt sind, bilden in den mohammedanischen Ländern Afrikas heute noch die gangbarste Münze. Sie werden Abu Teir (d. i. Vater des Vogels) genannt, nach dem Doppeladler, der auf der einen Bildfläche dargestellt ist. In Ägypten, wo ein Thaler 25 bis 25 türkische Piaster gilt, im Sudan, an der Somalifüste sind große Mengen Maria-Theresien-Thaler im Umlauf, welche speziell für diese Länder immer noch neu geprägt werden. Solche Thaler, welche durch ihr sauberes, blankes Aussehen als neue Prägung erkennbar wären, würde aber kein Eingeborener als echt und vollgültig anerkennen, weshalb ihnen, bevor sie in Umlauf gesetzt werden, ein dem vorausgesetzten Alter entsprechendes Aussehen verliehen werden muß. Je älter und abgenutzter ein Thaler aussieht, desto anstandsloser wird er in Zahlung genommen, selbstverständlich vorausgesetzt, daß seine Prägung noch gewissen Anforderungen entspricht. Er muß seinem alten Vorbilde genau gleichen, muß daher das Brustbild der Kaiserin auf der Avers- und den Doppeladler auf der Reversseite enthalten, die Rosette auf dem Arm des Brustbildes muß aus 9 Kugeln bestehen, und namentlich darf weder die Jahreszahl 1780, noch das Münzzeichen S. J. fehlen. Ein Thaler, der auch nur eines dieser albekanntesten Erkennungszeichen nicht besitzt, gilt als falsch und wird nicht angenommen. In Sansibar heißen die Maria-Theresien-Thaler reali meosi (schwarze d. i. geschwärzte Thaler, wegen ihres Alters) und haben einen Wert von M. 4,50 bis M. 4,50.

und eine indische Firma Taria Topau. Die Engländer haben großen Einfluß in Sansibar, aber sie verdanken denselben nicht ihren Handelsbeziehungen, die kaum bedeutender sind als die deutschen, sondern den vielen Indern, welche sich in Sansibar niedergelassen haben und englische Unterthanen geblieben sind. Diese aus reichen und intelligenten Kaufleuten bestehende Kolonie bildet gleichsam einen Staat im Staate und bietet England jederzeit eine gute Handhabe zur Einmischung in die Landesangelegenheiten.

Außer den oben genannten Ländern sind noch Österreich, Belgien und Norwegen am Sansibarhandel beteiligt. Die Einfuhr befindet sich überwiegend in den Händen deutscher Firmen, und die Elfenbeinausfuhr besorgt zum weitaus größern Teil die Hamburger Firma Heinrich Adolf Meyer. Bei der Einfuhr spielen die Hauptrolle die Baumwollstoffe. Obwohl von Deutschland importiert, sind dieselben doch meist nicht deutsches Fabrikat. Wir treffen unter ihnen die verschiedenen Manchesterstoffe, die hauptsächlich in der Schweiz fabrizierten, grell gefärbten Maskat-Tücher zu Turbanen, einfache amerikanische Baumwollstoffe. Süddeutschland und Österreich liefern Ges. Von Einfuhrartikeln deutscher Provenienz sind zu erwähnen: Waffen, Pulver, Draht, Eisen, Kupfer in Barren. In den drei letzteren haben die Firmen Oswald & Ko. und Hansing & Ko. schon im Jahre 1881 einen Umsatz von mehr als 50000 Dollars erzielt. Der Hauptmarkt für diese Waren ist das Binnenland, und seitdem die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft sich dort festgesetzt hat, ist der Umsatz bedeutend gestiegen.

In raschem Steigen begriffen ist die Einfuhr geistiger Getränke aus Deutschland, und deutscher Zucker hat sich bisher trotz der bedeutenden Pariser Konkurrenz auf dem Markt behauptet. Bier wird in jüngster Zeit sehr viel aus Ungarn und Norwegen importiert, aber auch darin konkurriert das deutsche Erzeugnis mit Erfolg. Streichhölzer bilden ein Monopol der deutschen Importeure, welche ungeheure Massen einführen; es sind sogenannte schwedische Streichhölzer, jedoch ausnahmslos deutsches Fabrikat. Dagegen hat Amerika den Petroleumhandel monopolisiert, und nur die Petroleumlampen und Petroleummaschinen kommen aus Deutschland.

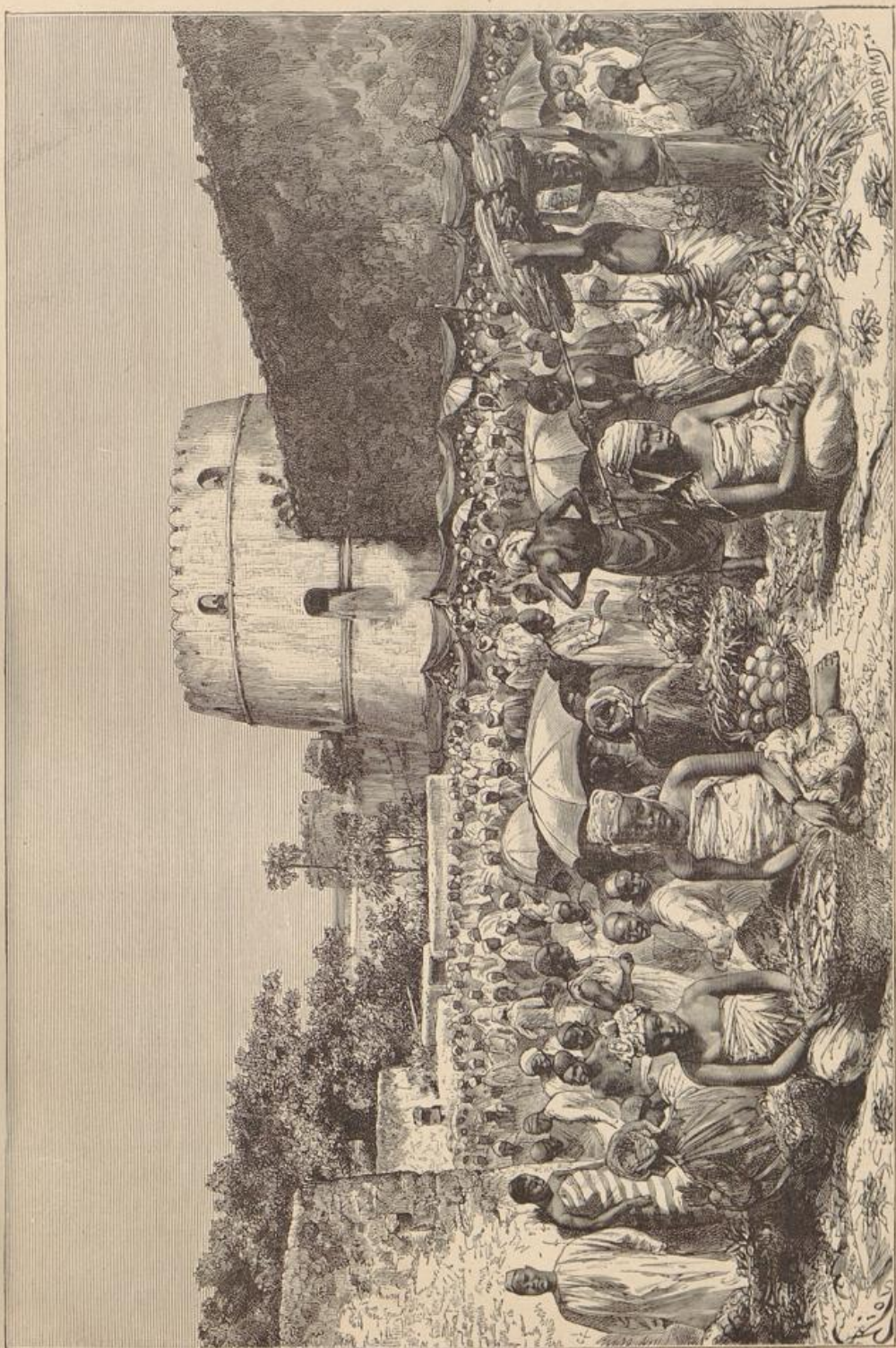
Böhmische Glaswaren, besonders Glasperlen, werden durch deutsche Firmen importiert, welche jedoch auch viel deutsches Glas einführen. Außerdem wird Glas von England importiert. Im Jahre 1884 soll die Einfuhr deutscher Glas- und Thonwaren 32000 Dollars betragen haben. Über Hamburg werden auch noch gewöhnliche Holzstühle eingeführt, wogegen andere Möbel Indien liefert.

Österreich ist am Sansibarhandel direkt durch Triester Exporteure beteiligt, welche den ganzen Mehlbedarf Sansibars decken. Aus Aden wird Kaffee importiert. Deutsche, belgische und amerikanische Firmen importieren Kerzen und Seife, und in diesen Artikeln könnten die deutschen Waren bei billigen Preisen noch Terrain gewinnen.

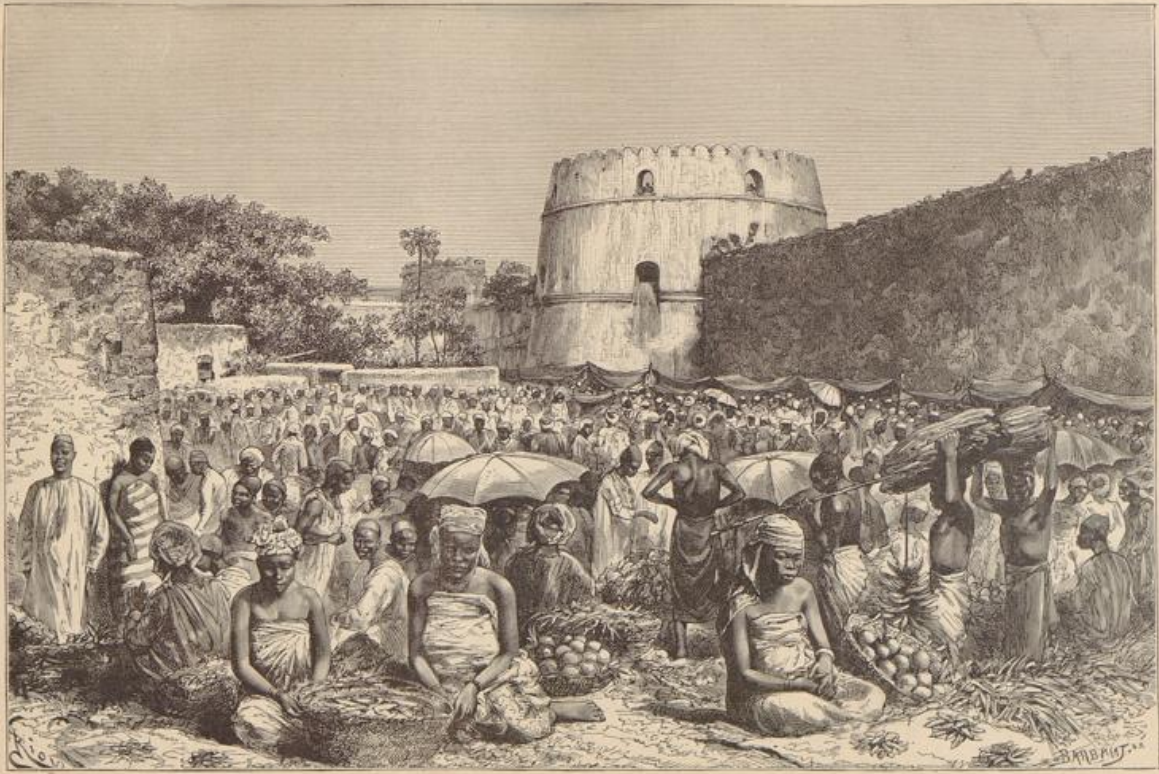
Im Elfenbeinhandel dominiert in Sansibar die weltberühmte deutsche Firma Heinrich Adolf Meyer aus Hamburg. Alle anderen Firmen, die Engländer, Inder und Amerikaner zusammen exportieren nicht so viel Elfenbein als durch die deutsche Firma jährlich nach Hamburg gelangt. Die Gesamtausfuhr beträgt etwa 420000 englische Pfund. Auch Rindshäute und Kokosnußgarn werden überwiegend von deutschen Firmen exportiert, und in die Gewürznelkenausfuhr teilen sich die Deutschen mit den Indern. Der Wert aller von deutschen Firmen exportierten Waren dürfte mit $2\frac{1}{2}$ bis 3 Millionen Dollars nicht zu hoch geschätzt sein.¹⁰⁾

Unbedeutend ist, nach diesen Daten zu schließen, der Sansibarhandel nicht. Ob es möglich sein wird, den Umsatz bedeutend zu steigern, darüber gehen die Ansichten der Kenner Sansibars sehr auseinander. Dr. Fischer bestreitet entschieden die Möglichkeit, die Bedürfnisse der Negerbevölkerung der Ostküste zu vermehren. „Trotz der geringen Anstrengung, welche nötig wäre, um neuerworbene Bedürfnisse zu befriedigen, trotz der geringen Preise, welche die Zeugstoffe, Mützen, Steingutwaren, Messer u. s. w. haben, finden wir bei

¹⁰⁾ Ein Original-Bericht aus Sansibar im „Export“, 1885, No. 38, äußert sich dagegen über den Handel Sansibars folgendermaßen: „Der Wert des Exports afrikanischer Erzeugnisse wird auf 12 Millionen, der des europäischen und amerikanischen Importgeschäftes auf 10 Millionen Mark veranschlagt, wobei der deutsche Handel allein auf 4 Millionen geschätzt wird.“



Der Fruchtmarkt in Senffhor.



Der Fruchtmarkt in Sanfibar.

dem Neger der Küstenregion nicht mehr Gegenstände in seinem Haushalte, als bei dem tief im Innern hausenden Wilden. Auch die Araber haben nach keiner Richtung hin die Lebensweise dieser Stämme beeinflussen können. Siebt es doch noch in unmittelbarem Küstengebiet Sansibars ein Hirtenvolk -- die Gala --, das größtenteils noch immer Häute als Bekleidung trägt. Als ich einen der Eingeborenen fragte, weshalb sie sich nicht Baumwollensstoffe anschafften, erwiderte er, die Häute seien billiger und dauerhafter. Ich glaube auch nicht, daß die Negerstämme, welche jetzt Zeugstoffe angenommen haben, anfangs aus dem Grunde dazu übergegangen sind, weil sie dieselben für schöner und würdiger hielten, sondern weil dieselben ebenso billig und ihnen weniger Arbeit machten als die Häute, denn für die Stämme, welche kein oder nur wenig Vieh besitzen, verursacht die Anschaffung von Häuten Schwierigkeiten und nicht geringe Kosten. Ebenso ist auch die Anfertigung eines Hüftschurzes aus Bast oder Gras, wie er noch zuweilen von den Weibern getragen wird, mühsamer. Trotz der Wohlfeilheit eines Stückes Baumwollenszeuges sieht man auch bei den Küstenstämmen alle Kinder und selbst die Mädchen bis zu ihrer Verheiratung unbekleidet.¹¹⁾ In gleicher Weise bestreitet Dr. Fischer jeden kulturellen Fortschritt auf der Insel Sansibar. Was man dort als Fortschritte ansehe, seien nur zivilisatorische Spielereien. Der freie Neger fühlt keinen Drang nach Verbesserung seiner Lage, er läßt sich vollständig von seiner Faulheit beherrschen und arbeitet wie der Lazzaroni nur dann, wenn ihn der Hunger dazu zwingt. Seine geringen Bedürfnisse und der niedrige Preis aller Waren erleichtern sein Faulenzen.

Die niedrigen Preise europäischer Waren an der Ostküste sind ein bedeutender Übelstand im dortigen Handel; durch sie wird nicht nur die Qualität der Ware verschlechtert, sondern auch speziell dem deutschen Handel in manchen Artikeln die Konkurrenz mit englischen Firmen sehr erschwert oder gar völlig unmöglich gemacht. Unter den Importartikeln stehen in ganz Afrika die Baumwollensstoffe obenan. Stanley hat bekanntlich berechnet,¹¹⁾ daß, wenn man für jeden Einwohner des Kongobeckens jährlich auch nur einen neuen Anzug rechne, das Kongobecken 320 Millionen Yards Kalliko verbrauchen würde, und er gelangte, eine Steigerung des Konsums annehmend, zu einer Summe von 3840 Millionen Yards im Werte von 320 Millionen Mark jährlich. Weder am Kongo, noch in Ost-Afrika würde aber die deutsche Industrie an dieser kolossalen Einfuhr in nennenswerter Weise partizipieren, denn die englischen „Grey Sheetings“ und die amerikanischen „Drilles“ und „American Sheetings“ können bisher von der deutschen Industrie nicht zu so billigem Preise wie in England und den Vereinigten Staaten hergestellt werden. Trotz der Billigkeit dieser Bekleidungsstoffe braucht der Sansibar-Neger davon nur sehr wenig. Er begnügt sich in der Regel mit einem baumwollenen Hüftentuch, und auch sein festtagsgewand, ein weißes Baumwollenshemd, kostet höchstens 6 Mark, während die Stoffe, welche eine Frau verbraucht, einen Wert von 15 Mark selten übersteigen. Eine Besserung der Lage zu Gunsten Deutschlands könnte nur dann eintreten, wenn, wie schon oben erwähnt, in den nahen deutschen Kolonien Baumwollplantagen als Konkurrenten der englischen Baumwolle auftreten könnten.

Schmuckgegenstände, Perlen, Ringe, Hals- und Armbänder u. s. w., die an der Westküste von Männern und Frauen getragen werden, sind hier wenig begehrt. Mit bunten Steinen besetzte Fingerringe sind beliebt und man reißt sich förmlich um dieselben, wenn -- man sie umsonst bekommen kann, aber kein Neger würde für solche Ringe z. B. Elfenbein hingeben. Seine Frau begnügt sich mit einigen Perlen und kleinen Ohrringen (manche tragen auch Ringe an der Nase), der Mann trägt aber außer dem wertlosen Fingerring, den er sich gelegentlich schenken ließ, gar keinen Schmuck. Einer der wichtigsten Bedarfsartikel an der Westküste entfällt daher hier vollständig. Wie wenig der Neger außerdem braucht, zeigt schon ein flüchtiger Blick in seine Hütte, in der man nirgends eine solche, von Wohlhabenheit und dem Streben nach Behaglichkeit zeugende Einrichtung findet, wie sie bei den Dualla am Kamerun und an der Gold- und Sklaventküste u. s. w. immer

¹¹⁾ Vortrag Stanley's in der außerordentlichen Generalversammlung der Handelskammer in London, am 12. September 1884.

häufiger wird. „Ein Kochtopf aus Thon, als Lager ein auf Pfosten ruhender Holzrahmen, zwischen dem ein Geflecht von Kokosstricken ausgespannt ist, einige von der Frau gefertigte Schlafmatten, ein paar Schüsseln von Holz und Porzellan, vielleicht ein kleiner Spiegel und eine kleine Kiste: das ist alles, was seinen Hausstand ausmacht, und zwar selbst in Sansibar, dem Paris Ost-Afrikas, wo er täglich die schönsten und verlockendsten Dinge vor Augen hat.“ Der Neger an der Westküste, der sein Haus mit Mahagonimöbeln, Sophas, Uhren und Bildern füllt, würde ja gewiß ebenso einfach leben wie der Ost-Afrikaner, wenn ihm nicht der mühevolle Zwischenhandel die Mittel zur Anschaffung aller dieser schönen Dinge lieferte, und wenn er gezwungen wäre, sich dieselben durch seiner Hände Arbeit zu verdienen. Der Neger Ost-Afrikas, dem der Zwischenhandel nicht so große Gelegenheit zur Bereicherung bietet wie der Handel an der Westküste, bleibt arm und bedürfnislos. Von dem Mais, dem Negerkorn und den Bananen, welche sein Grundstück ihm liefert, erübrigt er nach Deckung seines Bedarfes noch genug, um dafür einzutauschen, was er an Baumwollstoffen, Perlen u. dgl. braucht.

Die Zwischenhändler sind hier Araber und Hindus. Sie kaufen die Landesprodukte den Eingeborenen en détail ab und verkaufen sie dann en gros den in Sansibar bestehenden fremden Handelshäusern, von denen sie selbst wieder europäische Waren beziehen und diese im Detailhandel den Eingeborenen liefern. Der genügsame Araber erscheint wie geschaffen für den mühsamen Handelsverkehr mit den Eingeborenen, aber der Indier übertrifft ihn noch an Thätigkeit und Sparsamkeit. Die Hindu, unter denen sich viele befinden, die durch den Handel reich geworden sind, verdrängen daher die Araber immer mehr aus dem Küstenhandel, der bald ganz in ihre Hände übergegangen sein wird, während die Araber sich dem Karawanenhandel mit dem Innern zuwenden.

Wie die Raubwirtschaft der Eingeborenen, welche nur an das Heute und nicht an das Morgen denken, sich bereits bei der Ausfuhr von Rohprodukten bemerkbar macht, zeigt der Kautschukhandel. Über Sansibar gehen große Massen Kautschuk nach Europa, denn nicht bloß die Sansibarküste, sondern auch die Mosambikküste und die Insel Madagaskar liefern Kautschuk, und zwar eine der besten und gesuchtesten Sorten. Leider, äußert sich ein Bericht aus Sansibar über diesen Handel,¹²⁾ haben die Neger der Küste in höchst unrationeller Weise mit den dieses Harz ausschwitzenden Bäumen gewirtschaftet, so daß man schon tiefer in das Land eindringen muß, um es noch in größeren Quantitäten anzutreffen. Mit gleicher Unbedachtsamkeit wird leider bei vielen anderen Rohprodukten vorgegangen, weshalb denn auch die arabischen Karawanen gezwungen sind, tiefer in das Innere einzudringen.

Derselbe Berichterstatter, der die Dinge in viel rosigerem Licht sieht als Dr. Fischer, ist der Ansicht, daß in der nächsten Zukunft noch gar manche neue Produkte im Handel auftauchen werden. Obwohl das Mineralreich bisher im Handel Sansibars noch nicht vertreten sei, so dürfte es doch berufen sein, darin über kurz oder lang eine hervorragende Stelle einzunehmen. Über die Schätze, welche der Boden birgt, sei zwar bisher noch wenig bekannt, man wisse aber doch, daß z. B. Eisen von allen Völkerschaften im Innern verarbeitet werde, und daß Gold und Kupfer an vielen Orten vorkomme.¹³⁾ Der Berichterstatter sieht im Geiste

¹²⁾ Sansibar und seine kommerzielle Bedeutung. Von A. B. „Export“, 1885, No. 58, Seite 658.

¹³⁾ So schreibt derselbe z. B.: Unter den von dem immensen zentral-afrikanischen Produktionsgebiete nach Sansibar dreigierten Rohstoffen nimmt das namentlich von den eingeborenen Jägern Agogos gelieferte Elfenbein dem Werte nach den ersten Platz ein und ist Gegenstand eines bedeutenden, zumeist nach England gerichteten Exports. Es folgen dann gleich die Straußenfedern, die von wilden Vögeln gewonnen werden, und deren Qualität die der Kapsfeder bei weitem überragt. In England sind sie sehr gefragt und werden stellenweise mit 40 bis 50 £ pro kg bezahlt. Weitere Produkte des Tierreichs sind Hörner, Felle, Häute, Wachs u. s. w. Ferner werden neuerdings die für zoologische Gärten und Menagerien bestimmten wilden Bestien und Vögel, wie über Ägypten, auch vielfach über Sansibar exportiert. Noch glänzendere Aussichten eröffnen sich für die vegetabilischen Erzeugnisse dieser fruchtbaren Gegenden. Baumwolle, Kaffee, Zuckerrohr, Indigo, Muskat, Pfeffer und Ricinus, die sonst überall Kultur erfordern, wachsen in Zentral-Afrika wild und werden dieses bei einiger Pflege früher oder später zum konkurrenzfähigsten Produktionsgebiete der Welt machen. Reis, Nelfen, Maniok, Sorghum, Kokosnüsse und Orseille bilden wie der an mehreren Punkten der Küste kultivierte Sesam, die Erdeichel und das Palmöl schon jetzt einen sehr wichtigen Bestandteil des Handels mit Europa.

Sansibar bereits als Haupttransithafen für den Kohlenhandel mit Europa, da sich im Innern ungeheure Kohlendistrikte befinden, welche nur der Erschließung harren. Wann aber der Augenblick gekommen sein wird, in welchem diese verborgenen Schätze das Tageslicht erblicken, läßt sich heute auch nicht annähernd bestimmen. Was den Elfenbeinhandel mit dem Innern erschwert, bildet ein noch viel größeres Hindernis für eine etwaige Ausbeutung der im Innern vorhandenen Kohlenlager. Bei den jetzigen Verkehrsmitteln ist dieselbe eine Unmöglichkeit, und so verlockend der durch solche Unternehmungen erzielbare Gewinn auch dargestellt werden mag, der unparteiische Beurteiler kann nur voll und ganz dem zustimmen, was Stanley inbezug auf die Hebung des Handelsverkehrs von Ost-Afrika sagt:

„Zuerst muß der Kapitalist Mittel und Wege zum Warentransport ausfindig machen, sonst wird er die afrikanischen Schwierigkeiten niemals überwinden. Wenn Wege durch dicke Gebüsche geschlagen oder Lastwagen benutzt werden, so sind dies bloß temporäre Transportgelegenheiten, die überdies große Auslagen, viel Geduld und eine fortwährende Verstärkung der Arbeitskräfte und der Energie erfordern. Fast ebenso schnell, wie das Land abgeholzt und gelichtet wird, bedeckt es sich wegen der erstaunlichen Fruchtbarkeit des Bodens mit hohen wilden Gräsern von der Stärke des Rohres, und eine einzige Jahreszeit reicht hin, um Arbeiten, zu deren Ausführung die Pioniere der Kultur Monate gebraucht haben, nutzlos zu machen. Das Rindvieh stirbt, indem es von Insekten zu Tode gepeinigt oder von geilwachsenden Gräsern vergiftet wird; die Eingeborenen kommen aus Mangel an passender Nahrung um und sind, während sie an Ermattung und Erschöpfung leiden, vielen tödlichen Krankheiten ausgesetzt. Schienenwege sind vor allem ein dringendes Bedürfnis für Afrika. Alle anderen Wohlthaten, welche die Berührung mit Kulturländern zu verleihen pflegt, werden der Eisenbahn nachfolgen; sie wird zu einem nie wieder zerbrechbaren Eisenbande zwischen Afrika und den begünstigteren Weltteilen werden. Wie energisch auch der Kaufmann im Kleinhandel sein mag, er kann doch zum Besten eines Landes, welches weder Landstraßen noch schiffbare Flüsse hat und dessen Klima für den zum Tod erschöpften Hamal wie für das Lasttier in gleicher Weise verhängnisvoll ist, keine andauernden Erfolge erzielen. Längs des an der See sich hinziehenden Gürtels muß zuerst eine Eisenbahn angelegt werden, und eine zweite muß direkt in den Mittelpunkt der Reisfelder des Rufidschi-Thales eindringen, um billige und kräftige Nahrung in Überfluß zu sichern. Einer Gesellschaft, welche die zum Bau einer Eisenbahn erforderliche Summe aufstreifen kann, bietet aber Ost-Afrika ganz besondere Vorteile dar. Der Sultan selbst bietet eine ganz hübsche Summe an, fünf Kats-Dollar oder rund 100000 Pfund Sterling, und es giebt reiche Hindus in Sansibar, welche ohne Zweifel große Summen anlegen würden, und auf solche Weise würde die Gesellschaft zugleich den Haupthandel längs ihrer Küste in die Hand bekommen. Der Sultan hat auch arme Unterthanen genug, welche die ihnen so gebotene Gelegenheit, für angemessene Bezahlung zu arbeiten, freudig ergreifen würden, so daß man wegen des Mangels an Arbeitskräften nur geringe Besorgnis zu hegen braucht. Außerdem sind auch noch die Eingeborenen des Innern da, welche, nachdem erst einige mit ihrem Beispiel kühn vorangegangen wären, wohl bald dazu vermocht werden würden, längs der Bahnlinie um Beschäftigung nachzuziehen.“¹⁴⁾

Dem Übelstand der primitiven Transportmittel würde die projektierte Ukerewe-Bahn wohl abhelfen. Welche Wichtigkeit dieselbe für den Handel erlangen würde, erhellt schon aus der einen Thatsache, daß man nach Fertigstellung dieser Bahn die Strecke von der Küste zu den Seen, wohin man jetzt ein halbes Jahr unterwegs ist, in einem Tage zurücklegen könnte! Die Transportkosten, welche heute für 100 Kilogramm etwa 1000 Mark betragen, würden durch die Bahn im Verhältnis von 300: 1 reduziert werden! Daß dann der ganze Handel einen Aufschwung nehmen würde, der sich heute auch nicht annähernd bemessen läßt, ist zweifellos, aber ein solcher Zeitpunkt scheint noch in weiter Ferne zu liegen. In deutschem Interesse läge es in erster Reihe, die Fertigstellung einer solchen Bahn zu beschleunigen, aber das deutsche Kapital zeigt bisher noch keine

¹⁴⁾ Henry Stanley, Durch den dunkeln Weltteil 2c. I. Band, Seite 43.

Neigung zu großen Unternehmungen in Afrika, und wir werden wohl beim Handel der Ostküste noch sehr lange mit den alten primitiven Verkehrsmitteln rechnen müssen.

Der Bau einer Bahn hängt in erster Reihe davon ab, wie die Stämme, durch deren Gebiet sie geführt werden soll, sich zu dem Unternehmen verhalten werden. Dies zeigt wieder klar, wie sehr es sich empfiehlt, gute Beziehungen zu dem Sultan zu unterhalten und uns am Hofe desselben einen maßgebenden Einfluß zu sichern. Eine europäische Macht, und am allerwenigsten Deutschland, kann nicht an Eroberungen an der Ostküste denken, die sie in endlose Kriege mit den Eingeborenen verwickeln und die ganze muhammedanische Bevölkerung zu ihrem Feinde machen würden. Eine Entthronung des Sultans und Annexion seines Landes liegt daher keineswegs in deutschem Interesse. Es kommt bloß darauf an, dem Sultan und seinen Unterthanen durch die Entfaltung der nötigen Macht die Überzeugung beizubringen, daß Deutschland imstande ist, seine Interessen zu wahren und seinem Willen Geltung zu verschaffen, dann aber auch den Sultan zu überzeugen, daß seiner Herrschaft von deutscher Seite keine Gefahr droht, daß er sie vielmehr durch festen



Sansibar, von der See aus gesehen.

Anschluß an Deutschland nur befestige. Wie schon gesagt, dürfte es sich empfehlen, den Sultan bei der Ausdehnung seiner Herrschaft zu unterstützen. Er erhebt ja Ansprüche auf viele Gebiete im Innern und an der Küste, welche geltend zu machen, ihm die Mittel fehlen. Von Deutschland unterstützt, könnte er erreichen, was ihm jetzt unmöglich ist. Er, als muhammedanischer Herrscher, wird bei den zum Islam bekehrten Eingeborenen bei weitem nicht auf einen so großen Widerstand stoßen, als der Versuch einer europäischen Macht, im Innern Eroberungen zu machen, zu erwarten hätte. Jeder fußbreite Landes aber, den der Sultan im Innern erobert, würde zu einem Gewinn für uns werden, würde das Gebiet erweitern, welches der europäischen Kultur, dem europäischen Handel zugänglich ist. Der Sultan auf seiner vom Meer umflossenen Insel, deren Hafen unseren größten Kriegsschiffen die Annäherung an seine Hauptstadt gestattet, wäre eine Bürgschaft für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, und wir kämen nicht in die Lage, gleich den Engländern, Franzosen, Portugiesen militärische Expeditionen in das Innere entsenden zu müssen, um unruhige, aufreißerische Stämme zu züchtigen und zum Gehorsam zu zwingen. Dies würde dem Sultan vorbehalten bleiben, der über eine nicht geringe Truppenmacht verfügt, welche noch vermehrt und namentlich besser ausgerüstet werden könnte.

Der Sultan besitzt eine nach europäischem Muster organisierte Armee von einigen tausend Mann und eine Leibgarde von 1500 Mann. Letztere und das zu ihr gehörige Musikkorps steht unter dem Kommando eines englischen Marineoffiziers, ist gut bewaffnet und macht in den roten Uniformen keinen übeln Eindruck, wenn man davon absieht, daß die Soldaten meist barsüßig gehen. Sie erhalten zwar Stiefel, sind jedoch schwer zu bewegen, dieselben anzuziehen; sie tragen sie meistens in der Hand oder hängen sie an die Gewehre. Von einer Kriegstüchtigkeit kann bei dieser Truppe nicht die Rede sein. Ihre Exerzierübungen werden daher auch von den Eingeborenen treffend mit „ku tschaesa“, d. h. spielen, bezeichnet, denn mehr als eine Spielerei ist die ganze Garde nicht. Sie besteht fast nur aus gepreßten Soldaten und verdankt ihre Entstehung dem englischen Konsul, der das zahlreiche Hafeproletariat, welches allmählich den Fremden unbequem zu werden begann, beseitigen wollte. Er riet daher dem Sultan, aus diesen beschäftigungslosen Leuten, welche einen Tag arbeiteten und den Rest der Woche faulenzten, eine Garde zu bilden, und der Sultan ging bereitwillig auf den Vorschlag ein.

Tüchtiger als diese Paradesoldaten sind die irregulären Truppen des Sultans, welche sich aus dem Süden Arabiens rekrutieren. Jedem Gouverneur steht jährlich eine bestimmte Summe zur Verfügung, die er zur Anwerbung von Soldaten zu verwenden hat. Diese irregulären arabischen Truppen sind zwar meist nur mit Luntengewehren bewaffnet, aber sie sind wegen ihrer Tapferkeit gefürchtet. Das Volk nennt sie „Wirboto“ (Stöbe), weil sie bei ihren Kampfspielen eigentümliche Sprünge ausführen.

Die eingeborene Negerbevölkerung hat einen Abscheu vor dem Soldatenleben. Freiwillig zieht keiner den Soldatenrock an, und auch die Offiziere sind zum Dienst gepreßte Leute. Kein Opfer ist dem Neger zu groß, wenn er sich dadurch dem Soldatendienst entziehen kann, und da scharf auf alle Beschäftigungslosen gefahndet wird, um dieselben zum Dienst zu zwingen, verdingen sich die Neger oft für einen Spottpreis in einem der europäischen Häuser, weil in dem Dienst eines Europäers stehende Leute nicht unter die Rekruten gesteckt werden können. Dabei ist der Soldatendienst durchaus nicht so anstrengend, wie die Eingeborenen ihn darstellen, und die Mannschaften erhalten einen verhältnismäßig hohen Sold: 15 bis 20 Mark monatlich und freie Kleidung. Da mancher eingeborene Arbeiter kaum die Hälfte dieser Summe verdient und doch mit ihr seinen Unterhalt bestreitet, hat sich die Spekulation der Rekrutierung der Garde bemächtigt, und Leute, welche viele Sklaven besitzen, überlassen sie dem Sultan als Soldaten. Sie erhalten den ihren Sklaven zukommenden Sold, und nach Abzug der zum Lebensunterhalt für dieselben nötigen Summe von 8 bis 10 Mark bleibt ihnen noch ein guter Gewinn.

Die Erhaltung der Armee und die aus 6 großen Steamern bestehende Flotte, welche von deutschen Offizieren befehligt wird, nimmt den größern Teil der Einkünfte des Sultans in Anspruch. Das Volk, welches den Aufwand seines Herrschers für die Armee sah, erwartete, daß er von seiner Macht, welche es überschätzt, Gebrauch machen und sich den Engländern, die sich in seine Angelegenheiten mischten, Widerstand entgegensetzen werde. Sultan Bargasch ist aber ein viel zu kluger Mann, als daß er sich leichtlin den Gefahren eines Konfliktes mit England aussetzen sollte. Er hat sich der Forderung, den Sklavenhandel zu unterdrücken, gefügt, und benutzte sogar seine eigene Flotte, um nach Sklavenschiffen zu fahnden. Diese Nachgiebigkeit gegen die Engländer kann das Volk ihm nicht verzeihen, und er ist gegenwärtig bei seinen Unterthanen nicht beliebt. Die Unterdrückung des Sklavenhandels hat ihm geradezu den Haß derselben zugezogen. Laut und öffentlich wagt allerdings niemand eine abfällige Äußerung über die Handlungsweise des Sultans, denn niemand hat Lust, mit dem Gefängnis Bekanntschaft zu machen, da eine Einsperrung in die Höhlen, welche hier Gefängnisse genannt werden, einem Todesurteil ziemlich gleichkommt, weil bössartige Fieber die Gefangenen schon nach kurzer Zeit hinraffen.

Der Haß der Bevölkerung hat seitdem wiederholt neue Nahrung gefunden. Der Sultan braucht Geld, und da die gewöhnlichen Einnahmen seine Ausgaben nicht zu decken vermögen, erhebt er außerordentliche Steuern. Die verhaßteste unter den von ihm eingeführten Abgaben ist der hohe Zoll auf Gewürznelken,

der unter den Arabern Sansibars viel böses Blut gemacht hat. Die Erhebung desselben wird von den Gouverneuren streng betrieben, und diese können sich ungeschämt manche Willkürlichkeit erlauben.

Das Gesamteinkommen des Sultans dürfte sich jetzt auf ungefähr 5 Millionen Mark beziffern, wovon etwa 3 Millionen auf die Zölle entfallen. Der Rest ist der Ertrag seiner Plantagen. Er ist daher der Einzige, der durch das Verbot des Sklavenhandels keinen pekuniären Schaden erlitten hat. Während alle seine Unterthanen mehr oder minder dadurch geschädigt wurden, fand er für den ihm entgehenden Zoll von 2 Dollars, der für jeden eingeführten Sklaven entrichtet werden mußte, reichlichen Ersatz in den Zöllen, deren Erhebung ihm in den mit den verschiedenen Mächten abgeschlossenen Handelsverträgen zugestanden wurde.

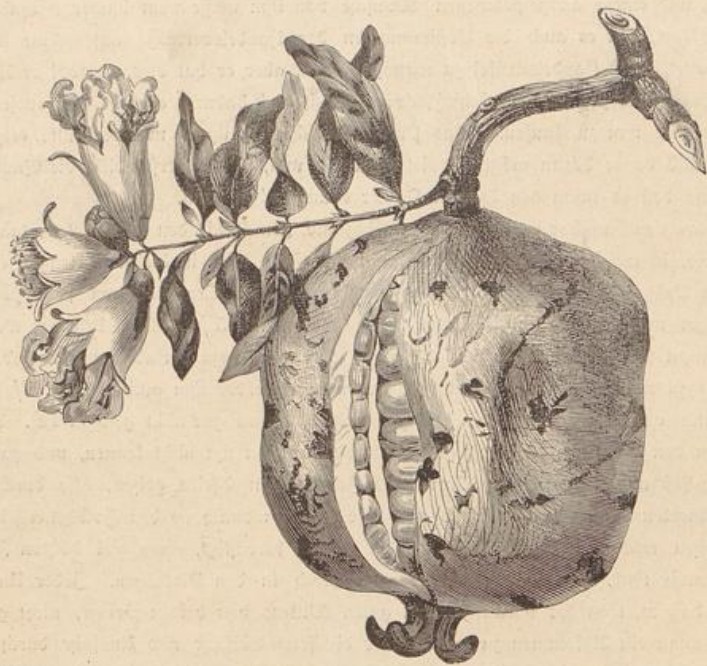
Die Eingeborenen bezeichnen den Sultan als einen habfüchtigen Mann. „Er könne nicht leiden, wenn ein anderer eine gute Pflanzung angelegt oder ein schönes Haus errichtet habe. Alles suche er in seine Hände zu bringen, und einem ausgesprochenen Wunsche von ihm müsse man immer willfahren.“ Um seine Einnahmen zu erhöhen, hat er auch die Bestimmungen der Handelsverträge auf schlaue Weise umgangen. Ihm ist nicht gestattet, einen Handelsartikel zu monopolisieren, aber er hat dies, obwohl er Namen und Form des Monopols vermied, inbezug auf das Schießpulver faktisch doch dadurch erreicht, daß er seinen Unterthanen gebot, Pulver nur von ihm zu kaufen. Das Pulver, welches er ihnen nun verkauft, erhält er durch ein Hamburger Haus, und da er daran möglichst viel verdienen will, ist selbstverständlich die Qualität des Pulvers eine sehr geringe, so daß es kaum den Namen Pulver beanspruchen kann.

„Der Sultan von Sansibar hat Verträge mit England, Frankreich, den Vereinigten Staaten von Amerika und mit Deutschland, in welchen sein Gebiet anerkannt ist. Ihm wird in diesen Verträgen ein Zoll von 5% auf alle in seinen Besitzungen gelandeten Waren zugesichert. Über Transitwaren steht zwar nichts in den Verträgen, doch hat man mehrfach sein Recht, auch Waren mit 5% Zoll zu belegen, welche effektiv von Bombay oder Europa für Mosambik oder Madagaskar oder vice versa verladen waren und nur zu Sansibar auf kurze Zeit gelöscht werden, dadurch anerkannt, daß man entweder ihm auch hierbei 5% entrichtete, oder daß man solche Güter, aus Furcht, für sie den Zoll zu bezahlen, einfach gar nicht gelöscht hat. Die Zollbehörden des Sultans kennen den Begriff „Transito“ gar nicht, oder wollen ihn nicht kennen, und zwar aus Prinzip, indem ja eigentlich fast alle importierten Waren ins Innere von Afrika gehen, also durchgeführt werden, und ihnen durch Anerkennung dieses Begriffes eine feste Basis, wonach sie den Zoll zu erheben haben, überhaupt verloren gehen würde. Auf Elfenbein ist der Sultan berechtigt, einen viel höhern Zoll als 5% zu erheben, was er auch thut, und zwar steht dies ausdrücklich in den Verträgen. Jeder Unbefangene wird hiernach ermessen, daß es, trotz des vorausgesetzten guten Willens von beiden Seiten, nicht ganz einfach sein würde, mit dem Sultan ein Abkommen zu treffen über die freie Einfuhr und Ausfuhr durch sein Zollgebiet, wenn man seine Rechte achten will. Die ganze Finanzwirtschaft des Sultans beruht auf seinem Zollsystem, diese Einnahmen allein setzen ihn in den Stand, das große Heer von Beamten und Soldaten an allen Küstenplätzen zum Schutze des Handels und der vielen fremden Unterthanen zu halten.“

Die vielen Besatzungen, welche der Sultan längs der Küste verteilt hat, sind aber zur Aufrechterhaltung seiner Macht unumgänglich nötig. Die Herrschaft der Sultane von Sansibar ist noch viel zu jung, und sie hat sich unter so eigenartigen Verhältnissen herausgebildet, daß sie in vielen Teilen ihres Gebietes noch nicht als eine völlig befestigte angesehen werden kann. Ein Blick auf die Geschichte der zum Reiche des Sultans gehörigen Länder wird uns dies sofort erklären.

Als die Ostküste Afrikas aus dem sie umhüllenden Dunkel aufzutauchen beginnt, finden wir ihre Geschichte eng mit jenen des Reiches Omahn an der Südspitze Arabiens verknüpft. Dort hatte sich bald nach der Bekehrung der Bevölkerung zum Islam die Sekte der Chuaridsch gebildet, deren Oberhaupt die Fürsten des Landes waren, welche den Titel Imahn (Vorbeter) annahmen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts vereinigte der Imahn Nasser ben Murdichid das ganze, lange Zeit durch Parteilungen zerrissene Land Omahn unter seinem Szepter, stellte überall Ruhe und Ordnung her, und nachdem er durch weise Maßregeln seine

Herrschaft befestigt, rüstete er sich zum Kampfe gegen die Ungläubigen, die Portugiesen, welche überall an der Küste bis in die Nähe seiner Hauptstadt Masua Niederlassungen gegründet hatten. Als er im Jahre 1649 starb, hatte er den Portugiesen mit Ausnahme der festen Plätze Maskat und Sohar alle von ihnen bisher besetzt gehaltenen Seestädte entrisen. Seinem Vetter, Sultahn ben Sef, gelang es im Jahre 1658, die Portugiesen auch aus Maskat zu vertreiben, und er ging darauf sogar zum Angriff auf die portugiesischen Besitzungen an der afrikanischen Ostküste und in Indien über, jedoch obwohl er gegen die Portugiesen eine große Flotte zu entsenden vermochte, welche manchen Küstenplatz wegnahm, so errang er doch in Afrika keine dauernden Erfolge. Die nach fünfjährigen Kämpfen endlich in seinen Besitz gelangte Festung Mombas ging bald darauf wieder verloren.



Blüte und Frucht der Granate.

Eine weitere Ausdehnung der Macht der Imahme sollte erst unter dem zweiten Nachfolger Sultahns, seinem Sohne Sef, stattfinden. Als die Bewohner von Mombas sich an ihn mit der Bitte wendeten, sie von der portugiesischen Herrschaft zu befreien, sandte er im Jahre 1698 eine Flotte gegen Mombas. Die Festung wurde erobert, auch Sansibar und Kiloa den Portugiesen entrisen, und überall von den Eingeborenen mit Jubel als Befreier begrüßt, drangen die Araber unaufhaltsam noch weiter nach Süden vor und entrisen den Portugiesen die ganze Küste vom Kap Guardafui bis zum Kap Delgado. Da aber der Imahm nachher durch Unruhen in Arabien zu sehr in Anspruch genommen wurde und sich um die neuen Eroberungen nicht viel kümmern konnte, gingen die Portugiesen bald wieder zur Offensive über, und im Jahre 1728 waren sie abermals Herren der ganzen Küste bis Mombas. Ihre Herrschaft war nicht von langer Dauer. Die von ihnen hart bedrückten Eingeborenen riefen zum zweiten Mal den Imahm zur Hilfe herbei, und als derselbe ihre Bitte unbeachtet ließ, erhoben sie sich gegen die Portugiesen, vertrieben sie und boten dann dem Imahm,

der jetzt in Maskat residierte, die Oberhoheit an. Der Imahm nahm das Anerbieten an, sandte Truppen nach Mombas, und bald darauf wurden auch die anderen Küstenplätze den Portugiesen wieder entzissen.

Wenige Jahre später starb Sultan ben Murdschid, der Letzte aus dem Geschlechte der Jarebiten, welches bisher über Oman geherrscht hatte, und der Statthalter von Sohar, Achmed ben Said ben Achmed



Reicher Araber in Sanfibar.

ben Abdallah ben Mohammed ben Mbarek el Abu Saidi bemächtigte sich der Herrschaft in Maskat. Diese Umwälzung benutzte Mohammed ben Osmahn, der Statthalter von Mombas, um sich für unabhängig zu erklären. Achmed ben Said entledigte sich seiner durch nach Mombas gesandte Meuchelmörder, aber sein Plan, die ganze Familie des Nebenbuhlers ermorden zu lassen, mißlang. Der Bruder des Ermordeten, Ali

ben Osmahn, entging den Dolchen der Muechelmörder und ließ sich 1745 zum Sultan von Mombas ausrufen.

Ali ben Osmahn regierte nur bis zum Jahre 1755. Er fiel durch Mörderhand, und nach seinem Tode brachen in Mombas endlose Wirren und Streitigkeiten aus, welche der neue Imahn Said ben Achmed benutzte, um die abgefallenen Gebiete sich wieder zu unterwerfen.

Die afrikanische Küste blieb nun in Abhängigkeit von Maskat, aber die Wirren, welche dort bald darauf, nach der gewaltsamen Entthronung des Imahms ausbrachen, bewirkten, daß das Verhältnis der afrikanischen Vasallenstaaten zu ihren arabischen Herrschern sich immer mehr lockerte und die Bevölkerung, obwohl sie den Imahn als Oberherrn anerkannte, sich doch um seine Anordnungen kaum noch kümmerte. Die Statthalter, welche sahen, daß ihre Übergriffe nicht bestraft wurden, erlaubten sich immer mehr, darauf vertrauend, daß der Imahn, der daheim mit den Wachabiten zu kämpfen hatte, nichts gegen sie unternehmen könne.

So standen die Dinge an der Ostküste, als der junge, kaum sechzehnjährige Seyd Said nach der Ermordung des wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Wachabiten verhassten Weder ben Sef zum Imahn ausgerufen wurde, die Wachabiten besiegte und dann auch mit Hilfe der Engländer die gefürchteten Seeräuber des roten Meeres bezwang. „Seyd Said war ein höchst merkwürdiger Mensch; seine Größe bestand jedoch weniger in Erfolgen, welche er durch siegreiche Schlachten errang (er war fast feig zu nennen und scheute die blutige Entscheidung), als in seiner Zähigkeit im Unglück, in dem beständigen Festhalten an dem vorgesteckten Ziele und in der Geschicklichkeit, mit welcher er alle Verhältnisse zu seinem Vorteile auszubenten wußte. Von Zeitgenossen und Späteren vielfach verleumdet und geschmäht, des Verrates und der Hinterlist beschuldigt, bleibt er dennoch einer der Bedeutendsten unter den Fürsten Ohmans — gelten ja doch die Mittel, welche er zur Erweiterung und Befestigung seiner Herrschaft gebrauchte, nach den Anschauungen des Morgenlandes nicht als unwürdig und unerlaubt. Viele schreiben ihm den Titel Imahn zu, diesen aber besaß er ebensowenig wie sein Vater, da er keiner der drei hierzu erforderlichen Bedingungen zu genügen vermochte, nämlich: Besitz gewisser religiöser Kenntnisse, das Gelübde, lebenslang gegen die Ungläubigen zu kämpfen und niemals zur See zu gehen.“ Von einem Herrscher solcher Art war nicht zu erwarten, daß er die Übergriffe Abdallahs, des Statthalters von Mombas, der seine Herrschaft immer weiter an der Küste ausdehnte und sich auch in geheime Unterhandlungen mit der englischen Regierung in Bombay einließ, länger dulden werde.

Im Jahre 1822 sandte Seyd Said eine Flotte gegen den abtrünnigen Statthalter, welche einen Küstenplatz nach dem andern einnahm und Mombas immer näher kam, während gleichzeitig von Süden her der dem Imahn treugebliebene Statthalter von Sansibar vordrang und die Insel Pemba besetzte. Indessen starb Abdallah, und als die Flotte des Imahn vor der Insel erschien, stritten sich dort die Brüder des Verstorbenen um die Nachfolge. Man wählte vorläufig, um ernstere Unruhen zu vermeiden, Soliman ben Ali, einen alten Mann zum Sultan von Mombas, und dieser rief, die Aussichtslosigkeit des Kampfes gegen den Imahn einsehend, die Engländer zu Hilfe. Im Februar 1824 erschien Kapitän Owen, der ein mit der Vermessung der Ostküste beschäftigtes Geschwader befehligte, vor Mombas, auf dessen Festung er zu seiner Überraschung die englische Flagge wehen sah, welche die Eingeborenen gehißt hatten. Der Hafen war von der arabischen Flotte blockiert, aber Kapitän Owen gelang es trotzdem, sich mit dem neuen Sultan von Mombas in Verbindung zu setzen und mit ihm einen Vertrag zu schließen, durch welchen er Mombas, Pemba und die Küste zwischen Malindi und dem flusse Pangani unter englischen Schutz stellte.

England bot sich somit Gelegenheit, seinen afrikanischen Besitz um eine große Küstenstrecke mit dem vortrefflichen Hafen von Mombas zu vermehren und gleichzeitig dem Sklavenhandel ein großes Ausgangsthor zu verschließen. Da Kapitän Owen den Befehlshaber der Mombas blockierenden Flotte zu dem Versprechen bewogen hatte, die Feindseligkeiten bis zum Eintreffen von Aufträgen seines Herrn einzustellen, und, als er den

Hafen verließ, einige Mann als Vertreter Englands in Mombas zurückblieben, konnte die neue Erwerbung als vollzogen gelten, wenn — die englische Regierung den Schutzvertrag ratifizierte, aber dies geschah nicht.

Die Entscheidung der englischen Regierung ließ lange auf sich warten. Sie traf erst im Jahre 1826 ein, aber sie lautete ablehnend. Man verkannte offenbar in England den Wert der Küste und beurteilte die Verhältnisse an derselben falsch, und es war Seyd Said gelungen, die englische Regierung zu seinen Gunsten zu stimmen und sie zu veranlassen, das Sultanat Mombas ihm preiszugeben.

Nachdem so die Gefahr einer Einmischung Englands abgewendet war, hatte Seyd Said leichtes Spiel. Er führte im Jahre 1828 selbst eine große Flotte mit einem Landungskorps von 2000 Mann gegen die Insel, die Festung wurde beschossen, die Einfahrt in den Hafen erzwungen, und der eingeschüchterte neue Sultan Salem knüpfte Unterhandlungen an, welche mit seiner Unterwerfung endeten. Er erkannte Seyd Said als seinen Herrn an, wogegen dieser ihm und seinen Nachkommen die Statthalterschaft in Mombas zusicherte und sich nur ausbedang, in der Festung 50 Mann Besatzung zu unterhalten. Schon nach wenigen Tagen verstärkte er aber die Besatzung nach und nach auf mehrere hundert Mann, ohne daß der nun wehrlose Statthalter einen Widerstand versuchte, und machte sich durch diesen Vertragsbruch zum unumschränkten Herrn der Stadt.

Seyd Said faßte nun den Entschluß, den Sitz seiner Herrschaft an die afrikanische Küste zu verlegen und Sansibar zu seiner Residenzstadt zu machen. Er hatte bereits den Befehl erteilt, in Sansibar einen Palast für ihn zu erbauen, als ein in Maskat ausgebrochener Aufstand ihn zur Rückkehr nach Arabien zwang. Während seiner Abwesenheit empörte sich Mombas und zwang die arabische Besatzung durch Hunger zur Kapitulation. Als Seyd Said, der durch die Unruhen in Arabien lange aufgehalten wurde, endlich gegen Ende des Jahres 1829 vor der Stadt erschien, versuchte er vergebens, sie durch Sturm zu nehmen, und als auch die angeknüpften Unterhandlungen erfolglos blieben, mußte er die Belagerung aufheben. Auch ein 5 Jahre später unternommener Versuch, die Stadt zu erobern, mißlang, und erst als nach dem Tode des Sultans Salem in Mombas wegen der Nachfolge Streitigkeiten ausbrachen, glückte es 1837 Seyd Said, mit Hilfe einer unzufriedenen Partei sich der Insel und Festung zu bemächtigen. Die vornehmsten Mitglieder des Herrscherhauses wurden nach Arabien gesandt, wo die meisten bis zu ihrem Tode in harter Gefangenschaft gehalten wurden, der Rest entfloß mit Zurücklassung aller Habe und ließ sich später in der Gegend von Malindi nieder.

Nachdem die Familie, welcher Mombas seine unter so vielen Kämpfen behauptete Unabhängigkeit verdankte, beseitigt war, nahm Seyd Said seinen Lieblingsplan wieder auf, der Bau des Palastes in Sansibar wurde in Angriff genommen, und im Jahre 1840 konnte der Sultan ihn beziehen. Der Rest seines bewegten Lebens war den Werken des Friedens gewidmet. Er starb 1856 mit Hinterlassung von 11 Söhnen, welche alle mit nicht rechtmäßigen Frauen gezeugt waren.

Mit Seyd Suids Tode fand das Reich Maskat in der Ausdehnung, die es unter ihm erlangt hatte, sein Ende und zerfiel in ein arabisches Reich, in welchem der älteste Sohn des Verstorbenen, Seyd Suäni, die Herrschaft übernahm, und in ein afrikanisches unter dem jüngern Seyd Medschid, der demnach als der eigentliche Begründer der Sansibar-Dynastie anzusehen ist. Zwischen beiden Brüdern kam es im Jahre 1859 fast zum Kriege, da Seyd Suäni die Oberhoheit über Sansibar beanspruchte. Seyd Medschid hatte sich mit aller Macht zur Verteidigung gerüstet, und Seyd Suäni war bereits mit einer Flotte nach Sansibar unterwegs, als durch englische Intervention der Streit beigelegt wurde. Seyd Medschid verpflichtete sich, seinem Bruder unter dem Titel von „Subsidien“ jährlich 40000 Dollars zu zahlen, und er hat diese Summe bis zu Seyd Suänis Tode im Jahre 1866 stets regelmäßig entrichtet. Seyd Suänis Nachfolger beanspruchte zwar die Weiterzahlung der „Subsidien“, aber Seyd Medschid, dessen Macht sich indessen befestigt hatte, verweigerte sie, und der neue Sultan von Maskat war nicht imstande, sie zu erzwingen.

Während seiner ersten Regierungsjahre hatte Seyd Medschid in seinem Reiche einen schweren Stand. Sein jüngerer Bruder Seyd Bargasch, der jetzige Sultan, veranlaßte viele Unruhen, und nur mit Hilfe englischer Marinesoldaten konnte er zur Unterwerfung gezwungen werden. Dann bereitete dem Sultan wieder das Einschreiten der englischen Kriegsschiffe gegen den Sklavenhandel Verlegenheiten, da die Engländer sich dabei arge Übergriffe erlaubten und oft friedliche Kauffahrer verbrannten, weil sie dieselben im Verdacht hatten, sich mit Sklavenhandel zu beschäftigen, wodurch große Aufregung unter den stets zu Streit geneigten Arabern aus dem Norden, den sogenannten Suri, hervorgerufen wurde.

Als Freiherr von der Decken Sansibar besuchte, war die Macht des Sultans immer noch eine sehr beschränkte. Seyd Medschids Macht, schreibt von der Decken, reicht dem Namen nach vom Kap Delgado bis Mukdischa, also über ein Gebiet von etwa dreizehn Breitengraden, beschränkt sich aber an der Küste in der That auf einige feste Plätze und Zollstätten. Das offene Land, selbst schon in geringer Entfernung von diesen,



Eingeborene von Mombassa.

ist gänzlich unabhängig: die Bewohner desselben werden dem Sultahn nur dann zinsbar, wenn sie dem Zolle Unterliegendes nach Sansibar bringen. Vorzüglich in den jenseits der Linie gelegenen Küstentädten sind die Beziehungen zur arabischen Macht von schwächerer Art. So erkennen Brawa und Mukdischa Seyd Medschid zwar als Schutzherrn an, weil sie als Küstenplätze noch im Bereiche der Geschütze seiner Flotte sind, halten sich aber nicht zu irgend welchen Leistungen an ihn verpflichtet. Nur Mukdischa gestattet ihm einen Zoll von den hier verkehrenden Schiffen zu erheben, doch muß dieser noch mit den Häuptern der Stadt geteilt werden. Außerdem sind jene Plätze zugleich von den Sultahnen von Gelledi oder von Varderah abhängig, weil ihnen durch diese ihr Lebensfaden, der Handel mit dem Innern nach Belieben abgeschnitten werden kann; die eigentliche Herrschaft führen jedoch die Scheiks oder die Ältesten, so daß die glücklichen Städte also dreierlei Herren haben. Nicht einmal über seine Insel Sansibar herrscht Seyd Medschid unbedingt: hier teilt er die Gewalt mit Muniemfu, dem Haupte der Mukadim (oder mit dessen Nachfolger, da dieser selbst am 25. Juni 1865 starb). Dieser hat zwar eine von den Mukadim zu erhebende Kopfsteuer von jährlich 10000 Dollars

zu entrichten und in Kriegsgefahr Heeresfolge zu leisten, sein Einfluß in dem Innern der Insel ist aber weit bedeutender als derjenige Seyd Medschids. Von den Wusungu wird Seyd Medschid Hoheit betitelt und Sultahn genannt, obwohl er als „Seyd“ (ursprünglich: „Herr“) nur den Rang eines hohen Herrn beanspruchen kann. Infolge dessen sagen auch die Araber, wenn das Gespräch hierauf kommt: „er ist unser Herr, aber nicht unser Sultahn; ein Sultahn ist ein großer Herrscher wie der von Rum, d. i. die Türkei.“¹⁵⁾

Der Sultan besaß damals ein Heer von 1400 Mann, sollte aber imstande sein, 20000 Mann ins Feld zu stellen, deren militärische Brauchbarkeit jedoch kaum groß gewesen sein dürfte. Etwa ein Duzend



Ananas.

verkommener Individuen in alten englischen Uniformen bildeten die „Garde“ des Sultans, welche von einem Araber befehligt wurde.

Unter der Regierung Seyd Medschids begann sich der Handel Sansibars zu heben, Europäer ließen sich in der Stadt nieder, immer häufiger fanden sich Schiffe europäischer Nationen ein, deren Zahl bald 100 pro Jahr überstieg, und durch die weisen Maßregeln des Sultans wurde jener Aufschwung vorbereitet, dessen sich die Stadt und Insel heute erfreut. Als nach Seyd Medschids Tode sein Bruder Seyd Bargasch im Jahre 1871 die Regierung übernahm, fand er das Reich in vollkommen geordneten Verhältnissen und in den freund-

¹⁵⁾ Baron Carl Claus von der Deckens Reisen in Ost-Afrika, I Band, Seite 126.

schaftlichsten Beziehungen zu den Europäern. Die Araber auf Sansibar haben in langem Verkehr mit Angehörigen europäischer Nationen allen jenen Fanatismus abgelegt, der ihre nördlicher wohnenden Stammesgenossen kennzeichnet.

Sultan Seyd Bargasch ist zu verschiedenen Zeiten verschieden beurteilt worden, und namentlich in Deutschland ist man im gegenwärtigen Augenblicke wegen seines Vorgehens gegen die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft leicht geneigt, ein ungünstiges Urtheil über ihn zu fällen, während die Engländer ihn als ein Muster von Regentenweisheit hinzustellen bemüht sind. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Seyd Bargasch ist unstreitig kein unbedeutender Mann, und wer mit unparteiischem Blick die Reformen verfolgt, welche er in seinem Lande durchzuführen bemüht ist, wird ihm eine gewisse Sympathie nicht versagen können. Man rechnet es ihm auf englischer Seite besonders hoch an, daß er als arabischer Fürst, der gewohnt war, in der schwarzen Bevölkerung Afrikas geborene Sklaven zu sehen, nachdem er einmal das Verbot des Sklavenhandels erlassen, dasselbe streng durchgeführt hat und selbst einer der eifrigsten Gegner des Menschenhandels geworden ist. Es ist dies umso aner kennenswerter, als es ihm nicht leicht geworden ist, mit der Vergangenheit zu brechen. Die Berichte Livingstones über die grauenhaften Szenen, welche beim ostafrikanischen Sklavenhandel vorkamen, hatten in England einen Sturm der Entrüstung erregt, und Sir Bartle Frère wurde nach Sansibar gesandt, um den Sultan zum Verbot des Sklavenhandels zu bewegen. Der Sultan gab aber seine Einwilligung nicht früher, als bis die Forderungen des englischen Spezialgesandten durch das Erscheinen einer Flotte unter Befehl des Admirals Cumming nachdrücklich unterstützt wurden.

Der Sultan kennt die Überlegenheit der europäischen Kultur und weiß die Vorteile zu schätzen, welche seinem Lande aus dem Verkehr so vieler Europäer, den er deshalb stets begünstigt hat, erwachsen — namentlich aber weiß er die materiellen Vorteile zu würdigen, welche mit demselben verknüpft sind. Er ist als echter Araber ein gewandter Kaufmann, und jede kaufmännische Unternehmung, von der er sich einen Gewinn verspricht, kann seines lebhaften Interesses sicher sein. Er ist Spekulationen nicht abgeneigt, und hat sich schon häufig mit großen Summen an solchen beteiligt und sich in Geschäfte eingelassen, welche sonst Banken und Bankiers, aber nicht Fürsten zu unternehmen pflegen. Dies hängt zum großen Teil auch mit den Sansibar Geldverhältnissen zusammen. „Börsen und Handelskammern existieren in Sansibar nicht. Die Versuche, welche zur Begründung dieser Institute unternommen worden sind, hat hauptsächlich die Uneinigkeit der europäischen Firmen scheitern lassen. Die „Charter Bank of India, Australia and China“ ist die einzige Bank in Sansibar, die ihre Wechsel auf London, Bombay, Hamburg und Paris traffiert. Da der Sultan selbst ein routinierter Spekulant und ein Freund von geschäftlicher Ausbeute von Unternehmungen ist, so hat er selbst sich schon wiederholt als ein bereitwilliger Kreditör gezeigt.“

Trotz alledem würde man sehr irren, wenn man glaubte, daß der Sultan nicht Zustände, wie sie auf Sansibar unter seinem Bruder und seinem Vater bestanden, den heutigen vorziehen würde. Er ist ein echter Araber und ist Muhammedaner durch und durch, und man darf ihm wegen seines Vorgehens gegen die Sklavenhändler nichts weniger zumuten als Sinn und Verständnis für Humanität. Er fügt sich mit großem Geschick in das Unvermeidliche, das ist sein wesentlichstes Verdienst. Soweit europäische Einrichtungen seinem Geldbeutel Vorteile bringen, wird er sie einführen und unterstützen, aber wenn die Scheu vor einer bewaffneten Intervention nicht wäre, hätte er längst schon manches beseitigt, was er heute ruhig bestehen läßt — und ob darunter nicht auch das Verbot des Sklavenhandels wäre, der ihm ein so schönes Einkommen sichert, das ist zum mindesten noch fraglich.

Als bald nach dem Sturz des Ministeriums Gladstone, während der Konflikt zwischen dem Sultan und der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft sich immer mehr zuspitzte, England seine Schiffe von Sansibar zurückzog, liefen sofort Nachrichten ein, daß der Sklavenhandel, der ja nie vollständig unterdrückt worden, wieder aufzuleben beginne. Die Erinnerung an die Zeiten vor Unterdrückung des Sklavenhandels ist eben noch nicht erloschen, und der Araber auf Sansibar denkt voll Sehnsucht an dieselben zurück, denn damals

war kein Mangel an Arbeitskräften, damals konnten die Plantagen besser bestellt, der reiche Boden besser ausgebeutet werden. So lange die Sklaverei auf Sansibar fortbesteht, werden auch stets die Sklavenhändler von Zeit zu Zeit eine Gelegenheit finden, den Markt mit frischer Ware zu versorgen. Wenn aber ein Teil Afrikas Sklavenarbeit entbehren kann, so ist es gewiß Sansibar, wo die Natur den Eingeborenen alles bietet, was sie zum Lebensunterhalt brauchen, ohne daß sie ihre Kräfte übermäßig anstrengen dürfen. Die Sklaverei ist nur unzertrennlich von der Herrschaft der Araber, deren Reichtum auf dem Plantagenbetrieb beruht, zu welchem viele Hände erforderlich sind.

Die Natur hat die Insel verschwenderisch ausgestattet. „Es vereinigt sich hier alles, um eine großartige Entwicklung der Pflanzen zu ermöglichen: der Boden ist vortrefflich, die Luft warm und mit Feuchtigkeit geschwängert wie die eines Gewächshauses — kein Wunder also, daß die Fruchtbarkeit eine ganz ungewöhnliche.“ Überall, wo sich auf der Insel anbaufähiges Land befindet, hat die Bevölkerung es ausgenützt, aber obwohl auch Reis, Negerhirse und andere Getreidearten an vielen Orten gebaut werden, so ist doch im allgemeinen die Bodenkultur eine völlig eigenartige: die Nährpflanzen werden immer mehr in den Hintergrund gedrängt von den Handelsgewächsen, und unter diesen sind namentlich stattliche Bäume die vorherrschenden.

Unter den Bäumen fesselt in erster Reihe die Kokospalme den auf Sansibar ankommenden Fremden. Es ist ein eigenartiger Baum, dessen Schönheit man nur dann würdigen lernt, wenn man ihn vereinzelt über niedriges Laubwerk seine majestätische Krone erheben sieht. Ein Wald von Kokospalmen bietet durchaus kein anziehendes Bild und bringt nur den Eindruck der Ode hervor. Kerzengerade steigen die Bäume empor, einer dem andern gleich, aber zwischen den Stämmen erblickt das Auge auf dem dürren Boden nicht die geringste Spur einer Vegetation, und vergebens sucht der Wanderer in solchem Wald ein schattiges Plätzchen, an welchem er Schutz fände vor den glühenden Sonnenstrahlen. „Der vergebens ein Obdach suchende Wanderer findet zuletzt sogar das sanfte Rascheln der harten, glänzenden Blätter abscheulich.“ An Leben fehlt es jedoch in den Wäldern nicht. Negerdörfer liegen in ihnen zerstreut, und hier und da sieht man zwischen den Stämmen die weißen Mauern des Landhauses eines reichen Sansibarers blinken.

Die nutztragende Kokospalme (*Cocos nucifera* L.) erhebt auf dem dünnen schlanken Stamm ihre Krone bis zu einer Höhe von 80 oder gar 100 Fuß. Die 12 bis 14 Fuß langen gefiederten, dunkelgrünen Blätter sind hart und steif, und zwischen ihnen sieht man das ganze Jahr hindurch sowohl die traubenförmigen Blüten als die Früchte. Der Baum entwickelt sich ungemein rasch. Schon im vierten Monat, nachdem man die Nuss in die Erde gesenkt hat, sprengt der Kern die Schale, und die junge Pflanze kommt aus dem lockern Sand hervor. Sie muß dann allerdings gar sorgsam gepflegt, mehrmals täglich begossen, der Boden ringsum monatlich mit Salz und Asche bestreut, später jährlich einmal aufgedrungen und gedüngt werden, und wenn sie 2 oder 3 Jahre alt ist, wird sie umgepflanzt und in einen gedüngten Boden versetzt, den man sorgsam durch Gräben vor dem Regenwasser schützt. Oft trägt ein Baum schon im ersten Jahre nach der Umpflanzung Früchte — in trockeneren Gegenden allerdings erst nach 10 bis 12 Jahren — und dann bleibt er oft ein ganzes Jahrhundert fruchttragend. Bis zum 70. Jahre ist seine Kraft ungeschwächt, dann nimmt aber der Ertrag ab und endet zuweilen schon mit dem 80. Jahre. Welch unendlichen Nutzen gewährt aber der Baum während dieser Zeit! Die unreifen Nüsse liefern das Lieblingsgetränk der Eingeborenen, die Kokosmilch; die jungen Blätter, der sogenannte Palmenkohl, sind ein vortreffliches Gemüse, das aber sehr teuer ist, weil man in das Harz der Palmenkrone nicht tief einschneiden kann, ohne den Baum zu vernichten; die Blattrippen und die Stämme werden beim Häuserbau verwendet, und aus den ausgewachsenen Blättern flechten die Eingeborenen Körbe und Säcke oder verwenden sie zur Bedeckung ihrer Häuser. Endlich wird aus dem Saft der Kokospalme noch der Palmwein gewonnen, indem man den Stamm anbohrt oder eine Blütentraube abschneidet und an der Schnittstelle eine Kürbisflasche befestigt, genau so, wie es die Neger der Westküste zu thun pflegen.

Das Wertvollste, was die Kokospalme liefert, ist aber die Kopra, die jetzt auch in Sansibar einen bedeutenden Handelsartikel bildet. Mit schweren hippenartigen Messern werden die reifen Nüsse halbiert und,

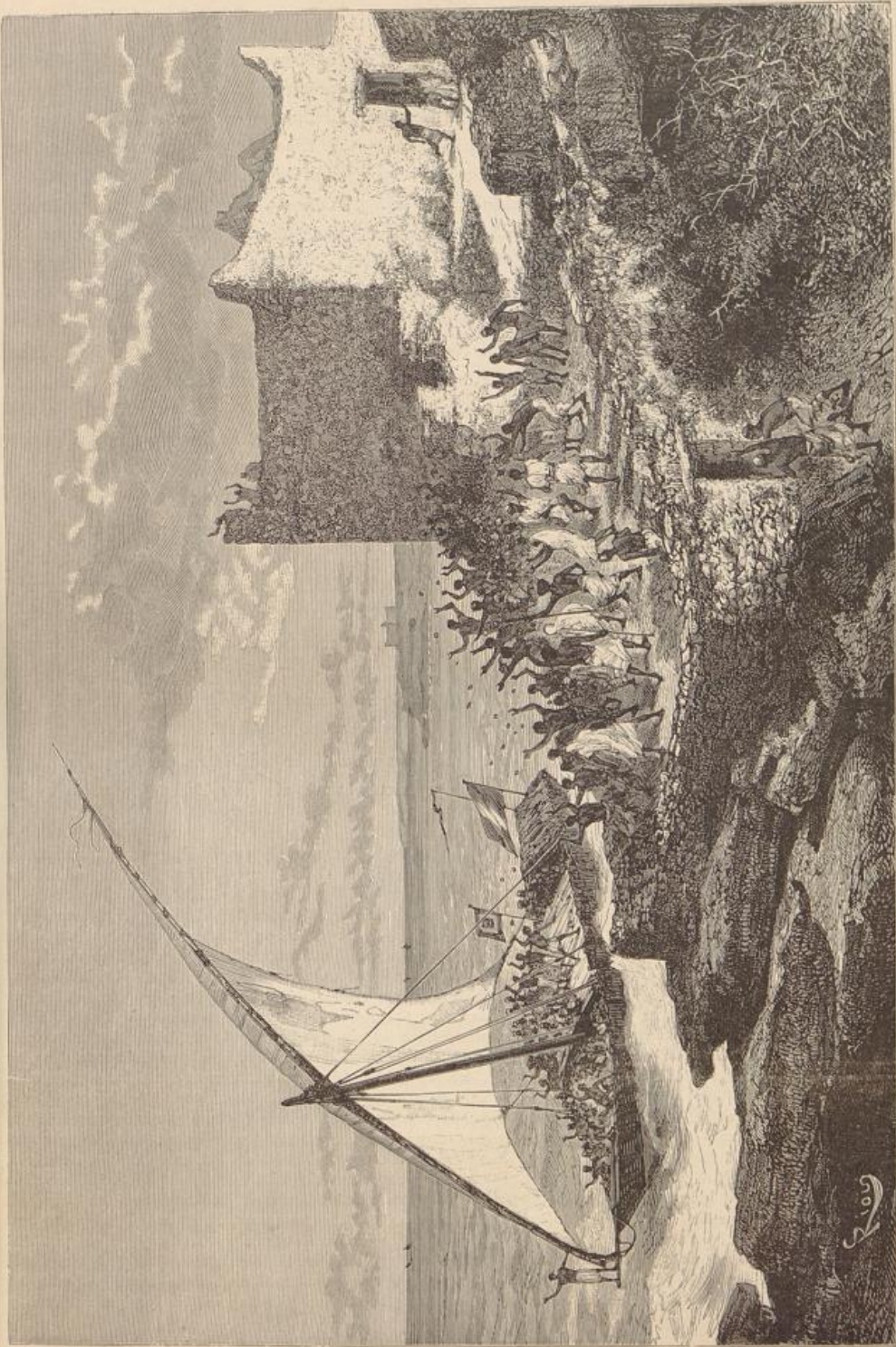
nachdem die Flüssigkeit ausgelaufen ist, zum Trocknen ausgebreitet. Das milchweiße Fleisch, welches ihr Inneres bildet, wird unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen bald gelblich und schließlich hornartig durchscheinend, es zieht sich zusammen und löst sich von der Schale los, worauf man es herausnimmt und es nochmals zum Trocknen ausbreitet. Früher pflegte man die getrocknete Kopra zu zerschneiden und in Säcke verpackt zu versenden, während man jetzt gleich an Ort und Stelle das reichlich in ihr vorhandene Öl auspresst, was den Vorteil gewährt, daß man nicht die ganze Masse, welche nach Auspressung des Öls wertlos ist, transportieren muß. Das aus der Kopra gewonnene Öl wird bekanntlich jetzt massenhaft zur Seifenbereitung verwendet, da



Jagd auf Vampire in Sansibar.

es viel billiger ist als Olivenöl, und demselben an Güte nicht nachsteht. Die Eingeborenen gewinnen aus demselben auch Speiseöl, das sehr wohlschmeckend ist.

Nachdem man den Inhalt der Nuß in solcher Weise ausgenutzt, liefert die unerschöpfliche immer noch neuen Gewinn. Die Faserhülle der Schale wird gleich unserem Flachs geröstet, in Seewasser gelegt und monatelang darin faulen gelassen, hierauf herausgenommen, geklopft und gerieben, und nachdem sie in Wasser gereinigt worden, zum Trocknen ausgebreitet. Das Werg benutzt man zur Verfertigung von Stricken und Tauern, welche letzteren auch auf europäischen Fahrzeugen Verwendung finden, da namentlich die aus Kokosfasern verfertigten Ankertaue an Dauerhaftigkeit und Festigkeit den besten aus Hanf verfertigten gleichkommen. Wie unverwundlich die Kokosfasern sind, beweisen die aus Kokosstricken verfertigten Fußreinigung, welche auch



Néboils Landung bei Mardifschu.



Névoils Landung bei Matditschu.

bei uns massenhaft in den Handel kommen. Häufig wird das Werg auch zum Kalfatern der Schiffe benutzt. Die Eingeborenen aber verfertigen daraus Besen, Pinsel zum Anstreichen der Häuser, benutzen es zum Stopfen von Polstern, Matrasen, Sätteln u. s. w., und ziehen so aus ihrer Palmenpflanzung hundertfältigen Gewinn. Kein Wunder daher, wenn der Neger trotz seiner angeborenen Faulheit keine Mühe scheut, wenn es sich um seine Kokospalmen handelt, und wenn er mit einer Sorgfalt, deren man ihn kaum für fähig halten möchte, darüber wacht, daß seine Pflanzung stets in gutem Stande bleibt. Wenn einmal ein Sturm eine Anzahl Bäume entwurzelt hat, wird der Besitzer der verwüsteten Pflanzung gewiß sofort neue Nüsse pflanzen, um die entstandene Lücke auszufüllen, ja er ist für solche Unglücksfälle jederzeit gerüstet, indem er einen mehr oder minder großen Raum zur Anlage von Samenbeeten benützt und dort neue Bäumchen heranzieht, die er an die Stelle der vom Sturm gebrochenen setzen kann.

So wird die Kokospalme zu einem Segen für die Eingeborenen, leider aber gleichzeitig auch zu einem Haupthindernis des kulturellen Aufschwungs, da sie dem Neger alles bietet, was er braucht. Wer einen Palmenwald gepflanzt hat, hinterläßt seinen Nachkommen bis ins zweite und dritte Glied eine Rente, welche sie fast aller Arbeit überhebt. Allerdings mag auch die Kokospalme auf den Menschen fördernd eingewirkt haben, bis er eine gewisse Kulturstufe erreicht hatte, aber über diese hinaus wird sie zu einer Fessel seiner weiteren Entwicklung.¹⁶⁾

Außer der Kokospalme finden wir auf Sansibar auch noch andere Palmenarten, die Dattelpalme (*Phoenix dactylifera* L.) und die Sagopalme (*Cycas circinalis* L.), aber beide sind dort nicht recht heimisch geworden. Die letztere gehört dort zu den Zierbäumen, welche die Reichen in ihren Gärten pflanzen, und wird nicht wie in Indien wegen der Sagogewinnung gepflanzt, die Dattelpalme aber, ein Neuling unter den Bäumen Ost-Afrikas, da sie erst durch die Araber aus dem Süden Arabiens an die Ostküste verpflanzt wurde, trägt nur wenige und nicht besonders wohlschmeckende Früchte. Der Baum erreicht zwar dieselbe Höhe wie in Nord-Afrika, aber es fehlen ihm der trockene Wüstensand, die Sonnenglut bei Tage und die kühlen Nächte, und deshalb bleibt seine Frucht weit zurück hinter jener in seiner eigentlichen Heimat.

Man hat die Kokospalme den Baum der Armen genannt, weil sie demjenigen, der sie pflanzt, schon nach kurzer Zeit Gewinn bringt und derselbe nicht lange warten muß, bis seine Arbeit sich verzinst. In

¹⁶⁾ Wenn wir die heutige Verbreitung der Palmen in das Auge fassen, wo nicht nur die Spezies, sondern auch die Gattungen, ja selbst die Mehrzahl der natürlichen Tribus auf ein weit kleineres Gebiet eingeschränkt sind, als es die Verbreitung der ganzen Familie innerhalb der Regionen mit gleichem Klima gestattet, so muß der Wunsch lebhaft werden, der Entwicklung dieser Verteilung nachzuspüren und in den Überresten aus früheren Perioden die allmähliche Ausbildung jener jetzt scharf geforderten Zentra kennen zu lernen. Haben doch diese Untersuchungen bei den Koniferen zu sehr interessanten Resultaten geführt! Leider ist die Kenntnis der fossilen Palmen noch nicht soweit gediehen, daß man schon jetzt solche Resultate erwarten dürfte; die Palmen, welche als Familie auch leicht im fossilen Zustande zu erkennen sind, erfordern in der Bestimmung der Gattungen schon die ausreichendste Kennerchaft, und derselbe Umstand, der so oft die Bearbeitung der lebenden Palmen erschwert, die Mangelhaftigkeit der von großen Pflanzen gesammelten Fragmente, muß bei der Ermittlung der Verwandtschaft fossiler Palmen doppelt in das Gewicht fallen, zumal die zarten Blüten sich nie erhalten haben und Früchte bisher auch nur spärlich aufgefunden sind. So ist denn die Bearbeitung der fossilen Palmen auch nur erst eine provisorische; obgleich die Mehrzahl derselben aus dem Tertiär bekannt geworden ist, wo gewiß schon sehr ähnliche, wenn nicht dieselben Gattungen vorkamen. Nach den äußerlichen Merkmalen hat man *Phönices* die gefiederten, *Glabella* die meisten Fächerpalmen genannt. Und dennoch sind die fossilen Palmen schon längere Zeit Gegenstand sorgfamer Untersuchung gewesen, wie besonders Ungers Untersuchung beweist, so daß — abgesehen von den bisher ganz mangelhaft bearbeiteten Palmenstämmen — Schimper nicht weniger als 50 beschriebene und größtenteils abgebildete Arten aufzählen konnte. — Das Wichtigste, was wir daran erfahren, ist, daß das Gebiet der Palmen früher ein weit ausgedehnteres war; wenn uns dies nicht in bezug auf die Kreideformation, wo die Palmen zuerst sicher beobachtet sind, überrascht, so ist es doch immerhin beachtenswert, daß in Europa der Höhepunkt der Palmen-Entwicklung in die Mitte der Tertiär-Periode fiel; mehr als 50 Arten (wenn nicht, wie wahrscheinlich, mehrere als verschieden beschriebene bei genauerer Erkenntnis als zusammengehörig sich herausstellen), zum Teil mit Fieder-, zum Teil mit Fächerblättern, wohnten damals in unseren Gegenden (Tirol, Schweiz, Thüringen, Schlesien, Paris, Insel Wight u. s. w.). Auch in Nord-Amerika hat man fossile Palmen weit über die jetzige Verbreitungslinie hinaus gefunden, so z. B. auf der Vancouver-Insel. Aber diese und die übrigen hatten alle noch einer genauen Zurückführung auf die heutigen Tribus resp. Gattungen.

gleicher Weise könnte man den Gewürznelkenbaum, dem man gleich der Kokospalme auf Sansibar überall begegnet, den Baum der Reichen nennen. Rings um die Steinhäuser der reichen Grundbesitzer dehnen sich die Nelkenpflanzungen aus, vermischt mit Orangenhainen und Obstgärten, und betäubende Wohlgerüche strömen von solchen Pflanzungen aus durch die offenen Fenster in die Wohnhäuser. Der Boden wird zwar von Nelkenbäumen ebenso ausgesaugt wie von den Kokospalmen, und nicht die kleinste Pflanze findet in demselben Nahrung, aber die niedrigen Nelkenbäume, welche lange Alleen bilden, gewähren mit ihrem gelbgrünen Laub und ihren kegelförmigen Kronen doch einen freundlicheren Anblick als die Palmenwälder.

Auch der Gewürznelkenbaum erfordert nicht viel Arbeit, um reichen Ertrag zu liefern. Während der ersten Jahre muß man den Boden zwei oder dreimal jährlich ausjäten, später aber ersticken die sich entwickelnden Bäume selbst alle Vegetation, die sich zwischen ihnen befindet. Eine Hauptbedingung für das Gedeihen einer Nelkenpflanzung ist feuchte Luft und gegen Stürme geschützte Lage, da das Holz der Stämme sehr spröde ist und leicht bricht. Deshalb und der bequemern Ernte wegen sucht man den Baum und läßt ihn nicht über 20 Fuß hoch werden. „Der Baum gleicht einigermaßen dem Lorbeerbaum; seine Krone bildet einen anmutigen, länglichen Kegel, und die gelbgrünen Blätter, welche zu Anfang der Regenzeit in Büscheln am äußersten Ende der Zweige hervorkommen, haben die Festigkeit und den Glanz der Lorbeerblätter. Die Knospen, in getrocknetem Zustande Gewürznägeln genannt, haben am Baume eine grüne Färbung und werden erst nach dem Welken gelblich rot und endlich braun, wobei ihr köstlicher Pfirsichgeruch an gewürzhafter Schärfe gewinnt.“

Der Gewürznelkenbaum ist auf Sansibar nicht einheimisch, sondern die Insel verdankt ihn den Arabern, welche ihn vor etwa 60 Jahren einführten. Bekanntlich sind die eigentliche Heimat desselben die Molukken, welche nach ihm den Namen Gewürz-Inseln erhielten. Als dort die Holländer den Handel mit dem kostbaren Gewürz auf der Insel Amboina monopolisierten, nachdem sie auf allen Nachbarinseln die Nelkenpflanzungen vernichtet hatten, entführte der Franzose Poivre eine Anzahl Pflanzen von der scharf bewachten Insel, und seitdem kam der Nelkenbau auch auf den Seychellen und Maskarenen auf, wo namentlich die Insel Bourbon ein Haupthandelsplatz wurde. Sansibar eignete sich vortrefflich für den Nelkenbau, und der große Gewinn, den die Pflanzen erzielten, veranlaßte die Anlage immer neuer Pflanzungen. Im Vergleich zur Kokospalme bildet der Nelkenbaum keine sichere Einnahmequelle. Die Ernten sind sehr ungleich, gute Ernten kommen nur alle 3 oder 4 Jahre vor, und eine solche muß den Pflanzler für die vorangegangenen Mißjahre entschädigen. Schon darum eignet sich der Gewürznelkenbau nur für reiche Grundbesitzer, welche instande sind, während der Mißjahre auch ohne Einnahme aus ihrem Grundstück zu leben. Kommt dann aber eine gute Ernte, so ist die Arbeit des Einsammelns der Knospen in der Pflanzung kaum zu bewältigen. Der ganze Baum ist dann mit Blütenknospen bedeckt, welche gepflückt und getrocknet werden, worauf ihre ursprüngliche grüne Färbung allmählich in eine gelblichrote und schließlich braune übergeht. Das sind die sogenannten Gewürznägeln. Aus der entwickelten Knospe bildet sich aber eine schwarze Beere mit länglichem, dunkelfarbigem Stamm, die sogenannte Mutternelke, welche ebenfalls gesammelt und getrocknet wird. Das ist die in der Küche Verwendung findende Nelke, welche nicht so würzig ist wie die Nägeln. Viele tausend Hände müssen sich daher zur Erntezeit regen, um die zahllosen Knospen in Körbe zu sammeln, und ein einziger großer Baum nimmt einen Mann ganze Monate hindurch in Anspruch. Meistens nehmen jedoch einen Baum mehrere Neger zugleich in Angriff, indem sie neben demselben eine höchst primitive, aus zusammengebundenen Baumzweigen und dünnen Baumstämmen bestehende Leiter aufstellen, und auf den Sprossen bis zum Wipfel des Baumes emporsteigen.

Eine große Zukunft steht vielleicht einer andern Gewürzpflanze bevor, welche bisher zwar nur in den Gärten reicher Araber gezogen wird, auf Sansibar jedoch vortrefflich gedeiht. Es ist dies der Muskatnußbaum, *Myristica moschata* Thunbg., den die Holländer gleich dem Nelkenbaum auf Amboina zu beschränken und den Handel mit seiner Frucht zu monopolisieren suchten, was ihnen aber noch weniger gelang als bei jenem. Schwierigkeiten bereitete der Anbau der Muskatnüsse außerhalb der holländischen Besitzungen anfangs nur

deshalb, weil man nicht wußte, daß beide Geschlechter verschiedenen Bäumen angehören, und als man dies endlich entdeckte, schlug man ein Verfahren ein, welches nichts weniger als praktisch war. Man pflanzte nämlich, um Befruchtung zu erzielen, männliche Bäume, welche keine Frucht tragen, zwischen die weiblichen, wodurch viel Raum ungenutzt verloren ging. Erst nachdem man entdeckt hatte, daß man weit bessere Erfolge erzielen könne, wenn man männliche Pflanzen auf weibliche und umgekehrt pflanze, nahm der Anbau der Muskatnußbäume außerhalb der Molukken einen größern Aufschwung.

Die weiblichen Blüten sind viel seltener als die männlichen. Die Früchte, welche sich aus ihnen entwickeln, gleichen an Größe und Gestalt unseren Pfirsichen und sind nur heller und länglicher als diese. Die fleischige Hülle ist etwa einen halben Zoll dick und spaltet sich, sobald die Zeit der Reife gekommen ist, längs der auch bei den Pfirsichen vorhandenen Quersfurche, worauf in ihrem Innern eine glänzende, dunkelbraune Nuß sichtbar wird. Die Nuß ist mit einer karminfarbigen Masse bedeckt, welche getrocknet ein in Apotheken und in der Küche vielgebrauchtes Gewürz liefert. Nachdem diese Masse, welche Macis genannt wird, entfernt worden, läßt man die Nüsse an der Sonne oder am Feuer trocknen, löst sie dann aus den harten Schalen, weicht sie dreimal in einer Mischung von Seewasser und Kalk ein und setzt sie dann abermals der Einwirkung der Sonnenhitze aus, durch welche ihre Keimkraft zerstört und sie zum Versand tauglich werden. Ihren würzigen Geschmack verdanken die Nüsse gleich den Gewürznelken einem sehr flüchtigen Öl, außer welchem aus ihnen noch ein fettes, wohlriechendes Öl gewonnen wird. Unter den Nüssen unterscheidet man zwei Sorten, grüne Muskatnüsse und Royalnüsse, welche letzteren mehr Macis liefern, als die ersteren.

In den Gärten, in denen der Muskatnußbaum auf Sansibar gezogen wird, übertrifft er den Gewürznelkenbaum noch an Größe. Seine Blätter, zwischen denen die kleinen weißen Blüten, meist paarweise oder auch zu dreien auf einem dünnen Stiel sitzend hervorblicken, sind zierlicher als jene des Nelkenbaumes, doch nicht so dicht wie bei diesem. Die Zweige beginnen unmittelbar am Boden und sind unten mit grauen, weiter hinauf mit frischgrünen Blättern bedeckt.

Dr. Fischer ist nicht der Meinung, daß der Muskatnußbaum in größerem Umfange auf der Insel gepflanzt werden könne. Man habe zwar hier und da Pflanzungen anzulegen versucht, aber der Boden habe sich als ungeeignet erwiesen. Ebenso wenig eigne sich derselbe für den Anbau des Zimmitbaumes, *Laurus Cinnamomum L.*, der ebenfalls vereinzelt in Gärten angetroffen wird. Die Mißerfolge der bisherigen Versuche stellen jedoch kaum völlig außer Zweifel, daß der Anbau dieser und noch mancher anderen Pflanzen unmöglich ist, da der Boden sowohl in den einzelnen Teilen der Insel, als auch an der gegenüberliegenden Küste sehr verschieden ist. „Ein Europäer,“ schreibt Dr. Fischer, „der zu meiner Zeit in einem gut gelegenen Teile der Insel eine Tabakpflanzung anlegte, wozu er den besten Samen aus der Havanna hatte kommen lassen, konnte mit dieser Kulturpflanze keine Erfolge erzielen.“ Schon früher hatte ein englisches Haus mit Kaffeesamen aus Mekka versucht, Pflanzungen anzulegen, aber dieses Haus gab das Geschäft in Sansibar auf, bevor die Pflanzung soweit fortgeschritten war, daß man sich ein Urtheil über ihre Zukunft hätte bilden können. Die Festlandküste scheint jedenfalls für den Kaffeebau geeigneter zu sein, und darum ist immerhin auch die Annahme zulässig, daß für die Zimmt- und Muskatnußpflanzen sich dort auch noch der zur Anlage von Pflanzungen geeignete Boden finden dürfte.

Zu Kokospalme und Nelkenbaum gesellt sich als nächstwichtigster unter den Bäumen der Insel ein Angehöriger der Familie der brotfruchtähnlichen Pflanzen, *Artocarpus integrifolia L.*, der die Jackfrüchte liefert, welche zuweilen 80 bis 100 Pfund schwer werden und ein festes Fleisch besitzen, welches trotz seines abscheulichen Geruchs von den Negern sehr gern gegessen wird. Wo in der Stadt Früchte feilgeboten werden, dort fehlen sicher die länglichen, mit Höckern bedeckten Jacks nicht, sowie die ihnen sehr ähnliche Stinkfrucht, welche der Durionbaum (*Durio zibethinus*) liefert. Auch diese Früchte verbreiten einen übeln Geruch, der an Schwefelwasserstoff erinnert, aber die Eingeborenen hält derselbe nicht ab, das säuerlich wie Obst schmeckende und zugleich kühlende Fleisch der Frucht mit Behagen zu verzehren. Der Baum, der diese Früchte trägt, gleicht an

Größe und Gestalt unserem Birnbaum, und hat große, gelblichweiße Blüten, aus welchen sich der Jackfrucht ähnliche Früchte entwickeln, deren Inneres ein zartes milchweißes Fleisch und ein bis vier Samen von der Größe von Taubeneiern enthält.

Viel besseres Obst liefern der aus Indien stammende Mangobaum, welcher einen Umfang von 10 bis 15 Fuß erreicht, die überall, auch in der Stadt vorkommende Banane, der Melonenbaum, dessen süßes und erfrischendes Fleisch im Gegensatz zu jenem der Jacks und Stinkfrüchte sehr angenehm riecht, die Orangenbäume, von denen sehr viele Sorten vorkommen, der Granatapfelbaum *Punica Granatum* L. (siehe Seite 36), der jedoch nur in Gärten, mehr zur Zierde, als des Ertrages wegen gepflanzt wird, der aus China



Küste bei Wassin.

stammende Litschibaum, *Nephelium Litschi* L., die Ananas, die auf Sansibar auch wild wächst, und noch viele andere.

Daß hier noch manche Gewächse angepflanzt werden könnten, die sich zu Handelsartikeln eignen würden, dafür fehlt es nicht an Anzeichen. Schon Sultan Seyd Said ließ Indigo pflanzen, der vortrefflich gedieh und eine reiche Ernte lieferte, aber der Sultan hatte einen Franzosen mit der Indigobereitung betraut, der sich als Schwindler entpuppte und von der Arbeit nichts verstand, worauf der Sultan fernere Anpflanzungsversuche unterließ. Ebenso wie Indigo dürfte sich das Zuckerrohr zum Anbau eignen, welches von den Eingeborenen bisher fast nur wegen seines kühlenden Saftes gepflanzt wird. Einige reiche Grundbesitzer haben zwar schon größere Pflanzungen angelegt, verwenden aber das Zuckerrohr auch nur zur Bereitung von Sirop für ihren eigenen Gebrauch. Ein unter Sultan Medschid unternommener Versuch, festen Zucker zu erzeugen,

erzielte keinen bessern Erfolg als der Versuch mit der Indigobereitung. Auch diesmal war ein Franzose vom Sultan mit dem Unternehmen betraut worden, aber trotz mehrjähriger Anstrengungen gelang es demselben nicht, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Die Maschinen sollen schlecht gewesen sein, es soll auch an Geld zum Betrieb gefehlt haben — kurz und gut, nach einigen Jahren wurde das Unternehmen aufgegeben. Erst in neuerer Zeit hat man den Versuch und mit besserem Erfolge wiederholt. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein geschickter Mann mit genügendem Kapital vortreffliche Geschäfte mit der Zuckergewinnung machen würde, denn das hiesige Zuckerrohr ist von ausgezeichneter Güte, erreicht eine bedeutende Höhe, sproßt von Saft und gelangt bereits in 9 Monaten zur Reife, während an anderen Orten 15 Monate und noch länger erforderlich sind; endlich ist der Boden noch nicht ausgefaugt wie in anderen Zuckerländern: kurz, alle Bedingungen zum Gedeihen dieser Industrie sind vorhanden.“

Einen bedeutenden Ausführartikel Sansibars bildet der an der Meeresküste und in den feuchten Thälern im Innern der Insel auf weiten Flächen gebaute Sesam, *Sesamum indicum* oder *S. orientale* L., aus dessen großen Samen ein Öl gepreßt wird, welches zwar anfangs unangenehm schmeckt, später aber einen sehr angenehmen, süßen Geschmack erhält und dem feinsten Olivenöl gleichkömmt. Die Pflanze wird etwa 2 Fuß hoch und treibt Trauben kleiner, bräunlich weißer Blüten, aus denen sich die roten und weißen Sesamsamen entwickeln.

Noch wichtiger als der Sesam ist der auf Sansibar gebaute Guineapfeffer, dessen rote und gelbe Schoten an der ganzen Küste zum Würzen der Speisen verwendet, außerdem aber auch in großen Massen ausgeführt werden.

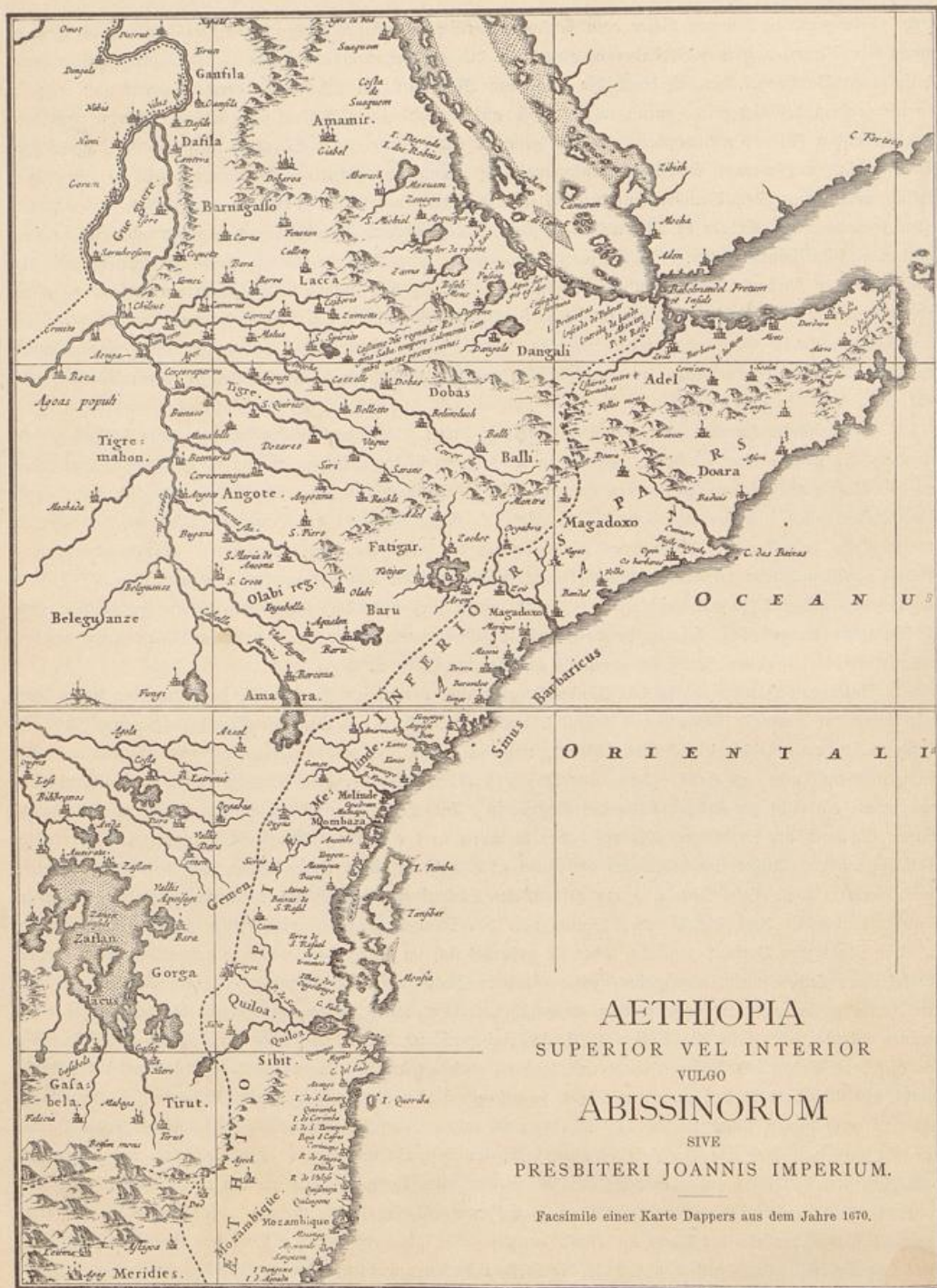
Noch viel mannigfaltiger als die Pflanzenwelt ist die Tierwelt Sansibars. Es kann nicht die Aufgabe dieses Werkes sein, ein erschöpfendes Bild derselben zu geben, aber auch eine oberflächliche Aufzählung der vorhandenen Tierarten zeigt schon, daß die Insel auch in dieser Beziehung nicht stiefmütterlich bedacht ist. Die Ufer der Insel sind ungemein reich an Weichtieren aller Arten, die Koralleninseln, welche sie umgeben, sind belebt von zahllosen Krebsgattungen, unter denen die Einsiedlerkrebse, welche ihren ungepanzerten Hinterleib in einem Muschelgehäuse verbergen, die interessantesten sind, und in den Lagunen wimmelt es von Krabben, unter denen den Fremden besonders eine Gattung Landkrabben fesselt, welche den Spitznamen *Gelasimus* (die Lächerliche) führt, weil sie gewöhnt sind, stets seitwärts zu laufen, was einen lächerlichen Eindruck hervorbringt. Außerdem sind die Koralleninseln mit einer Unmasse kleiner, sehr schmuckhafter Austern bedeckt, das Meer selbst ungemein fischreich. Playfair hat an den Küsten des Sultanats in wenigen Jahren nicht weniger als 428 Fischarten gesammelt, von denen 395 auch in unmittelbarer Nähe der Insel vorhanden sind. Die Barsche (*Percidae*) sind darunter durch 47, die Lippfische (*Labridae*) durch 75 Arten vertreten. Weniger Ausbeute als das Meer liefert das Süßwasser, in welchem nur 3 Fischarten — Welse, eine Meergrundel und ein Karpfenfisch — leben.

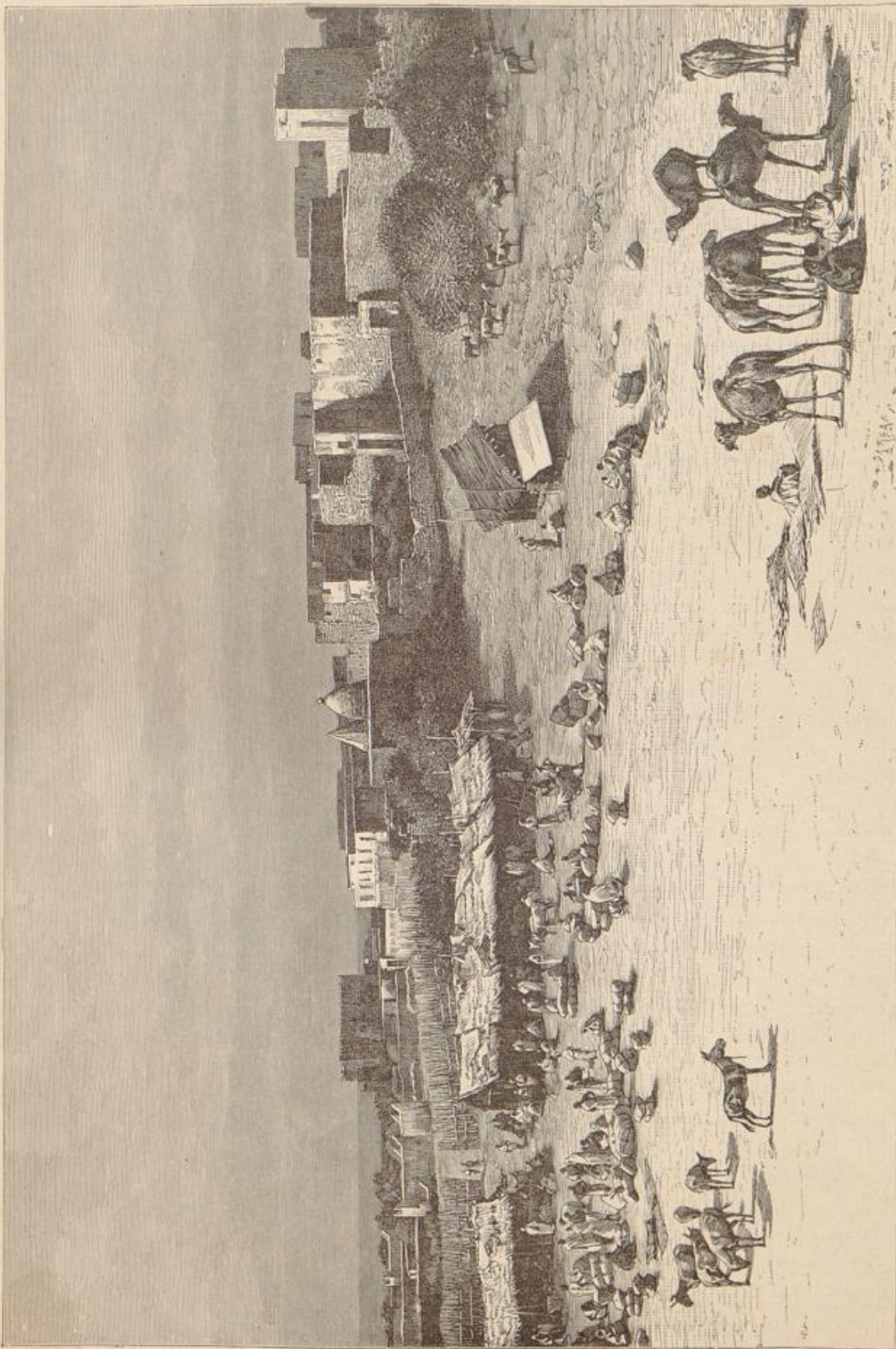
An Vögeln ist Sansibar überaus reich, ganz besonders an Singvögeln. Verwandte der Webervögel und des Feuerfinken, feuerrot und schwarz gefärbte Vögelchen (*Euplectes flammiceps* Sws.) schießen zwißchernd blitzschnell auf den Feldern umher, während eine andere verwandte Art (*Hyphantornis aureoflavus* Sm.) die Bäume umkreist, von deren Zweigen ihre flaschenförmigen Nester zu Duzenden herabhängen. Außerdem bemerken wir Finken, Sperlinge (*Passer diffusus* Sm.), einen durch seinen Schlag an unsere Drosseln erinnernden Drogling (*Ixos nigricans* Vieill.), einen Honigfänger, mehrere Würgerarten, Papageien, Gold- und Sporenhühner, Spechte u. s. w., und in den Wipfeln der Bäume nisten viele Arten Wildtauben. Das Perlhuhn (*Numida Pulcherani*) ist wahrscheinlich vom Festland herübergebracht worden und hier verwildert. Von Stelzvögeln erblicken wir den nirgends fehlenden Steinwölzer (*Streptopelia interpres* L.), den Kibitzregenpfeifer (*Squatarola helvetica* L.) und Sandregenpfeifer (*Charadrius hiaticula* Bechst.) und zahlreiche Wasserläufer, ferner mehrere Reiherarten, darunter am häufigsten *Ardea gularis* Bosk., den man in großen Scharen in unmittelbarer Nähe der Stadt am Strande beobachten kann. Raubvögel trifft man dagegen auf der Insel

selten. Nur zuweilen kommen Geier vom Festlande herüber, denn für Viehzucht ist hier inmitten der Pflanzungen kein Raum, und es fehlt daher an Futter für die geflügelten Räuber. In den Pflanzungen trifft man häufig einen Raubvogel, der sich durch die Jagd auf Mäuse und ähnliche Tiere verdient macht und deshalb von niemandem belästigt wird, wenn er sein Nest auf irgend einem Nelkenbaume anlegt. Brehm hat den Vogel Gleitaar (*Elanus melanopterus* Dand.) genannt (siehe Seite 61). Er ist so wenig scheu, daß er den Menschen bis auf wenige Schritte herankommen läßt, „und er richtet seine blutroten Augen mit einer wirklich vertrauensvollen Neugier auf den unter ihm stehenden Menschen, als ob er in diesem einen seiner besten Freunde sehe. Erhebt er sich endlich, so fliegt er eigentümlich schwebend und gleitend mit hoch emporgehobenen Flügelspitzen dahin. Jede seiner Bewegungen, jede Schwenkung ist ebenso anmutend, wie die Sanftheit seiner Farben, unter denen ein blendendes Atlasweiß und ein zartes Aschgrau vorherrschen.“ Eine andere Falkenart, der Rothals (*Falco ruficollis* Sws.), horstet zwischen den breiten Blättern der Dulepalme. Von Nachtvögeln ist am häufigsten der Steinkauz, der in Baumlöchern nistet, aber schon vor Sonnenuntergang aus denselben hervorkommt, und auch Eulen gehen nach Einbruch der Dunkelheit ihrem Räuberhandwerk nach.

Fledermäuse kommen auf Sansibar zahlreich vor. Auf dem gegenüberliegenden Festlande sind besonders die Popos oder Vampyre (*Pterocyon stramineus*) in unzählbaren Massen vorhanden. Révoil, der dort als Gast eines reichen Sansibarers namens M'barak Mohammed (siehe Seite 37) weilte, schoß während seines Aufenthaltes nicht weniger als 500 Stück. Die Tiere saßen so dicht auf den Bäumen, daß sie die Zweige völlig bedeckten und durch ihren übeln Geruch die ganze Umgegend verpesteten. Durch jeden Schuß wurde eine Menge teils tot, teils verwundet herabgeholt, und die letzteren wurden von den Sklaven M'barak Mohammeds mit Stöcken tot geschlagen. Obwohl ein Schuß stets die ganze Gesellschaft aufscheuchte und alle Vampyre davonflogen, kehrten sie doch bald zu ihren verlassenem Sitzen zurück und ließen sich wieder dort nieder, bis ein neuer Schuß sie abermals aufscheuchte (siehe Seite 44).

Unter den Säugetieren ist das Raubvolf zahlreicher vertreten. In den Buschdickichten im Innern der Insel haust der Serwal (*Felis Serval* Schreb.), von den Deutschen in Sansibar Tigerkatze genannt, der sich häufig nachts auch in die Ortschaften schleicht, um eine Ziege oder ein anderes Herdentier zu rauben. Er kommt unserem Luchs an Größe gleich und ist sehr stark, weicht aber dem Menschen scheu aus, obwohl er, angegriffen, ein nicht gering zu schätzender Gegner ist. Die Eingeborenen fangen ihn häufig in Fallen und bringen ihn nach der Stadt zum Verkauf, aber er wird in der Gefangenschaft nicht zahmer und tobt wild im Käfig umher. Außer ihm leben auf der Insel noch mehrere Arten Schleichkatzen, von denen die Ziwette, *Viverra civetta* Buff. (siehe Seite 60), ein gefürchteter Einbrecher in die Hühnerställe ist, der unserem Marder in nichts nachsteht. Auch die Ziwette, Ngaua von den Suaheli genannt, wird oft in Fallen gefangen und nach der Stadt zum Verkauf gebracht, aber sie geberdet sich im Käfig noch wilder als der Serwal. „Jeder Muskel ihres Leibes scheint angespannt, jedes Glied in Thätigkeit gesetzt zu werden, in der Absicht, sich aus dem Kerker zu befreien; Sprünge werden ausgeführt, welche man selbst einem so gewandten Geschöpfe nicht zutrauen möchte, alle Teile des Käfigs im buchstäblichen Sinne des Wortes von ihr begangen, da sie nicht bloß auf dem Boden des Raumes umherraßt, sondern auch an den Wänden emporklettert und selbst die Decke benutzt, um sich einen Anstoß zu neuen Sätzen zu geben. Dabei glühen ihre Augen, bewegen sich die Ohren nach vorn und hinten, schnüffelt die Nase hastig nach allen Seiten, werden die Zähne gefletscht, die Haare gesträubt, daß das Tier wie einkehrbesen aussieht; dabei faucht und knurrt es abwechselnd und verbreitet einen Zibetgeruch, daß man es in der Nähe kaum aushalten kann, daß im wahren Sinne des Wortes ein ganzes Haus davon erfüllt und verpestet ist.“ Der Ziwette ähnlich ist die Genette oder Ginsterkatze (*Viverra Genetta* L.), die ebenfalls bei Nacht auf Raub ausgeht, aber sich meist mit dem Fang den Menschen schädlicher Tiere begnügt und selten durch Einbruch in die Ställe Schaden anrichtet. Der gefährlichste Feind der Hühnerställe ist die Zebamanguste (*Herpestes fasciatus* Desm.), die es auf die Hühnereier abgesehen hat, in deren





Marktplatz in Madras.



Marktplatz in Madaya.

Vertilgung sie viel zu leisten vermag. Es ist ein possierliches Tier, welches eigentümliche Laute hervorbringt, nach denen es Gutschiro benannt worden ist, und wird oft der Belustigung wegen in Gefangenschaft gehalten, doch kann man es nicht in geschlossenen Räumen halten, weil es einen unerträglichen Moschusgeruch verbreitet.

Das interessanteste unter den Raubtieren Sansibars ist aber unstreitig der Galago, ein Halbaffe, der sich ebenso durch seine Blutgier, als durch seine Lockerheit nach süßen Genüssen auszeichnet, welche letztere sehr oft zu seinem Verderben wird. Er liebt den süßen Palmwein über alles, und seinem Scharfblick entgeht die an einer angezapften Palme befestigte Flasche, in welche der Saft abläuft, nicht. Er bemächtigt sich derselben und hat sie bald geleert, aber dadurch ist sein Verlangen nach einer größern Quantität des lieblichen Getränkes erwacht, und bald folgt eine zweite Flasche der ersten. Nun ist aber der Palmwein nicht bloß ein sehr süßes Getränk, sondern er besitzt auch die Eigenschaft zu berauschen, und der Galago, der sich auf fremde Kosten dem Genusse des Palmweins hingiebt, beginnt bald die Wirkungen desselben zu spüren. Nicht lange währt's, und der in großen Zügen trinkende Zecher ist völlig berauscht, vermag sich nicht mehr auf dem Baume zu halten, fällt herab und bleibt unten besinnungslos liegen. Wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hat, ist es in der Regel bereits um seine Freiheit geschehen. Am Morgen kam der Neger, der am Abend vorher die Palme angezapft und die Flasche an derselben befestigt hatte, und wollte dieselbe abholen. Er fand nun zwar die Flasche am Boden liegen, den kostbaren Saft über den Baumstamm ergossen, aber er entdeckte auch bald den Thäter, der an dieser Verwüstung schuld war. Er fesselte denselben oder steckte ihn in einen Käfig, um ihn nach der Stadt zu bringen, wo sich jederzeit Käufer für ihn finden. Lange vermag sich der Galago nicht in die neue Lage zu finden, zeigt sich störrig und bössartig, verschmäht Speise und Trank und lohnt die liebevollste Behandlung, die ihm durch seinen Herrn zuteil wird, nur durch Zähnefleisch oder Bisse, aber schließlich schwindet sein Troß und er wird nach und nach zahm und gewinnt zugleich eine große Anhänglichkeit an seinen Herrn. Aus der Zeit seiner Freiheit bewahrt er nur eine Eigentümlichkeit, den Abscheu vor Wasser, sehr lange und gewöhnt sich nur allmählich an Milch oder Kaffee, während er ein Schälchen Palmwein oder Sorbet nie verschmäht. Wenn er zahm geworden ist, vergilt er seinem Herrn seine Pflege durch allerlei Dienste, welche in jenen Gegenden nicht gering zu achten sind und einen Galago zu einem schätzenswerten Hausgenossen machen. Für alles Ungeziefer, das sich im Zimmer aufhält, für Mäuse, Schaben, und dergl. hat das letzte Stündlein geschlagen, wenn ein zahmer Galago sich in demselben aufhält. Namentlich auf Schaben ist er erpicht und scheint sie ebenso als Delikatesse zu betrachten wie den Palmwein. Mag ihre Zahl noch so groß sein, nach kurzer Zeit sind sie verschwunden, eine nach der andern in den Magen des Galago gewandert, der wie auf Sammetpfötchen heranschleicht und blitzschnell nach rechts und links schießend, bald hier, bald dort einen der ungelegenen Gäste ergreift, ihn zerdrückt und dann mit Behagen schmaugend verschlingt. Durch diese Eigenschaft wird der Galago namentlich auf Schiffen oft zu einem schätzenswerten Begleiter, und er hat bei alledem vor dem Affen den großen Vorzug, daß er viele Untugenden des letztern nicht besitzt, viel lebenswürdiger ist als ein Affe, und sich auch mit anderen Haustieren stets gut verträgt.

„Viele Naturforscher reihen die Halbaffen und somit auch die Galagos mit den Affen in eine Ordnung ein; genaue Beobachtungen jener Tiere und ihres Lebens aber widersprechen dem auf das entschiedenste. Die Halbaffen haben, streng genommen, nur eine sehr oberflächliche Ähnlichkeit mit den Affen. Alle Mitglieder dieser Gruppe, welche wir mit vollem Rechte als Ordnung betrachten dürfen, sind Nachttiere, obschon einzelne von ihnen auch angesichts der Sonne sich ermuntern und ihren Geschäften obliegen oder ihren Vergnügungen nachgehen. Für die Galagos gilt dies nicht: sie sind Nachttiere im eigentlichen Sinne des Wortes, Wesen, für welche der Mond die Sonne, Geschöpfe, an denen die eine Hälfte des Tages spurlos vorüber geht, welche schläfriger als die Schlafmäuse, während jener Stunden in sich zusammengerollt in irgend einem geeigneten Schlupfwinkel liegen und, falls ihnen verwehrt, einen solchen aufzusuchen, sich durch das ängstliche Verbergen

ihres Kopfes vor dem ihnen verhassten Sonnenlichte zu schützen, ja sich durch Zusammenrollen ihrer Ohren sogar vor jedem Geräusche zu sichern bestrebt sind. Werden sie durch irgend einen Gegner gewaltsam aus ihrem tiefen Schlafe geweckt, so starren sie anfänglich wie träumend ins Weite, kommen nur ganz allmählich aus ihrer Schlafrunkenheit zu sich und bekunden sodann durch abwehrendes Wesen, wie unangenehm ihnen diese Störung war. Ganz anders zeigen sich dieselben Tiere nach Sonnenuntergang. Sobald die Dämmerung über den Wald hereinbricht, erwacht der Galago, wahrscheinlich infolge der ihm fühlbar werdenden abendlichen Kühle, biegt den bisher über dem Kopfe zusammengewickelten Schwanz zurück, öffnet die Augen und entknittert die häutigen, bisher zu einem wohltschließenden Deckel des Gehörganges eingerollten oder richtiger zusammengeschrumpften Ohren, putzt und leckt sich, verläßt die Schlupföhle und beginnt nunmehr sein gespenstisches Treiben — bei Lichte betrachtet ein Räuberleben im vollsten Sinne des Wortes, in welchem sich unerfüllter Blutdurst mit einer bei so hochstehenden Handtieren ungewöhnlichen Mordlust paart. Wehe jezt dem schlummernden Vogel, wehe der Brut im Neste, und ob auch die treue Mutter sie beschütze; wehe dem schwächern Säugetiere, wenn das große, im Dunkeln leuchtende Auge des Galago auf ihn fällt! Ein Sprung, ein Griff mit der geschickten, langfingerigen Hand, ein Biß in den Schädel, ein leichtes Aufzucken — und das Opfer hat geendet. Begabt wie irgend ein anderes Raubtier, fernsichtig wie ein Fuchs, feinhörig wie eine Fledermaus, scharfspürig wie ein Fuchs, zwar nicht besonders verständig, wohl aber listig, die Gewandtheit des Affen mit der einer Schlafmaus vereinernd, die Unfehlbarkeit des Angriffes durch Dreistigkeit noch vermehrend, wird der Galago in Wirklichkeit zu einem furchtbaren Feinde des Kleingetiers und unterscheidet sich hierdurch, namentlich aber durch seine so ausgeprägte Raubsucht sehr wesentlich von allen Ordnungsverwandten.“

In den Tieren, denen der Galago mit Vorliebe nachstellt, ist in Sansibar kein Mangel. Durch fremde Schiffe kam die Wanderratte (*Mus decumanus* Pall.) auf die Insel, wo die Dachratte (*Mus alexandrinus* Geoffr.) bereits zu Hause war. Es sind sehr zudringliche Gäste, welche schon manchem Europäer das Leben in Sansibar verleidet haben. Ihr Lieblingsaufenthalt sind die Warenhäuser, wo sie Nahrung in Hülle und Fülle finden, und dort sind sie auch stets zu Hunderten vorhanden. Es kommt aber ein Tag, an dem das angenehme Schmarozerleben, das sie in den Warenhäusern führen, ein Ende findet. Das ist der Tag der Ankunft des Dampfers, welcher die lagernden Waren nach Europa bringen soll. Wenn dann der Lageraum geleert ist und die Ratten nichts mehr finden, was sie benagen können, bemächtigt sich der ganzen Gesellschaft eine ungeheure Aufregung. Sie wandern aus und suchen in den benachbarten Häusern ein neues Obdach. Blitzschnell schießen sie in den Straßen umher, klettern an den Wänden der Häuser empor und suchen irgend eine Öffnung, durch welche sie eindringen könnten. Man bemerkt die unangenehme Einquartierung sofort an dem Lärm, der nach Anbruch der Dunkelheit im Hause losgeht, und von nun an ist nichts mehr, auch der schlafende Mensch nicht, vor ihrem scharfen Gebiß sicher. Es steht außer Zweifel, daß sie auch den Menschen anfallen und während er schläft seine Finger und Zehenspitzen zu benagen suchen.

Das wegen seiner Zudringlichkeit und der großen Verwüstungen, welche es anzurichten vermag, gefürchtetste Nagetier ist die Hamsterratte (*Cricetomys Gambianus* Wath.), die ebensowohl im freien in Höhlen, als auch in Häusern lebt. Auch sie wählt mit Vorliebe die Vorrathshäuser zu ihrem Aufenthaltsort, legt dort einen tiefen unterirdischen Bau an und geht dann von demselben aus auf Raub aus. Alles, was sie erlangen kann, gleichviel ob für sie genießbar oder nicht, schleppt sie in ihren Bau, in welchem sich, wenn sie in der glücklichen Lage ist, ihr Unwesen lange zu treiben, mit der Zeit stattliche Vorräte anhäufen. Vor ihren scharfen Zähnen schützt die dickste Wand, das stärkste Brett nicht, und wenn die Hamsterratte den Inhalt einer Kiste kennen lernen will, dann dauert es nie lange, bis sie sich einen Zugang zu derselben geschaffen hat. Der Mensch steht dem Räuber geradezu wehrlos gegenüber, da er eine seiner riesigen Größe — er erreicht 12 bis 16 Zoll, den Schwanz mit eingerechnet doppelt so viel — entsprechende Kraft besitzt, so daß er den größten Katzen gewachsen ist und aus einem Kampfe mit solchen in der Regel als Sieger hervorgeht. Ausgestreutes Gift

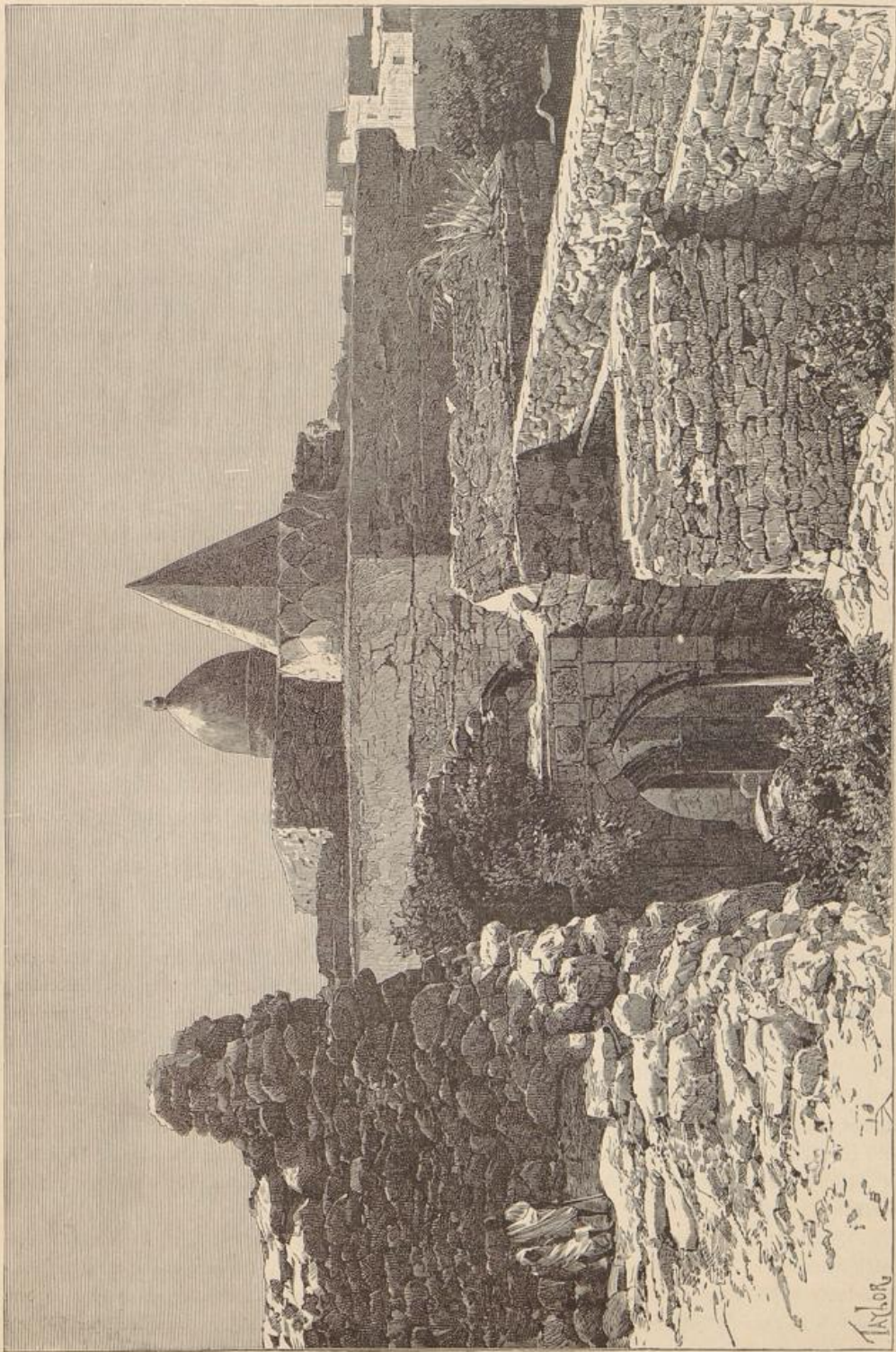
erweist sich als ebenso wirkungslos wie Fallen, und so bleibt denn nichts übrig, als ihn gewähren zu lassen. Das Einzige, was der Besitzer eines von Hamsterratten heimgesuchten Lagers thun kann, ist, daß er, nachdem das Lager geräumt worden, sorgfältig Umschau hält und alle Öffnungen, welche zu dem unterirdischen Bau führen, durch Glascherben verstopfen läßt. Dadurch wird der Räuber wenigstens für einige Zeit von den Waren ferngehalten, bis er einen neuen Gang gegraben hat.

Außer diesen langen Reihe schädlicher Tiere, welche Sansibar aufzuweisen hat, leben in den Buschdickichten im Innern der Insel noch Hasen, Antilopen und Wildschweine. Von Antilopen findet man 3 Arten, von denen das Moschusböckchen (*Nesotragus moschatus* Düb.) der Insel eigentümlich zu sein scheint. Mit



Stücke der Marmorbekleidung der Moschee El-Barani in Makdischu.

Vorliebe suchen diese kleinen, niedlichen Tiere die Koralleneilande bei Sansibar auf, wo sie in den dichten Gebüschen völlig ungestört sind, da sich weit und breit keine Menschenwohnung befindet. „Einen reizendern Wiederläufer als ein Antilopenkälbchen kann man sich unmöglich denken. Die Länge des Tierchens beträgt bei seiner Geburt nur 6 bis 7 Zoll, die Höhe am Widerrist wenig über 4 Zoll; die Läufe haben die Stärke eines Bleistiftes. Aber dieser Zwerg schaut vom ersten Tage seines Lebens munter und verständig in die Welt, weiß seine zarten Glieder trefflich zu gebrauchen, und entzückt Jedermann durch die Zierlichkeit seines Baues, die Anmut seiner Bewegung und die wunderbare Schönheit seines herrlichen Auges. Bei sorgfamer Pflege der Mutter hält es nicht schwer, eine junge Zwergantilope groß zu ziehen, während dies, wenn das Kälbchen der Riecke frühzeitig entrisen wurde, kaum möglich ist. Derartige Tierchen, welche von Jugend auf



Die Moschee Fakhreddin oder El-Barani.



Die Moschee Ghyr-ed-Din oder El-Barani.

an die Gesellschaft des Menschen gewöhnt werden, gewinnen bald eine außerordentliche Zuneigung zu ihrem Pfleger, folgen ihm wie ein wohlgezogenes Hündchen durch das Haus, begleiten ihn auf Spaziergängen außerhalb desselben, nehmen Schmeicheleien und Liebkosungen des Gebieters mit wahrem Behagen entgegen und erwerben sich so die wärmste Liebe auch des gegen Tiere gleichgiltigsten Menschen.“ Man trifft sie nie in Rudeln, sondern stets nur paarweise, und jedes Pärchen hält sich in einem streng abgegrenzten Gebiet auf, das es niemals überschreitet, in welches es aber auch anderen Pärchen den Eintritt entschieden verwehrt. In einem dicht belaubten Busch in der Mitte dieses Gebietes schlägt es sein Lager auf, und dort ruht es tagsüber und kommt erst gegen Sonnenuntergang, der Vock voran, hervor und beginnt, nachdem es sich überzeugt, daß kein Feind in der Nähe und keine Gefahr zu fürchten sei, zu äßen. Die Antilopen bleiben übrigens, wenn nicht Europäer eine Jagd veranstalten, ziemlich unbelästigt, denn ihr Fleisch ist, abgesehen von dem widerlichen Moschusgeruch, sehr zähe und verlockt durchaus nicht zum Erlegen der Tierchen. Dies mag der Hauptgrund sein, warum die Eingeborenen den Antilopen, welche durchaus nicht schwer in Netzen zu fangen sind, nur selten nachstellen. Am so eifriger verfolgen sie einen andern Bewohner der Buschdickichte, das Wildschwein (*Choeropotamus africanus* Schreb.), weil dasselbe bei Nacht von seinem Versteck aus Streifzüge durch die Felder unternimmt und dort großen Schaden anrichtet. Die Tiere werden blos gejagt, um sie zu vernichten, denn da die Muhammedaner kein Schweinefleisch essen, wird dasselbe den Hunden vorgeworfen. In einer hellen Mondscheinnacht versammeln sich mehrere Grundbesitzer mit ihren Sklaven und ziehen mit Speeren bewaffnet zur Jagd aus. Die mitgenommenen Hunde haben bald einen Keiler aufgespürt, aber nun kostet es einen harten Kampf, bevor derselbe erlegt ist, denn das Wildschwein von Sansibar verteidigt sich, obwohl es kleiner und schwächer ist als das unsere, sehr geschickt, und nicht blos mancher Hund findet durch seine Hauer den Tod, sondern es kann auch ein minder gewandter Jäger leicht schwere Verletzungen davontragen.

Zu diesen auf der Insel Sansibar heimischen Tieren gesellt sich noch eines, an dessen Vorkommen man lange nicht glauben wollte, da es seltsamerweise nur zum Besuch auf die Insel kommt und, um dieselbe zu erreichen, den fast 5 deutsche Meilen breiten Meeresarm zwischen ihr und dem Festlande durchschwimmen muß. Dieser seltene Gast ist das Nilpferd, dem doch die wasserarme Insel keinen zusagenden Aufenthalt zu bieten vermag. Besuche von Nilpferden, welche vom Festlande herübergeschwommen waren, sind jedoch verbürgt, und man weiß auch, daß sie auf die südlicher gelegene Insel Mafia vom Festlande hinübergeschwommen und dort heimisch geworden sind.

Neben diesen in Freiheit lebenden Tieren findet man auf der Insel nur eine kleine Anzahl Haustiere, und ein großer Teil derselben ist erst in neuerer Zeit, namentlich aus Süd-Arabien, eingeführt worden. Das größte derselben ist das Kameel, welches aber das Klima nicht verträgt und dessen Kräfte überdies in so unverantwortlicher Weise ausgenutzt werden, daß es auf der Insel kein hohes Alter erreicht. Man benützt es hier nicht als Lasttier, sondern zum Drehen eines Göpelwerkes, an welches angespannt es sich stundenlang im Kreise bewegt. „Knarrend und quiekend dreht sich die Maschine, in welche Sesam oder Kopra zur Ölgewinnung geschüttet worden, aber nur gering ist ihre Ergiebigkeit, obgleich ein so mächtiges Tier und mehrere Menschen dabei beschäftigt sind.“ Die Arbeit, welche man hier dem Kameel aufbürdet, paßt für das Tier nicht, dessen ganzer Körperbau auf seine Verwendung als Lasttier hinweist und es zum Ziehen ungeeignet erscheinen läßt, und da die Kameele überdies bei der schweren Arbeit schlecht genährt werden, kann die große Sterblichkeit, die unter den eingeführten Tieren herrscht, nicht überraschen. Überhaupt sind alle Länder südlich vom Äquator für das Kameel nicht mehr geeignet, und es kommt an der ostafrikanischen Küste nur noch im Somalilande gut fort.

Zum Reiten und Lasttragen bedient man sich in Sansibar der Pferde und Esel, die ebenfalls eingeführt worden sind. Die schönen weißen Esel, große und kräftige Tiere, kommen aus Omahn in Süd-Arabien und heißen davon Maskät-Esel; kleine graue Esel liefert Uniamwesi, aber zu Expeditionen nach dem Innern bedient man sich jetzt mit Vorliebe der Massai-Esel, welche zwar sehr häßlich, aber kräftiger sind als

die Uniamwesi-Esel und daher Strapazen besser ertragen können. Die Maskit-Esel sind sehr kluge Tiere und eignen sich vortrefflich zum Reiten, weshalb sie zuweilen sehr hohe Preise — bis 700 Mark — erzielen, aber außerhalb der Insel, zu Reisen in das Innere sind sie nicht zu verwenden, da sie das Klima nicht vertragen. Auch von den dunkelfarbigem Eseln, deren sich die Karawanen zum Warentransport bedienen, gehen auf einem Zuge ins Innere stets sehr viele zu Grunde, aber daran ist weniger das Klima schuld, als Überanstrengung und schlechte Behandlung. Die Elfenbeinhändler legen meist nur ein schwaches Polster unter den Sattel, über den die aus Häuten zusammengenähten Doppeltaschen gehängt werden, in welche man die Waren steckt, und die unvermeidliche Folge davon ist, daß die ohnehin meist überlasteten Tiere sich bald wund reiben und auf ihrem Rücken sich bössartige Geschwüre bilden, welche den Tod herbeiführen. Der Esel vermag, wenn er täglich nicht mehr als 5 bis 6 Wegstunden zurücklegt, wenn man ihm wöchentlich einen Ruhetag gönnt und auch dafür sorgt, daß die Last ihn nicht drückt, ohne Schaden 150 (engl.) Pfund zu tragen, aber die Elfenbeinhändler belasten ihre Tiere oft mit 200 Pfund. Der geringe Preis der Esel mag auch dazu beitragen, daß die Händler so rücksichtslos mit ihnen verfahren. An der Küste kostet zwar ein Massai-Esel bis 50 Mark, aber im Innern kann man Esel schon für 10 Mark erhalten, die überdies noch nicht in Geld, sondern in Waren gezahlt werden, an denen der Kaufmann verdient.

Zum Ziehen wird — außer dem in der Mühle beschäftigten Kameel — auf Sansibar kein Tier verwendet, und man trifft daher auch keine Wagen auf der Insel, deren Fortbewegung ja ohnehin die engen, winkligen Gassen der Stadt und die schlechten Wege auf dem Lande kaum überwindbare Schwierigkeiten bereiten würden. Deeken berichtet als Kuriosum, daß der Zollpächter, ein Inder, einst einen Wagen aus Indien kommen ließ und in demselben durch einige der breiteren Straßen spazieren fuhr, wobei jedoch der Wagen nicht von Pferden, sondern von Sklaven gezogen wurde. Die ganze Fahrt war mehr unternommen, „um die allgemeine Bewunderung zu erregen, als die Bequemlichkeit eines solchen Fortbewegungsmittels zu genießen“, an dessen dauernde Verwendung ohnehin nicht zu denken war.

Zahlreicher als Kameele, Pferde und Esel sind jene Haustiere vorhanden, welche ihres Fleisches oder ihrer Wolle wegen gezüchtet werden, Schafe, Ziegen und Rinder. Die fettsteißigen Schafe liefern ein vortreffliches saftiges Fleisch, haben aber keine Wolle, sondern sind gleich den Ziegen behaart, und ihr unförmlich dicker Schwanz trieft beinahe von Fett. Die Eingeborenen ziehen dem Schaffleisch das der Ziegen weit vor, und ein großer Ziegenbock ist oft fast so teuer wie ein Ochse mittlerer Größe. Die auffallende Fettablagerung, welche die Schafe auszeichnet, findet man auch bei dem Rindvieh, den aus Indien eingeführten Zebu, welche einen dicken Fettpolster auf dem Rücken tragen. Von einer eigentlichen Rindviehzucht kann nicht die Rede sein, da die Eingeborenen nur notdürftig für die Fütterung der nicht sofort nach der Einfuhr geschlachteten Tiere sorgen und es diesen meist überlassen, sich ihr Futter selbst zu suchen. Der Milchtrag der Kühe ist daher auch kein bedeutender, und Milch, die sehr begehrt ist, meist sehr teuer.

Von Geflügel, welches von den Eingeborenen gezüchtet wird, verdienen bloß die Hühner Erwähnung, aber diese sind allerdings fast überall auf der Insel zu finden. Sie gehören in gewisser Beziehung auch zu den Ausfuhrartikeln Sansibars, da von dort abfahrende Schiffe stets eine ziemliche Partie Hühner mitzunehmen pflegen, um während der Fahrt noch einige Tage mit frischem Fleisch versehen zu sein. Die Hühner sowohl als die von ihnen gelegten Eier sind kleiner als unsere, aber sie sind trotz ihrer großen Anzahl sowohl auf der Insel, als auf dem Festlande unverhältnismäßig teuer.

Unsere Haustiere im engsten Sinne des Wortes, Katzen und Hunde, sind in Sansibar ein entartetes Geschlecht. Katzen fänden zwar wegen der vielen Ratten ein weites Feld für ihre Thätigkeit, sind jedoch nur wenig verbreitet. Die gezähmten Galagos sind hier bevorzugte Konkurrenten, und gegen die alle Vorrathshäuser plündernden Hamsterratten vermögen Katzen ohnehin nicht anzukämpfen. Hunde sind viel zahlreicher vorhanden, aber sie gleichen mehr den verwilderten Hunden, welche in den Straßen orientalischer Städte herumlungern, als unseren lieben Hausgenossen. „Schon ihre matte, kläffende Stimme läßt erkennen, daß

man es nicht mit einem, dem gebildeten Hunde Europas gleichstehenden Tier zu thun hat.“ Vom Hunger getrieben, streifen sie bei Nacht in den Straßen der Stadt umher, gierig nach irgend welchen weggeworfenen Abfällen ausspähend, und verschmähen das ekelhafteste Mas nicht, um welches oft erbitterte Kämpfe zwischen ihnen stattfinden.

Im Vergleich zu der dichten Bevölkerung der Insel erscheint die Zahl der Haustiere verschwindend klein, aber das Mißverhältnis findet seine Erklärung in der Beschäftigung der Eingeborenen. Viehzucht wird sehr wenig getrieben; auf der mit Plantagen bedeckten Insel, auf welcher jedes Stück Boden ausgenutzt ist, fehlt es an Raum für Viehweiden. Gerade diese gartenartige Bebauung der Insel hat aber ermöglicht, daß die Bevölkerungsdichtigkeit hier eine so große ist, wie in keinem andern Küstengebiet Afrikas. Die Insel umfaßt 29 □ Meilen, und ist von etwa 250 000 Menschen bewohnt, so daß 8600 Bewohner auf die □ Meile entfallen. Da man aber von jenen 29 □ Meilen gut 8 bis 9 abrechnen kann, welche nicht anbaufähig und nicht bewohnt sind, so ergibt sich eine Bevölkerung von 11 900 Seelen auf die □ Meile.



Ziwette (*Viverra civetta* Buff.).

Die Hauptmasse der Bevölkerung der Insel bilden die Neger, teils die Nachkommen der alten Bewohner der Insel, teils vom Festlande eingeführte Sklaven oder Nachkommen von Freigelassenen. Gleich der herrschenden Rasse sind sie alle Muhammedaner, beobachten streng die muhammedanischen Speisegesetze und haben eine Menge Sitten und Gebräuche von den Arabern angenommen. Die Neger von Sansibar sind ein harmloses, fröhliches Volk. Musik und Tanz lieben sie sehr und können in mondhellten Nächten stundenlang damit sich die Zeit vertreiben. Die Musikstücke, welche die portugiesische Musikbande des Sultans spielt, werden rasch Gemeingut der Volksmassen, welche sie auf aus Europa eingeführten Kinderflöten nachspielen. Wo mehrere Neger beisammen sind, dort wird sicher auch gesungen. Die Arbeiter am Hafen erleichtern sich ihre schwere Arbeit durch Gesang, die Träger, welche mit schweren Lasten den Vorratskammern zuwanke, schreiten nach dem Takte einer Melodie einher, und den Knaben und Mädchen, welche mit dem Feststampfen der zementierten Dächer beschäftigt sind, pflegt man einen Vorsinger und Improvisator beizugesellen, weil dann die beschwerliche und unangenehme Arbeit besser von statten geht. Während die Kinder mit langen Stangen,

an deren unterem Ende ein flacher Klotz befestigt ist, stampfend herumspringen und der feuchte, ähnde Kalk sie bis zum Kopfe hinauf bespritzt, so daß die schwarze Haut kaum noch zu sehen ist, erzählt der Improvisator in singendem Ton allerhand komische Geschichten, und der Kinderchor fällt bei jedem Abschnitt mit einem bestimmten Refrain ein. „Meist handelt es sich in diesen Gesängen um Essen, Trinken, Geld, schöne Kleider, Spaziergehen, Reisen und Heiraten.“

Jedenfalls sind die Sansibarneger die kulturfähigsten unter allen Negerstämmen, und da schon die muhammedanische Kultur unter ihnen viele Erfolge erreicht hat, so läßt sich erwarten, daß sie rasch noch



Gleitaaar (*Elanus melanopterus* Daud.).

weitere Fortschritte machen werden, sobald der europäische Einfluß in größerem Umfang sich wird geltend machen können. In ihrem Charakter sind eine Menge scharfer Gegensätze gepaart. Sie sind höchst leckerhaft und gefräßig, aber wenn sie in eine bedrängte Lage geraten, ertragen sie mit bewundernswerter Ausdauer die größten Entbehrungen. Von Natur träge, können sie Erstaunliches leisten, wenn die Not sie dazu zwingt oder wenn ihnen jemand mit gutem Beispiel vorangeht. Jederzeit zu lärmendem Streit geneigt, sind sie doch allen Gewaltthätigkeiten abhold und meist friedfertiger Natur. So dankbar sie sich für empfangene Wohlthaten erweisen, so können sie doch rachsüchtig und hinterlistig werden, wenn man sie schlecht behandelt oder ihnen hochmütig begegnet. Auf Expeditionen und auf im Innern errichteten Stationen haben sie sich stets

bewährt, aber die leitende Hand des Europäers muß sich stets fühlbar machen, sonst erlahmt rasch der Eifer der Neger.

Die große Masse der Negerbevölkerung Sansibars lebt sehr ärmlich. Reis bildet die Hauptnahrung, Fleisch wird von sehr Wenigen genossen, dagegen liefert das Meer einige Abwechslung für die Speisefarte, und getrockneter Haifisch gehört auch zur gewöhnlichen Nahrung der ärmeren Klassen. Ebenso einfach wie ihre Nahrung, ist ihre Kleidung.

„Ein um die Lenden geschlungener Schurz von weißem Baumwollzeuge, Schuka genannt, genügt für Kinder und Männer, während erwachsene Mädchen und Frauen sich in ein doppelt so langes Stück Zeug hüllen, welches von der Brust bis zu den Knöcheln reicht. Festtags kleiden sich alle wie wohlhabende Leute oder wie die Hausflaven der Reichen: Männer ziehen dann ein blendend weißes, langes Hemd und eine bunte, ärmellose Tuchjacke an, bedecken den Kopf mit einer gestickten Baumwollennütze oder mit einem türkschen fez und tragen wohl auch Sandalen und ein Spazierstöckchen, oder Schwert und Speer; Frauen aber legen, wenn sie sich putzen wollen, ein zweites, einfarbiges, gefranztes Baumwollentuch über die eine Schulter und ein drittes dunkelblaues, dessen zwei Zipfel bis auf die Erde herabhängen, auf den Kopf, behängen sich fuß- und Handgelenke mit metallenen Ringen und den Hals mit Perlschnüren, bringen an Nase und Ohren wo nur ein Platz dazu ist, allerlei Zierraten an, flechten sich duftige Jasminblüten oder bunte Glasperlen in die Haare. Die Haartrachten geben an Abenteuerlichkeit und Mannigfaltigkeit auch den bei uns üblichen nicht viel nach. Am gewöhnlichsten sieht man die Haare am Vorderkopfe zu zwei hohen Hörnern vereinigt, oder auch in acht bis zehn und noch mehr Scheitel geteilt, welche sich, zwischen schmalen Reihen von kleinen Zöpfchen von Stirn und Ohren bis zum Hinterkopfe hinabziehen. Die Pflege der Haare beansprucht sehr viel Zeit; sogar das Auflösen der zahllosen Zöpfchen ist nicht ganz leicht, preßt auch der unter den Händen ihrer Freundin befindlichen Pulverin manche Thräne aus, daher man die Haartracht meist wochenlang unverändert läßt. Haare an anderen Stellen des Körpers werden nach muhammedanischer Sitte nicht geduldet.“

Der eingeborenen Bevölkerung Sansibars steht eine nicht unbedeutende Anzahl von Eingewanderten gegenüber, unter denen sich, abgesehen von den durch den Sklavenhandel nach der Insel gekommenen Negern aus dem Innern des Festlandes noch viele Angehörige der auf den südlicher gelegenen Inseln wohnenden Stämme befinden. Madagaskar und die Komoren stellen zu dieser fluktuierenden Bevölkerung Sansibars ein starkes Kontingent. Am stärksten sind die Komorianer vertreten, welche 4000 bis 5000 Köpfe stark sein dürfen. Sie kommen von der Insel Groß-Komoro und unterhalten einen regen Verkehr mit dem Vaterlande, vermischen sich auch nicht mit anderen Stämmen und wohnen in der Stadt in einem besondern Stadtviertel beisammen, wo sie auch ihr eigenes Oberhaupt haben. Viele Komorianer stehen im Dienst von europäischen Kaufleuten, bei denen sie als ehrliche und treue Leute sehr geschätzt sind. Sie bilden gleichsam eine Übergangsstufe zu jenem Volke, welches unter den Ausländern in Sansibar am zahlreichsten vertreten ist und dort die wichtigste Rolle spielt, zu den Indern.

Die weitaus intelligentesten unter den nicht europäischen Bewohnern Sansibars sind die Inder, welche nicht nur wegen ihrer Handelsverbindungen, sondern auch wegen der Ämter, welche in ihren Händen ruhen, eine wichtige Stellung im Staate Sansibar einnehmen. Der Sultan erhebt die Zölle, welche von den eingeführten Waren zu entrichten sind, nicht durch eigene Beamte, sondern hat die ganzen Zolleinkünfte an einen Inder verpachtet, welcher wiederum Inder als Beamte und Gehilfen angestellt hat. So befindet sich der für den Handel wichtigste Punkt Sansibars, das Zollhaus, in den Händen von Indern, aber auch im Handel selbst spielen sie eine nicht minder wichtige Rolle. Die Mehrzahl der auf der Insel lebenden Inder sind wohlhabende, viele auch reiche Leute, und die indische Handelsfirma Taria Topan kann es in bezug auf ihren Warenumsatz mit mancher in Sansibar vertretenen europäischen Firma aufnehmen. Alle Inder, deren über 6000 im Reiche des Sultans leben, sind thätige, gewandte Leute, die Juden Ost-Afrikas, der Sauerweig in dem trägen Gemisch von Eingeborenen und Arabern, welches die Masse der Bevölkerung bildet. Die meisten leben vom Handel,

doch trifft man unter ihnen auch Leute, welche durch irgend ein Gewerbe, als Goldschmiede, Uhrmacher u. s. w. ihren Lebensunterhalt verdienen. Der ganze Zwischenhandel ist von den Indern in Beschlag genommen, welche die von den Eingeborenen auf den Markt gebrachten Landeserzeugnisse im Einzelnen aufkaufen, um sie im Großen den europäischen Firmen zu überlassen, und durch ihre Hände gelangen auch wieder die aus Indien, Europa, Amerika u. s. w. eingeführten Waren unter die Eingeborenen. Da die Inder sämmtlich sehr wenig Bedürfnisse haben und höchst einfach leben, kein Geschäft verschmähen, wenn es auch nur einen unbedeutenden Gewinn abwirft, und das einmal erworbene Geld zäh festhalten, werden sie alle mit der Zeit wohlhabend. Ihr Reichthum offenbart sich dann namentlich in Kleidung und Schmuck ihrer Frauen, welche bunte seidene Gewänder lieben und in der Unmasse von Ketten, Ringen und Spangen, welche sie zur Schau tragen, noch die Araberinnen übertreffen.

Man unterscheidet auf Sansibar die Inder in sogenannte Hindi und in Baniänen. Die ersteren sind muhammedanische Inder, also Glaubensgenossen des auf Sansibar herrschenden Volkes, und sie sind deshalb auch mehr angesehen, als die Nichtmuhammedaner, ihre der Sekte der Battias angehörenden, spottweise Baniänen (d. i. Krämer) genannten Landsleute. Die Hindi tragen ein weites, langes Hemd, einen Lendenschurz, einen breiten weißen Shawl um den Leib und einen ebensolchen auf der Schulter, als Kopfbedeckung entweder einen weiß und rot karierten Turban oder eine persische Mütze von der bekannten Zylinderform, und als Schmuck eine Halskette oder Ohrringe. Die Kleidung der Baniänen ist viel einfacher: an Wochentagen besteht sie nur in einem großen Tuch, dessen ehemals weiße Farbe längst durch Schmutz unkenntlich geworden ist, und einer kleinen roten Mütze, welche sie zu Hause ablegen. Das Tuch ist so um den Körper geschlungen, daß es nur die eine Schulter bedeckt, die andere aber frei läßt. An Festtagen erkennt man den sonst so unsaubern Baniänen nicht wieder. Er hat dann ein langes Leinen- oder Baumwollhemd von feinem Stoff und blendend weißer Farbe angelegt, an welchem die übermäßig langen Ärmel auffallen, welche er, um die Hände frei zu bekommen, so zurückgeschoben muß, daß sie auf dem Arm Falte an Falte bilden, und sein rabenschwarzes, am Vorderkopf glatt geschorenes Haar, welches sonst lang herabfällt, ist in einen Knoten geschlungen und mit einem stattlichen Turban bedeckt, zu dessen Anfertigung wohl 20 bis 30 Ellen bunten Stoffes erforderlich sind. Schmuck tragen die Baniänen nicht. Nur bei Kindern und jungen Männern sieht man einen weiten goldenen Reif, der, im Nacken offen, tief auf die Brust herabhängt. Je nach der Kaste, welcher der Baniäne angehört, sind auch Stoff und Form seiner Kopfbedeckung verschieden.

Obwohl die Baniänen trotz ihres Reichthums sehr wenig geachtet sind, hat man doch der Ausübung ihrer Religion nie Hindernisse in den Weg gelegt — in einem muhammedanischen Lande gewiß ein beachtenswertes Beispiel von Toleranz. Sie besitzen in Sansibar ihren Tempel, halten bei Hochzeiten und an Festtagen öffentliche Umzüge in Begleitung von Musikern, Sängern und Tänzern, und an ihrem größten Fest, dem Neujahr, widerhallt die ganze Stadt von ihrem Festjubiläum. Dann hat man auch Gelegenheit, gegen ein entsprechendes Eintrittsgeld, die Tänze der berühmten Bajaderen zu bewundern, welche zur Verherrlichung des Festes stattfinden. Von Bombay kommen oft große, aus Tänzerinnen und Musikern bestehende Gesellschaften herüber und unternehmen, nachdem sie in Sansibar eine reiche Einnahme erzielt, noch Kunstreisen längs der ganzen Küste. Der reiche Zollhauspächter hat ihnen einen großen Saal eingeräumt, und dort sammelt sich das Publikum, welches ihre Kunst und Schönheit bewundern will. „Bunte Strohmatten bedecken Wand und Fußboden; zu rechter Hand stehen Stühle für die Europäer, zur linken liegen persische Teppiche für andere Besucher. Nach und nach füllt sich das Gemach: gemessenen Schrittes treten Baniänen, Hindi und Suaheli herein, reichen dem Hausherrn die Hand und setzen sich mit verschränkten Beinen auf den angewiesenen Platz. In einer Ecke kauern die Spieler, zwei Musiker und zwei Tänzerinnen, von denen die eine alt und häßlich, gleichsam den Schatten zu dem Vollmondslichte der Schönheit ihrer jungen Gefährtin darstellt. Vor den Augen der Gesellschaft vertauschen sie ihre Alltagskleider mit festlichen Gewändern; die Instrumente werden gestimmt, und der Tanz beginnt. Nach dem Takte der einförmigen Musik, begleitet von dem Klirren silberner,

Ketten, welche oberhalb der Knöchel mehrmals um die Beine geschlungen sind, bewegt er sich bald langsamer, bald schneller. Hierzu singen die Tänzerinnen in fremdartigen Weisen Lieder, deren Inhalt, der Bedeutung des Tanzes entsprechend, wahrscheinlich von Liebesabenteuern handelt, wenden sich dabei häufig an einzelne der Zuschauer und singen ihnen, freundlich lächelnd, einige Verse ins Gesicht, oder führen Pantomimen auf, lassen z. B. einen Drachen steigen und holen ihn wieder ein, und begleiten ihr ausdrucksvolles Geberdenspiel mit zierlichen Drehungen und Schwenkungen des Körpers und anmutigen Bewegungen der Arme. Ein großer roter Shawl von schwerem Seidenzeuge mit golddurchwirkter Borte spielt hierbei eine Hauptrolle, trägt wesentlich dazu bei, die Spannung und Teilnahme der Zuschauer zu erhöhen; er ist in fortwährender Bewegung, liegt bald in zierlichen Falten über die Schultern und umhüllt bald wie ein Schleier die ganze Gestalt. Ebenso unterhaltend sind auch die beiden Musiker. Der eine, in der That ein Riese, scheint durch Musik und Geberden das Ganze zu leiten, fällt bisweilen einhelfend oder ergänzend in den Gesang der Mädchen ein, geht, als ob er an den Rockschöß der schönen Tänzerin gehettet sei, ihr vor- und rückwärts auf Schritt und Tritt nach und klinkert mit ernsthaftester Miene auf seiner sonderbar geformten Laute. Der andere bearbeitet die beiden kleinen Trommeln, welche mit einem langen, weißen Tuche vor seinem Bauche befestigt sind, in höchst spaßhafter Weise, für gewöhnlich mit den Knöcheln seiner gelben Finger, bei Kraftstellen aber mit dem Ballen der Hand, unter schwärmerischer Verdrehung der Augen. Er hat sich die dunkelfarbige Tänzerin zum Leitstern auserwählt und giebt in der Beharrlichkeit, in ihrem Kielwasser zu segeln, seinem Kameraden nichts nach. Alles hält sich jedoch in den Grenzen des Anstandes: man gewahrt nichts, was unserer Vorstellung von einem Bajaderentanze entspricht. So dauert der Tanz mit kurzer Unterbrechung lange fort. Immer mehr füllt sich der Saal: Araber, Hindi, Baniänen sitzen bunt durcheinander, und an der Thür stehen Neger Kopf an Kopf gedrängt, denn heute ist niemandem der Eintritt verwehrt. Der Raum für die handelnden Personen wird immer enger, und trotz der offenen Fenster entsteht eine beinahe unerträgliche Hitze, welche wir durch kleine Fächer, die man uns beim Beginne der Unterhaltung zur Verfügung gestellt, vergebens zu mildern suchen. Unter diesen Umständen haben wir bald des Vergnügens genug und entfernen uns dank sagend, es anderen überlassend, die ganze Nacht hindurch das Schauspiel zu bewundern.“

Die vielen Gebote und Verbote, durch welche ihre Religion den Glaubenseifer auf die Probe stellt, erschweren den Baniänen den Aufenthalt auf Sansibar sehr, aber sie haben sich dort doch recht behaglich eingerichtet, so daß sie kaum etwas vermissen, was ihnen ihre Heimat bietet. Ihre Frauen lassen sie jedoch zu Hause und bringen sie nie auf die Insel mit, die den meisten nur zum kurzen Aufenthalt dient, da sie heimkehren, sobald sie genügend Geld erpart haben. Dagegen bringen alle ihre heiligen Kühe mit, welche mit ihnen ihre Wohnung teilen, und da sie nur auf den großen Blättern des indischen Feigenbaumes, nie auf Tellern essen, haben sie auch diesen Baum nach der Insel verpflanzt, um stets die nötigen Blätter zur Verfügung zu haben.

Zur wirklich seßhaften Bevölkerung der Insel kann man nur einen kleinen Teil der dort lebenden Inder zählen; diese besteht nur aus den Suaheli und Arabern nebst ihren Sklaven. Der Araber hat im langen und häufigen Umgang mit Europäern schon manche Gewohnheiten seiner Stammesbrüder im Norden abgelegt, und ist namentlich in religiöser Beziehung viel duldsamer geworden als diese. In der Kleidung von den Arabern im Norden sich nur wenig unterscheidend, lebt er einfach wie diese, und seine Bildung beschränkt sich meist auf die Kenntnis von Lesen, Schreiben und Rechnen, aber trotzdem trifft man Leute, welche mehrere Sprachen sprechen, nicht selten. Seine Haupttugend ist die Gastfreundschaft, und er kann in der Bewirtung von Fremden, welche er in seinem Hause aufnahm, geradezu verschwenderisch werden. Die Pfeife, welche uns von einem echten Araber unzertrennlich erscheint, erfreut sich in Sansibar keiner großen Beliebtheit; das Rauchen ist hier durch das Betelkauen verdrängt worden, dem sich auch die Frauen hingeben. Andere Reizmittel kennt der Sansibar-Araber nicht, da er sich der durch die Religion verpönten geistigen Getränke enthält, und nur sehr starker Kaffee wird tagsüber häufig aus kleinen Tassen getrunken. Der Araber beobachtet

auch außerdem streng seine religiösen Gebote und läßt sich weder eine Übertretung der Speisegesetze, noch eine Verfümmis der vorgeschriebenen Gebete zu schulden kommen. Die Frauen sind in den Harem gebannt, und wenn sie das Haus verlassen, „hüllen sie Kopf und Oberkörper in ein großes Tuch von dunkler Farbe und bedecken das Gesicht bis zum Munde herab durch eine goldgestickte, helmvisierähnliche Maske. Diese Tracht schließt nicht aus, daß die Frauen sich mit Schmuck förmlich überladen, und der Schmuck einer reichen Araberin repräsentiert häufig ein kleines Vermögen. Für vornehme Frauen, in erster Reihe für die Prinzessinnen, ist es strenges Gebot, ohne reichen Schmuck nie öffentlich zu erscheinen, und die Ohrringe, mit denen sie prunken, sind zuweilen so massiv und schwer, daß sie für die Trägerin buchstäblich zu einer Last werden und die Ohrläppchen blutig ziehen.



Der Galago.

So wenig Freiheit den arabischen Frauen gestattet ist, und obwohl auch die Prinzessinnen in den Harem verwiesen sind, konnte sich doch in Sansibar, etwas ereignen, was in muhammedanischen Ländern zu den größten Seltenheiten gehört, die Entführung einer schönen jungen Araberin durch einen Europäer — und die Entführte war hier überdies eine Prinzessin, die Schwester des Sultans!

Die Europäer, die Wasungu, erfreuten sich schon unter der Regierung Sultan Seyd Medschids einer sehr geachteten Stellung und wurden häufig zu Hofe geladen, wo auch die Damen des Hofes, namentlich die Prinzessinnen Holli und Salima mit ihnen verkehrten. Die letztere, als die jüngere, lenkte besonders die Aufmerksamkeit der Wasungu auf sich, und sie sah die Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, nicht ungern. Durch die Erzählungen der Fremden war ihr bekannt geworden, welche eine beneidenswerte Stellung die Frauen in Europa einnahmen; sie hatte auch so viel gehört von den großen Städten und von den Annehmlichkeiten des Lebens in denselben, von all den Wundern der fernen Länder, daß sich ihrer eine unbezwingbare

Sehnsucht nach der wie eine Märchenwelt ihr erscheinenden Ferne bemächtigte. Ein junger deutscher Kaufmann, der ein an das süßliche Harem grenzendes Haus bewohnte, gewann unter solchen Umständen leicht das Herz der Prinzessin, und zwischen dem vergitterten Haremsfenster und dem Dach des Nachbarhauses entspann sich ein Roman. Die Beziehungen der Prinzessin blieben aber nicht lange verborgen, und eines Tages erfuhr der Sultan, welche Gefahr der Ehre seines Hauses drohte. Die Prinzessin wurde verhaftet und fand im Kerker Zeit, darüber nachzudenken, wie schwer sie sich vergangen hatte. Von dem erzürnten Bruder hatte sie keine Gnade zu erwarten; sie konnte nicht im Zweifel darüber sein, wie sein Richterspruch lauten werde, und sie gab sich verloren. Der junge Deutsche, ein energischer Mann, verzweifelte aber nicht, und es gelang ihm, sie zu retten. Der Kapitän eines im Hafen liegenden englischen Kriegsschiffes ließ sich durch seine Bitten bewegen, ihm bei der Befreiung der armen Gefangenen beizustehen. Im Dunkel der Nacht landeten englische Soldaten, vertrieben die vor dem Kerker der Prinzessin stehende Wache, erbrachen das Thor und befreiten die Gefangene. Sie wurde auf das Kriegsschiff gebracht, welches sofort die Ankerlichtete und nach Aden fuhr.

Als der Gewaltstreich des englischen Kapitäns am Morgen in der Stadt bekannt wurde, geriet die arabische Bevölkerung in furchtbare Aufregung. Bange Stunden verlebten da die fremden Kaufleute, welche das Schlimmste befürchten mußten, wenn der Zorn des Sultans statt der nicht mehr erreichbaren Schuldigen sie traf. Mit einem Schlag konnte der ganze gewinnbringende Handel vernichtet sein und unermessliche Verluste die auf der Insel ansässigen Firmen treffen. Kein Wunder, wenn sich auch der Unwille der Europäer gegen jenen kehrte, der an dem Vorfall schuld war, und wenn die härtesten Urteile über den deutschen Kaufmann laut wurden. Er war der Einzige, der inmitten der allgemeinen Aufregung ruhig blieb. Nachdem er seine Angelegenheiten in Sansibar geordnet, reiste er nach Aden, wo die entführte Prinzessin zum Christentum übergetreten war, und als das Paar von dort die Reise nach Deutschland antrat, hatte es bereits der Segen des Priesters fürs Leben vereint.

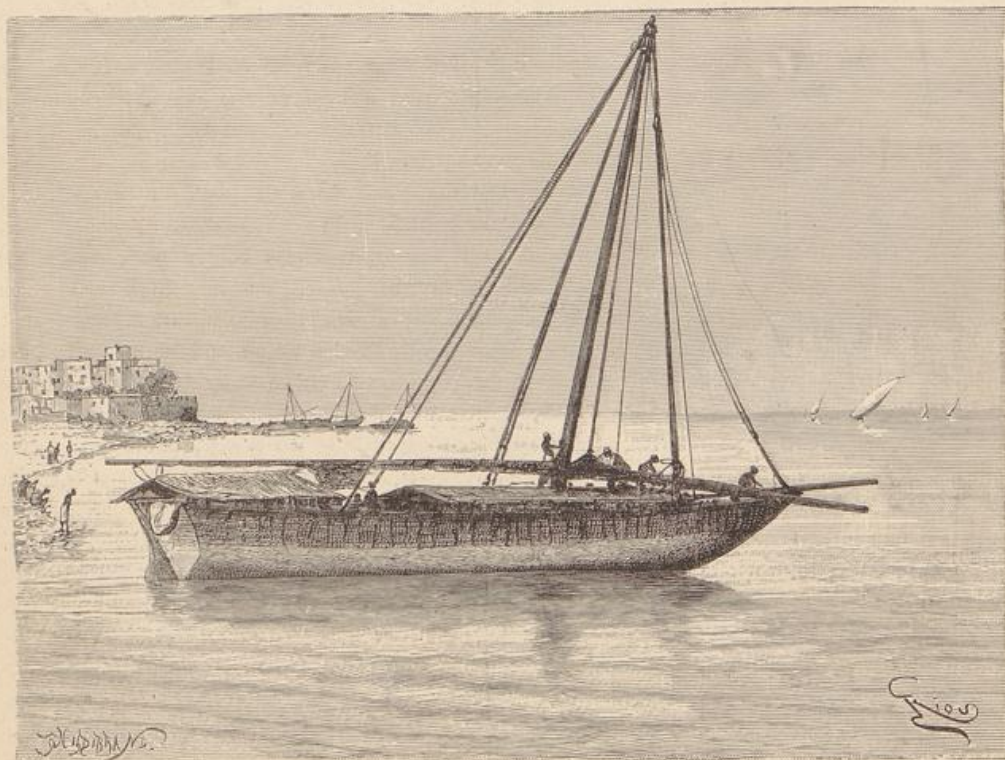
Der Sultan Seyd Medschid hatte sich beherrscht und den Entführer seiner Schwester ungehindert ziehen lassen, die Engländer aber gingen viel strenger mit ihm ins Gericht. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich in der englischen und indischen Presse gegen den deutschen „Düsenkrämer“, wie man ihn nannte, und eine Flut von Lästerungen und Verleumdungen ergoß sich über ihn und die Prinzessin. Die beiden glücklich Vereinten ließen sie ruhig über sich ergehen, sie trübten nicht ihr Glück. Die Prinzessin, welche mit ihrem Gatten in einer deutschen Handelsstadt lebte, fand sich rasch in die neuen Verhältnisse, und für die gemeinen Schmähungen der englischen Zeitungen entschädigte sie die Achtung aller, die sie näher kennen lernten. Diese sollte ihr später in noch höherem Grade zuteil werden. Ihr Gatte starb nach kurzer glücklicher Ehe und ließ sie in Verhältnissen zurück, die nichts weniger als glänzende waren. Im harten Kampf ums Dasein fand die Prinzessin Gelegenheit, zu zeigen, daß sie des Gatten würdig war, der so viel für sie gewagt. Dank der Bildung, die sie sich angeeignet, wurde es ihr möglich, sich eine bescheidene Existenz zu schaffen, und sie hat später, als ihr Bruder Seyd Bargasch sie nach seiner Thronbesteigung zur Heimkehr einlud, der Aufforderung nicht Folge geleistet — sie wußte wohl, daß sie mit ihren Lebensanschauungen nicht mehr in die alte Heimat passe, und sie hatte in dem Lande, in dessen Erde ihr Gatte ruhte, eine neue Heimat gefunden, die ehemalige Prinzessin von Sansibar war eine echte, schlichte deutsche Frau geworden.¹⁷⁾

Das ist der Roman der Prinzessin von Sansibar, der nicht in Vergessenheit geraten wird, so lange auf der Insel Kaufleute leben. Der Zorn des Sultans hat sich nach der Entführung seiner Schwester nicht über ihr Haupt entladen, und heute ist ihre Stellung eine ebenso angesehenere wie damals. Nur die aus Goa kommenden Portugiesen, dunkelfarbige Kreolen, sind nicht besonders angesehen und werden von den anderen

¹⁷⁾ Ein Sohn aus der Ehe der Prinzessin mit dem deutschen Kaufmann wird in einem preussischen Kadettenhause erzogen. Während des letzten Konfliktes zwischen Deutschland und dem Sultan von Sansibar wurde bekanntlich vielfach auf ihn als präsumptiven Nachfolger des Sultans hingewiesen.

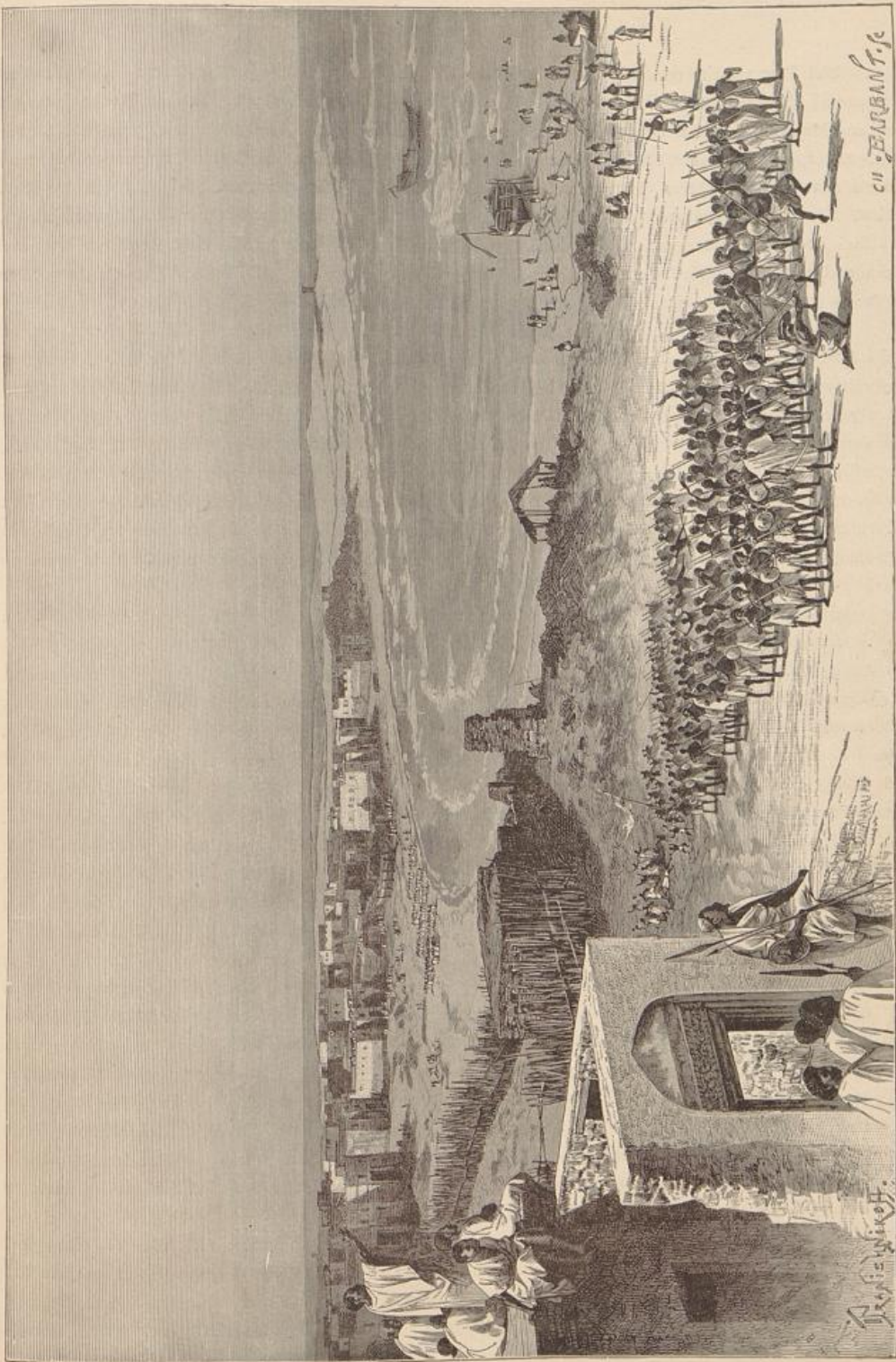
Europäern selbst kaum für ebenbürtig gehalten. „Sie liefern einen neuen Beweis für die alte Wahrnehmung, daß in warmen Ländern ungebildete, arme Europäer, welche nicht in regem Verkehr mit der Heimat bleiben, schon nach einigen Geschlechtern von der hohen Stufe herabsteigen, auf welcher sie sich vorher befanden. Weder im Äußern, noch in anbetrachter der geistigen Fähigkeiten stehen sie hoch über den Indern, ihren neuen Landsleuten, und viele unter ihnen würden wohl von keinem der Verhältnisse Unkundigen für Abkömmlinge von Europäern gehalten werden.“ Sie bleiben nur so lange in Sansibar, bis sie sich ein Sümmechen erspart haben, das ihnen in ihrer Heimat ein bescheidenes Auskommen sichert. Ihre Thätigkeit beschränkt sich auf den Kleinhandel mit geistigen Getränken, Kurzwaren u. s. w., und manche dienen auch in europäischen Häusern als Köche oder Aufwärter. Außer ihnen finden wir unter den in Sansibar ansässigen Europäern vorzüglich Deutsche, Engländer, Franzosen und Amerikaner. Zur Zeit des deutschen Bundestages waren die deutschen Kaufleute der Obhut eines von Hamburg eingesetzten Konsuls anvertraut; der Hamburger Konsul wurde später durch einen vom neuen Deutschen Reich bestellten ersetzt, aber erst als durch die Erwerbungen der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft die deutschen Interessen in Sansibar eine energischere Vertretung erheischten, wurde Ende Dezember 1884 ein deutsches Berufskonsulat in Sansibar errichtet, welches zunächst dem verdienten Afrikaforscher Gerhard Rohlfs anvertraut wurde. Außer Deutschland unterhalten heute nur England und Frankreich in Sansibar besoldete Konsuln, während Amerika durch einen dortigen Kaufmann beim Sultan vertreten wird. Wenn man in den breiten Kanal einfährt, welcher die Insel vom Festlande trennt, und an den vielen Nelkenpflanzungen und Gärten und an einem Sommerpalast des Sultans vorbei zu den ersten europäischen Häusern gelangt, sieht man bald hinter der englischen Missionsstation Mbweni das von einem prächtigen Garten umgebene Landhaus des englischen Generalkonsuls Dr. John Kirk auftauchen, und hinter demselben blinken zwischen den Masten der im Hafen liegenden Schiffe die weißen Mauern der Gebäude von Sansibar uns entgegen. „Am Ufer mehren sich weiße unformliche Steinhäuser der Araber, zwischen welchen hunderte von mehr malerischen als reinlichen Negerhütten eingezwängt sind; hier das große Gebäude dient als Hospital, ein folgendes beherbergt die Telegraphen-Kompagnie — wir dampfen nur noch mit halber Kraft und verändern den Kurs etwas nach Osten — da entfaltet sich die ganze Front der Stadt in wahrhaft imponierender Großartigkeit vor uns: anscheinend blendend weiße Paläste reihen sich in kaum übersehbarer Perspektive aneinander, tausende von Fahnen und Wimpeln schmücken den Mastenwald der Reede, und auf den Staden am Ufer sehen wir ein Gewirr bunt gekleideter und eifrig beschäftigter Menschen. Wir treiben langsam an dem mächtigen, einst weiß gefünchten, heute bei der grellen Beleuchtung etwas zerfallen und verkommen aussehenden, dabei durch seine Terrassen und Zinnen an eine Festung erinnernden englischen Generalkonsulat und einer Reihe recht unschöner arabischer Privatwohnungen vorbei, bis wir dicht am Ufer, angesichts eines kolossalen Gebäudes, von dessen hohem Dache stolz die deutsche Flagge weht, vor Anker gehen.“ Das ist das deutsche Konsulat. Es ist gleich allen Gebäuden, welche Europäer bewohnen, ein ehemaliges arabisches Wohngebäude. Häuser in europäischem Stil giebt es in Sansibar überhaupt nicht, und auch die größten Firmen haben arabische Häuser für ihre Zwecke entsprechend eingerichtet. „Das großartigste Haus dieser Art,“ schreibt Wilhelm Joest, „ist das der Firma W. Oswald & Ko.: die Zimmer sind beinahe unheimlich hoch und groß, und im Salon könnte man ganz gut eine Kegelbahn anlegen. Die Dächer aller Wohnungen sind nach arabischer Art flach aus Stein oder Zement gebaut, und auf dem Dache pflegt man abends frische Luft oder kühlende Getränke zu schlürfen. Auf dem höchsten Punkte des Hauses ist meist wiederum noch ein kleines Holztempelchen errichtet, zu dem man auf schwanker Treppe hinaufklettern kann, um dann — durchaus keinen freieren Überblick zu haben, als vom Dache selbst aus. Um dem Fremden nämlich, der ein berechtigtes Interesse daran hat, seinem muhammedanischen Nachbar etwas in den Harem hineinzugucken, solche indiscrete Blicke zu verleißen, spannt dieser überall Feinwand vor. Zu dem Inventar eines europäischen Hauses in Sansibar gehört ferner noch mindestens ein Flaggenstock, ein Affe, ein Ichnemon, ein Tiger oder sonst ein reißendes Tier. Sollte die betreffende Firma nicht Trägerin eines Konsulats sein, so legt sie sich eine Privat-

flagge zu, wobei manchmal ganz eigentümliche heraldische Zusammenstellungen zutage treten. Affen und Jhneumon, jene niedlichen wieselartigen Tierchen, die vollständig zahm werden, erfreuen sich gleicher Beliebtheit bei Europäern wie bei den Farbigen, und irgend ein unglückseliger Tiger oder Panter, der seinem Welt-schmerz und Menschenhaß durch unaufhörliches Puffen und Schnurren Ausdruck verleiht, wird den lieben langen Tag von Europäern gequält und geärgert. Eins der schönsten Häuser in beinahe unveränderter arabischer Bauart bewohnen die Vertreter der Firma Hansing & Ko. Um einen Hof, der geräumig genug ist, einige schattige Palmen zu beherbergen, läuft in der Höhe des ersten und einzigen Stockwerks eine steinerne Veranda, die man auf einer steilen, recht unbequemen Treppe erreicht. Von hier führen Thüren, deren



Barke von Makdichu.

Valken mit allerhand Arabesken und Schnitzwerk reich verziert sind, in schmale, europäischen Ansprüchen wenig entsprechende Räume, wo sich die Bureau, Schlafzimmer u. s. w. befinden. Als Speisezimmer oder Salon dient bei Tage die Veranda, während man nachts, wie erwähnt, das Dach aufsucht. Die meisten Häuser sind mit allerhand Trophäen, mit Waffen und Schmucksachen, zu deren Ankauf Sansibar der geeignetste Punkt der ganzen Ostküste ist, verziert; auch findet man in manchen derselben prächtige persische Teppiche, die allerdings meist Geschenke des freigebigen Sultans sind. Da ein einziges Haus nie für die Bedürfnisse einer solch bedeutenden Firma genügt, so sind die Nachbarbauten mit in den Bereich desselben gezogen worden, in deren Höfen hunderte von Frauenzimmern mit dem Sortieren von Kaurimuscheln, der Lachmusflechte u. s. w. beschäftigt sind.“



Der große Sab in Madras.



Der große Lab in Maldiva.

Viel Dienerschaft, wie in Indien, ist in keinem Hause vorhanden. In der Küche führt stets das Regiment ein brauner portugiesischer Koch, dessen Kunst nicht zu verachten ist; die übrigen Diener sind teils ebenfalls Portugiesen, teils Komorianer. Das Geschäftspersonal besteht aus dem Leiter des Hauses und seinem Stellvertreter, einem Araber oder Komorianer als Dolmetsch, der zugleich als Oberaufseher verwendet wird, und mehreren Unteraufsehern, deren man sich zuweilen auch als Agenten bei Einkäufen außerhalb der Insel bedient. Die ganze europäische Kolonie zählt wenig über 100 Seelen. Ihre Angehörigen sind Konsulatsbeamte, Kaufleute oder Missionäre. Es bestehen in Sansibar zwei Missionen, eine französische (katholische) und eine englische, die ihre Thätigkeit auch schon auf die gegenüberliegende Küste und in das Innere ausgedehnt haben — freilich mit sehr verschiedenem und beziehungsweise problematischem Erfolg.

Dr. Fischer spricht sich entschieden gegen jede Missionsthätigkeit im Gebiete des Sultans aus, und er dürfte hierin nicht Unrecht haben. Bei den eigenartigen Verhältnissen, welche an der Ostküste Afrikas herrschen, empfiehlt es sich, die Empfindlichkeit der Muhammedaner zu schonen und nicht den religiösen Fanatismus derselben zu entflammen, indem man der Verbreitung des Islam entgegenwirkt. Dieser sagt überdies mit der von ihm gestatteten Vielweiberei dem Neger auf seiner heutigen Kulturstufe besser zu, als das Christentum, für dessen Lehren ihm das Verständnis fehlt, und es ist nicht zu leugnen, daß er unter der Negerbevölkerung Afrikas auch eine Kulturmission erfüllt. Der muhammedanische Neger steht unstreitig bereits auf einer viel höhern Stufe und hat mit dem ihm gewaltsam aufgezwungenen Glauben meistens auch die Sitten und Gewohnheiten der Araber angenommen. In Sansibar sind wohlhabende Suaheli von Arabern kaum zu unterscheiden.

So gering unter solchen Verhältnissen die Aussichten einer Missionsthätigkeit sind, ist dieselbe trotzdem auch in Sansibar versucht worden. Die Engländer waren hier die ersten auf dem Platze. Als die Nachricht von Livingstones großartigen Entdeckungen am Nyassa und Sambesi nach Europa gelangte, vereinigten sich im Jahre 1860 die Universitäten Cambridge und Oxford zur Gründung einer Mission, der sogenannten „Universities Mission“, welche in dem von Livingstone erforschten Gebiet ihre Thätigkeit beginnen sollte. Bischof Mackenzie traf mit 4 Geistlichen im Februar 1861 mit Livingstone am Sambesi zusammen und wollte, nach Livingstones Rat, den Rovuma hinauffahren und dann zu Lande zum Nyassa vordringen, aber Krankheiten, die unter seinen Begleitern ausbrachen, verzögerten sehr lange den Beginn der Thätigkeit der Missionäre, welche sich nach den Komoren begeben mußten, um dort frische Mannschaft anzuwerben. Sie drangen endlich auf dem Sambesi ins Innere vor und gelangten bis zu den Murchisonfällen des Schiré. Indem sie Sklaven, welche sie bei den ihnen begegnenden Karawanen fanden, gewaltsam befreiten, brachten sie nach und nach 148 Neger zusammen, mit denen sie in Magomero eine Niederlassung zu gründen beschloßen. Das Unternehmen begann sich vielversprechend zu entwickeln, aber die Missionäre ließen sich später zur Parteinahme in den Fehden der Eingeborenen verleiten und wurden dadurch, nicht zum Vorteil ihres Werkes, in die politischen Wirren hineingezogen. Bischof Mackenzie erlag dem ungesunden Klima, und obwohl darauf die Mission an die Ufer des Schiré verlegt wurde, hielt der Tod noch weitere Ernte unter den Missionären. Die wenigen Überlebenden verließen schließlich entmutigt die Stätte ihrer bisherigen Thätigkeit, und der Name der Universities Mission ging auf die von Bischof Cozer in Sansibar geleitete Mission über. Von dort aus sind in neuerer Zeit zwei Stationen auf dem Wege zum Nyassa-See errichtet worden, und in Mbwenni, einige Meilen östlich von der Schangani-Spitze, besteht ein großes Missionshaus, in welchem Knaben und junge Leute in der Buchdruckerkunst, im Zimmer- und Schmiedehandwerk und in fast allen Gewerben, welche für die niederen Bevölkerungsklassen von Nutzen sein können, unterrichtet werden.

Durch das, was man in dieser Missionsanstalt sieht, darf man sich aber nicht über die Größe der etwa auf Sansibar erzielbaren Missionserfolge täuschen lassen. Leute aus der Umgegend wird man in fast allen englischen Missionsstationen vergebens suchen. Alle Neger, welche man dort findet, sind befreite Sklaven, welche von den mit der Überwachung des Sklavenhandels betrauten englischen Kreuzern (kleinen Dampf-

barfassen, welche jedes ihnen begegnende arabische Fahrzeug anhalten und untersuchen) ihren Eigentümern weggenommen worden sind. Jedes Fahrzeug, in welchem Sklaven gefunden werden, die nicht zur Bemannung desselben gehören, wird umachsichtig verbrannt, und die auf solche Art befreiten Sklaven werden den Missionären überwiesen. Da die Mannschaften der Kreuzer für jedes aufgebrachte Sklavenschiff eine bedeutende Belohnung erhalten, läßt sich leicht denken, daß die Beaufsichtigung mit schonungsloser Strenge durchgeführt wird, daß aber auch zuweilen manches Fahrzeug für ein Sklavenhändlerschiff erklärt und dementsprechend behandelt wird, das ein solches nicht ist.

Die katholischen Missionäre nehmen nicht alle befreiten Sklaven auf; erwachsene Männer und Frauen weisen sie ausnahmslos zurück, weil bei diesen alle Bemühungen vergeblich seien, und beschränken ihre Thätigkeit auf die Kinder, wogegen die englische Mission jeden Eingeborenen ohne Unterschied des Alters aufnimmt, allerdings nur in der löblichen Absicht, die Kräfte desselben bei schwerer Arbeit möglichst auszunutzen. Der Schwerpunkt der englischen Mission liegt eben nicht in der Verbreitung von Christentum und Kultur, sondern in den politischen Interessen Englands, dem durch die Missionäre Gelegenheit geboten wird, „im Interesse der Humanität“ sich von Zeit zu Zeit in die Landesangelegenheiten einzumischen. Nur das rein englische Interesse im Auge, vergessen sie nur zu häufig, was eigentlich ihre Aufgabe ist, und ihr Auftreten den Arabern gegenüber ist nicht geeignet, dieselben mit Achtung vor den Vertretern einer Religionsgenossenschaft zu erfüllen, welchen nicht verwehrt ist, alles Recht mit Füßen zu treten, wenn es sich um Wahrung ihrer Interessen handelt.

Die Engländer wollen nicht gestatten, daß die Eingeborenen ihre Sklaven züchtigen, aber die Missionäre züchtigen ihre Zöglinge zuweilen auf die roheste Weise. Ich habe selbst, erzählt Dr. Fischer, einen solchen Akt mit angesehen auf der der „Church-Mission“ gehörigen Station Kissaoni bei Mombassa. Zwei junge Leute der Station hatten einen unerlaubten Umgang mit einem Mädchen, der nicht ohne Folgen geblieben war. Man ließ die ganze Mission auf einem Platze sich versammeln, in dessen Mitte ein dicker Pfahl errichtet war, der, wie man ihm ansah, häufiger schon zu ähnlichen Zwecken Verwendung gefunden hatte. An diesen wurde zunächst der eine der beiden Übeltäter in aufrechter Stellung mit Händen und Füßen festgebunden und dann von einem Neger mit einem dicken Stocke so lange geprügelt, bis er ohnmächtig zusammenbrach. Der Arzt der Station mußte zugegen sein, um anzugeben, wo ein ferneres Schlagen lebensgefährlich würde. Der eine Verbrecher hielt 60, der andere 67 Stockschläge aus, bis der Zustand ein bedenklicher wurde. Die Zöglinge der Mission von den jüngsten bis zu den ältesten waren in einem Halbkreise um den Pfahl aufgestellt. Dicht neben demselben mußte das straffällige Mädchen der Exekution zusehen, dessen Züchtigung Umstände halber bis auf spätere Zeit verschoben wurde. Auf einer in der Nähe des Richtplatzes vorbeiführenden öffentlichen Straße sammelten sich viele Muhammedaner und deren Sklaven, die mit höhnischen Bemerkungen dem Schauspiele zusahen. „Uns verbieten jene Leute zu schlagen, sie selbst schlagen noch mehr,“ sagten die Araber, unter welchen ich stand. Ein Neger äußerte: „Es ist doch besser, der Sklave eines Arabers als der eines Europäers zu sein, denn solcher Dinge wegen prügelt der Araber uns nicht.“

Die Neger in der Mission sind thatsächlich Sklaven. Man verlangt zwar nicht viel Arbeit von ihnen, weil man fürchtet, daß dann gar zu viele fortlaufen würden, aber jeder Flüchtling wird nötigenfalls mit Gewalt zurückgeholt, und für jedes Vergehen sind empfindliche Strafen festgesetzt. Die Missionäre suchen den Neger, anstatt ihn zu lehren, wie er auf eigenen Füßen stehen kann, möglichst unselbständig zu erhalten, und er bleibt unter ihrer Leitung seitdem ein Kind am Gängelbände. Die englischen Missionäre impfen ferner ihren Zöglingen etwas ein, was vor ihrer Ankunft auf der Insel völlig unbekannt war: religiöse Unduldsamkeit. Die Araber in Sansibar sind, wie schon erwähnt, obwohl sie Muhammedaner sind, gegen Andersgläubige nichts weniger als unduldsam; ob ein Fremder, der auf der Insel weilt, Protestant oder Katholik, Buddhist, Parse oder Heide ist, kein Araber fragt nach seinem Glaubenskenntnis oder hindert ihn in der Ausübung seiner Religion. Den englischen Missionären blieb es vorbehalten, den Nichtchristen das ergötzliche Schauspiel zu bereiten, daß Angehörige einer christlichen Konfession jene einer andern um des Glaubens willen verfolgen.

Mehr als einmal haben die Jüglinge der englischen Mission den ihnen eingespinsten Haß gegen die Katholiken dadurch bethätigt, daß sie die katholischen Neger mit Steinen bewarfen und mit Stöcken über sie herfielen.

Von der katholischen Mission gilt zwar in bezug auf wirkliche Erfolge dasselbe, was von der englischen Mission gesagt worden ist, aber es kann doch nicht geläugnet werden, daß dort viel, sehr viel besser ist als in der englischen Mission. Die ersten Missionsversuche von katholischer Seite wurden im Jahre 1859 unternommen. Damals sandte der Bischof von Saint-Denis auf der Insel Bourbon, Msgr. Maupoint, einen Missionär nach Sansibar. Drei Jahre später überwies die Kongregation der Propaganda in Rom die ganze Sansibarküste der Kongregation vom heiligen Geiste und vom heiligsten Herzen Mariä als Missionsfeld, und P. Horner wurde zum ersten apostolischen Präfekten ernannt. Er hat lange Jahre erfolgreich in dem ihm angewiesenen Gebiet gewirkt, große Reisen ins Innere unternommen und dort eine neue Missionsstation in Mhonda gegründet, und ohne seine eifrige Unterstützung wäre wohl später die große katholische Missions-Expedition in das Seeengebiet kaum möglich gewesen. In bezug auf die Erfolge der von ihm geleiteten Missionsanstalt in Vagamoyo geben wir einem Missionär das Wort, den Lesern überlassend, einen Vergleich zwischen denselben und jenen der englischen Mission selbst zu ziehen.

Eine schöne Allee, schrieb im Jahre 1880 der verstorbene Missionär P. Ufer, führt uns vom Strande zu den Missionsgebäuden; obschon dieselbe erst vor drei Jahren gepflanzt wurde, gewährt sie uns doch reichlichen Schatten gegen die Glut der Sonne. Rechts in der Ferne, dort wo der Mangrovenwald aus dem Meere aufragt, sind einige Neger, unsere ältesten Jüglinge, unter der Aufsicht eines Bruders beschäftigt, die Felsen zu sprengen, welche die Ebbe trocken gelegt hat; so gewannen wir sämtliche Bausteine für alle unsere Gebäude. Kleine Mädchen kommen uns entgegengeläufig: hört ihr sie ein Liedchen singen? Singend gehen sie an die Arbeit, so ist es gebräuchlich in der Anstalt. Zufriedenheit herrscht hier in allen Herzen. Die Seite links vom Wege wird von den Mädchen bestellt, die rechte, bei weitem größere, ist den Knaben zugeteilt. Am Ende der Allee erblickt man zwei kleine Häuschen. Links verpflegt man die Fremden, rechts ist die Pförtnerstube und zugleich die Schusterei; ein Gitterthor verbindet beide. Unter der Veranda der Missionärwohnung stehen die Patres zu unserem Empfange bereit. Das Haus ist für dieses Land ein wahrhaft monumentaler Bau; er mißt 20—25 Meter in die Länge und 10—12 Meter in die Breite. Nach einem herzlichem Empfange wird man uns mit Freuden eine Kokosnuß zur Erfrischung anbieten; der Saft, den diese Frucht vor ihrer völligen Reife enthält (die Kokosmilch), ist ein ganz vorzüglicher Labetrunk. Es stehen uns aber auch, wenn wir das vorziehen, Orangen, Zitronen, Ananas, Mangofrüchte und noch viele andere Erzeugnisse zu Gebote, die wir daselbst in unseren Gärten ziehen. Bevor wir die Anstalt durchwandern, wollen wir dem lieben Gott einen kleinen Besuch abstatten. Die Kapelle liegt etwas links vom Hause; sie hat eine Länge von 54 und eine Breite von 51 Meter. Da stehen wir vor dem Thurme, den die Statue der seligsten Jungfrau überragt und den wir schon vom Meere aus erblicken. Das Innere des Kirchleins ist einfach; nichts erinnert an den Glanz der Tempel Europas, doch ist alles reinlich und geziemend. Einige Gemälde schmücken die Wände, ein Harmonium steht auf der Emporbühne, und eines unserer Kinder spielt daselbst an Sonn- und Festtagen. Das Holzwerk der Seitenaltäre und des Chores ist die Arbeit unserer kleinen Schreiner. In einer Nische über dem Hauptaltäre steht eine prächtige Statue der seligsten Jungfrau, der Patronin unserer Anstalt. Ich bedaure, daß Sie nicht an einem Sonntage Zeuge unseres Gottesdienstes sein können; die Andacht, mit welcher sich unsere Jüglinge dem Tische des Herrn nahen und der heiligen Messe beiwohnen, würde Sie sehr erbauen. Wenn wir die Kapelle verlassen, so haben wir zur Linken das Haus der Schwestern, welche mit der Erziehung der Mädchen betraut sind, die wir aus der Sklaverei loskauften oder aus den anderen Waisenhäusern der Mission hierher brachten. Wir können den Weg am Kirchhof vorbeinehmen und durch die große Allee auf das christliche Dorf St. Joseph zugehen. Überall begegnen wir Orangenbäumen, Mangobäumen, Zitronen- und Bananenbäumen, Guyava- und Melonenbäumen und hundert anderen Baumarten. Unsere Pflanzungen sind für alle Besucher ein Gegenstand der Bewunderung. Die europäischen Afrikareisenden

staunen beim Anblicke solcher Gärten in einem Lande, das sie ganz öde glaubten. Diese zahllosen Kokosnusspalmen, genau nach der Schur gepflanzt, diese langen, herrlichen Alleen, diese Masse von Häusern für die Missionäre und Kinder, welche „die Stadt der Weißen“ bilden, wie die Neger sie nennen, die weiten Felder, belebt von zahlreichen Arbeitern, von Scharen Knaben und Mädchen, die singend zum Hause zurückkehren, gebeugt unter der Last der Früchte, welche sie sammeln — das alles entzückt das Auge der Fremden und verschafft uns reichliches Lob. Inzwischen sind wir im Dorfe St. Joseph angelangt; die Kinder unserer jungen Christen laufen uns grüßend entgegen. Das Dorf besteht aus etwa 70 Familien und wächst mit jedem Jahre. Schon giebt es daselbst eine große Zahl Kinder, die von ihren frommen Müttern zu guten Christen erzogen



Das Caffe- oder Fliegenpiel der Somali.

werden. Viele Bewohner führen ein wahrhaft heiliges Leben, empfangen oft die heiligen Sakramente, und alle ehren und üben unsere Religion. Da wir sie aus der Sklaverei losgekauft haben, behalten wir volle Gewalt über sie; sie nennen uns Väter, und wir pflegen sie Kinder zu heißen. Als ihre Zahl zunahm, bauten wir ihnen 1876 eine kleine Kapelle, die uns unwillkürlich an die Armut unseres Erlösers erinnert. Sie hat nur Lehmwände und ein Strohdach, aber die Reinlichkeit im Innern, die Gemälde und der Kreuzweg an den Wänden stimmen unsere jungen Christen zur Frömmigkeit. Morgens und abends versammeln sie sich darin zum gemeinschaftlichen Gebete.

Das sind Erfolge, welche die Missionäre mit Kindern erzielt haben, die zum Teil vom frühesten Alter an ihrer Obhut anvertraut waren. Daß unter Erwachsenen wenig Boden für die christlichen Lehren zu finden

ist, bestätigt auch Decken inbezug auf die Bevölkerung des Binnenlandes. Er hatte Gelegenheit, einem Gottesdienst beizuwohnen, welchen Rehmann mit den Wanika im Pangani-Gebiet abhielt, wobei sich derselbe der Wanikasprache bediente. „Die kleine Gemeinde, welcher biblische Geschichte vorgelesen und erklärt wurde, bestand aus zwei Christen, vier unbefehrten Erwachsenen und drei Kindern. Alle folgten dem Vortrage mit Aufmerksamkeit und Spannung, wie Kinder, denen man ein Märchen erzählt; kam ihnen etwas unklar vor, so fielen sie dem Lehrer ohne Weiteres mit Fragen in das Wort; fanden sie etwas sonderbar, so brachen sie in helles Gelächter aus, kurz geberdeten sich wie bei uns die Besucher der niedrigsten Elementarschule. Dies waren die Erfolge vierzehnjähriger Missions-Arbeit! Trotz alledem aber giebt es Leute, welche aus diesem Verhalten der Jüglinge Hoffnung zu schöpfen wagen; solchen sei gesagt, daß, selbst wenn die Saat hier Wurzel schlage, sie dennoch durch die Fäulnis der häuslichen und staatlichen Verhältnisse vergiftet werden müßte, daß alle Predigt vergebens ist, wenn nicht zuvor die äußeren Zustände gebessert werden.“

Wenn wir uns nun von Vagamoyo nach Süden wenden, gelangen wir, vorbei an den Sindainseln und Ras Puna, zu einer Gruppe von Inseln und Sandbänken, von denen die meisten mit Gärten und Palmenpflanzungen bedeckt und bewohnt sind. Die größte derselben ist Mafia, welches durch einen kleinen Kanal von der südöstlich gelegenen Insel Schole getrennt ist. Auf der letztern residirt in der kleinen Ortschaft Schole der Statthalter des Sultans. Die Insel ist sehr fruchtbar, überall findet man mit Reis, Hirse und Bohnen bebauete Felder und große Viehherden. Auch auf Mafia wird viel Viehzucht getrieben.

Hier werden am Meeresufer die Kauris gesammelt, welche im Handel mit den Eingeborenen West-Afrikas eine so wichtige Rolle spielen. In dem seichten Meeresarm, welcher Schole von der Insel Juani trennt, werden die besten Kauris in großen Massen gefunden. Es sind hauptsächlich deutsche Schiffe, welche die Kauris, das Geld der Westküste, in Sansibar abholen und nach Lagos und anderen Küstenplätzen derselben bringen.

Auf dem Festlande Mafia gegenüber mündet, ein weites Delta bildend, der Rufidschi oder Eufidschi, in das Meer, eine der wichtigsten Eingangspforten zum Hinterland der Ostküste, für unsern ostafrikanischen Besitz von der größten Bedeutung, weil der weit hinauf schiffbare Fluß das jüngst von der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft erworbene Chutu, die südlichste ihrer Besitzungen durchfließt. Von Mafia zieht sich, am Rufidschi-Delta vorbei, eine Menge kleiner Inseln bis Kiloa Kiwindsche, welcher Ort durch seine Lage, so ziemlich in der Mitte zwischen Sansibar und der portugiesischen Grenze, große Bedeutung für den Küstenhandel erlangt hat.

Südlich vom Rufidschi-Delta ist Kiloa Kiwindsche der größte Ort, und zugleich die zweitgrößte Stadt des Sultanats, welche etwa 15 000 Einwohner zählen soll. Sie besitzt zwar wie alle größeren Küstenplätze ein Fort und das ebenso unvermeidliche Zollhaus, aber mit Sansibar kann sie sich nicht im entferntesten vergleichen. Sie hat einen ziemlich unsichern Hafen, in welchem zwar auch größere Schiffe vor Anker gehen können, aber allerdings sehr weit von der Stadt entfernt. Außer dem zweistöckigen Zollhaus besitzt Kiloa Kiwindsche nur sehr wenige Gebäude von halbwegs städtischem Aussehen, und es gewährt auch, wenn man sich ihm von der See nähert, keinen so großartigen Anblick wie Sansibar, obwohl der Kokoswald, der es umgiebt, einen hübschen Rahmen für die Gebäude bildet. Auch in sanitärer Beziehung kann Kiloa sich mit Sansibar nicht messen, denn seine Umgebung ist sumpfig, der Aufenthalt in der Stadt ungesund.

Kiloa hat seine heutige Bedeutung erst erlangt, nachdem das ältere Kiloa, welches zur Unterscheidung von ihm Kiloa Kissiwani genannt wird, seine Glanzperiode hinter sich hatte.

Kiloa Kissiwani, d. i. Insel-Kiloa, liegt 14 Seemeilen südlich von Kiloa Kiwindsche auf einer kleinen Insel, welche durch ihr gefährliches Klima berüchtigt ist. Die Ufergestaltung von Kilo Kissiwani und der südlich von ihr gelegenen Insel Songa Manara, auf welcher die Kiloaner Pflanzungen angelegt haben, läßt vermuten, daß beide einst mit dem Festlande zusammenhängen, und die hier mit alles zerstörender Gewalt anbrandende See sie von demselben losgerissen hat. Die Portugiesen hatten sich dieser Insel schon im Jahre

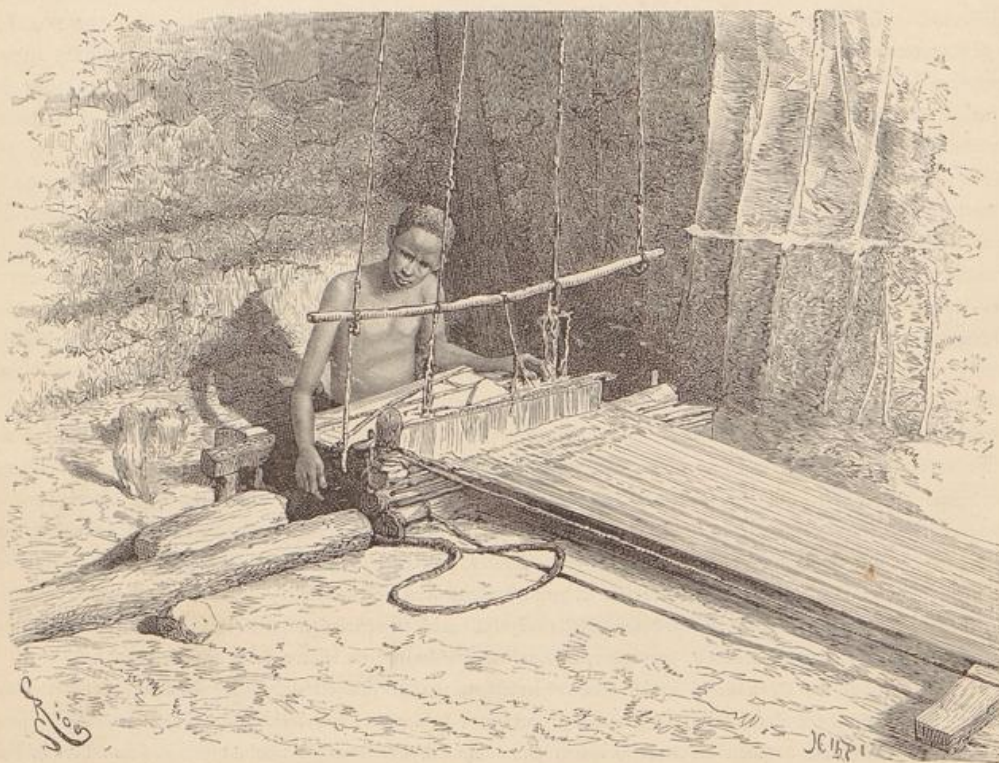
1505 bemächtigt, die auf ihr befindliche Stadt der Eingeborenen erobert und verbrannt, worauf sie an ihrer Stelle ein Fort erbauten. Die bösen Fieber, welche auf der Insel herrschen, scheinen sie aber bald von dieser vertrieben zu haben, worauf Araber sich dort niederließen. Lange Zeit war Kiloa Kiffiwani die Hauptstadt eines arabischen Sultanats, welches sich bis Mombas im Norden und bis zum Kap Delgado im Süden ausdehnte. Damals war die Stadt ein lebhafter Handelsplatz, wobei allerdings Sklaven den hauptsächlichsten Ausfuhrartikel bildeten, welche von hier besonders nach Süd-Arabien gebracht wurden. Der Umstand, daß Kiloa der eigentliche Sklavenmarkt für ihr Reich war, lenkte schließlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Imahme von Maskât auf die Insel, und sie bemächtigten sich derselben, gerade noch rechtzeitig, um eine Besitzergreifung durch die Franzosen, welche sich ebenfalls dort niederlassen wollten, zu verhindern. Der Sklavenhandel zog sich jedoch später völlig nach dem nördlichen Kiloa Kivindsche, und Kiloa Kiffiwani verlor immer mehr an Bedeutung. Die Stadt, von welcher gerühmt wird, daß sie einst 300 Moscheen besaß, bestand schon, als Deeken sie besuchte, nur noch aus etwa 10 Steinhäusern und einer Anzahl Hütten, trotzdem daß ihr Hafen besser ist als jener von Kiloa Kivindsche. Sie besitzt ein Zollhaus und ist der Sitz eines Wali (Statthalters), welchem der ganze südliche Teil der Sansibarküste bis zur portugiesischen Grenze beim Kap Delgado untergeordnet ist.

Viel weiter als nach Süden erstrecken sich die Grenzen des Sultanats nach Norden, aber dort ist dagegen seine Macht nicht so befestigt, wie in dem südlichen Küstengebiet, und obwohl er auch Ansprüche auf das Hinterland erhebt, ist doch in diesem seine Oberhoheit nur eine nominelle. Bloß das Küstengebiet im engsten Sinne des Wortes und die Inseln, welche vor demselben liegen, können als unbedingt seiner Herrschaft unterworfen bezeichnet werden. Nördlich von Sansibar liegt die dieser an Größe fast gleichkommende Insel Pemba, welche gleich Mombas in den Kämpfen der Araber um die Herrschaft an der Ostküste eine wichtige Rolle gespielt hat. Bald nachdem Seyd Said durch List sich zum Herrn von Mombas gemacht hatte, verdächtigte Nasser ben Soliman, der Statthalter von Pemba, die Bewohner von Mombas beim Imahm, und beschuldigte sie verräterischer Pläne. Da er dadurch seine Absicht, die Herrschaft über die Insel zu erhalten, nicht erreichte, begab er sich eines Tages nach Mombas, berief die Vornehmen zu einer Versammlung und verlangte von ihnen, daß sie ihn als Regenten ihrer Insel anerkennen sollten. Da die Vornehmen sich weigerten, seinem Verlangen zu willfahren, bemächtigte er sich der Festung durch Verrat des Befehlshabers und ließ von derselben aus die Stadt beschießen. Wider Erwarten ließen sich die Bewohner von Mombas dadurch nicht einschüchtern, sondern warfen schleunigst rings um die Festung Wälle auf und begannen Nasser zu belagern. Es ist bereits an anderer Stelle erzählt worden (siehe Seite 39), wie er durch Hunger gezwungen wurde, sich zu ergeben, worauf man ihn ins Gefängnis warf, wo er erdrosselt wurde.

Als noch die Portugiesen in Mombas herrschten, trugen sich dieselben eine Zeitlang mit der Idee, den Schwerpunkt ihrer Herrschaft nach Pemba zu verlegen, sie gaben aber diesen Plan bald auf. Am Anfang des 18. Jahrhunderts dehnten die Herrscher von Pata, die sich von Maskât unabhängig gemacht hatten, ihre Herrschaft auch über Pemba aus. Das Reich des Sultans Fumo Bakari, der im Jahre 1733 zur Regierung gelangte, umfaßte die ganze Küste zwischen dem Juba und Kilefi, sowie die Inseln Pata, Lamu, Manda und Pemba, und es behauptete seine Unabhängigkeit, während ringsum die ganze Küste mit fast allen Inseln dem Imahm Achmed ben Said unterthan wurde. Unter Bakaris Nachfolger Fumo Omar kam es zwischen diesem und Muhammed ben Osman, dem Statthalter von Mombas, der sich zum Fürsten dieser Insel gemacht hatte, zum Kriege, weil Pemba sich an Mombas angeschlossen, und Pata geriet damals selbst für einige Zeit in Abhängigkeit von Mombas. Erst im Jahre 1794 erlangte es seine Selbständigkeit wieder, aber nicht mehr die Herrschaft über Pemba.

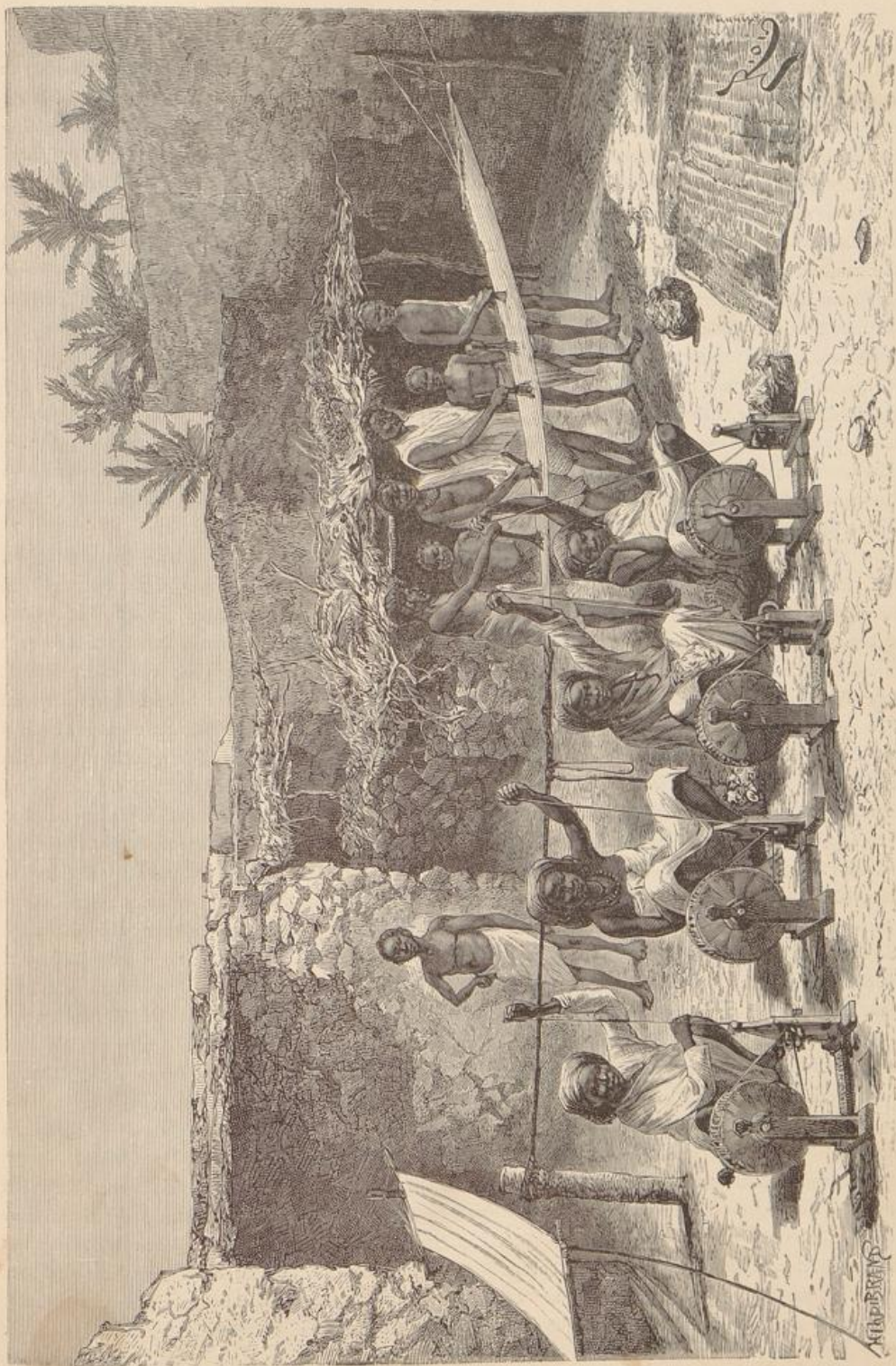
Auf der Festlandküste gegenüber Pemba liegen viele kleine Ortschaften. Wanga ist ein hübscher, sauberer Ort mit etwa 300 Häusern, geraden und breiten Straßen, und von einer Mauer umgeben. Wanga sowohl als die weiter nordwärts gelegenen Orte Maguga, Pongwe und Gasi sind von sumpfigem Land

umschlossen, welches bei Hochflut oft völlig unter Wasser steht. Trotz der sumpfigen Umgebung und des brackigen Trinkwassers, auf welches die Bevölkerung angewiesen ist, soll aber Wanga kein ungesunder Aufenthaltort sein. Pongwe ist nur ein kleines Dorf an der Landzunge von Wassin (siehe Seite 49). Der Weg längs der Küste nach Gasi führt fast ununterbrochen durch Sumpfland. „Wir hatten,“ berichtet Deeken, „bald Mangrovensümpfe, bald tiefe Wasseradern zu durchschreiten, kamen häufig über lockern Sand, und nur bisweilen, an höher gelegenen Stellen, auf festen Grund, auf weite, mit einzelnen Dumpalmen und Kopalbäumen bestandene Grasflächen. Hier gewahrten wir überall tiefe Löcher, welche die Eingeborenen, um Kopal zu suchen, in den sandhaltigen Boden gegraben hatten. Eine Strecke lang wanderten wir auch dicht am Strande



Baumwollweber in Madisju.

hin. Gleichwie den Schiffer nach monatelanger Seereise das Rauschen der Baumwipfel entzückt, so klang uns das Brausen des brandenden Meeres, das wir hier zum ersten Mal wieder vernahmen, wie köstliche Musik, und mit wahrer Teilnahme betrachteten wir die Bewegungen einiger Baumkähne, in denen ärmlich gekleidete Fischer auf schäumenden Riffen mit dem Gewinn ihres Lebensunterhaltes beschäftigt waren.“ Das an einer kleinen Bucht gelegene Gasi war der Zufluchtsort, an welchen sich nach der Besetzung von Mombas durch Seyd Said die der Gefangennahme entronnenen Angehörigen der alten Herrscherfamilie der Insel flüchteten und wo sie mit ihren Kindern und Sklaven eine neue Heimat fanden. Weiter aufwärts liegt Eikona bereits an dem Meeresarm, welcher die Insel Mombas vom Festlande scheidet.



Das Spinnen und Leimen der Baumwolle.



Das Spinnen und Keimen der Baumwolle.

Wir haben die Geschichte der Insel Mombas, deren Kämpfe mit den Sultanen von Maskat die Veranlassung zur Gründung des Sultanats Sansibar wurden, bereits kennen gelernt. Die Insel ist bedeutend kleiner als Sansibar, nur eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit, aber gleich jenem ist sie eine Koralleninsel, welche von ungemein fruchtbarem Erdreich bedeckt ist. Der Boden ist jedoch hier nicht so ausgenutzt wie in Sansibar, und die Pflanzungen liegen nur wie Oasen in dem die Insel bedeckenden Wald, in welchem Lianen und Gebüsche das Vordringen erschweren. Der Kanal, welcher Mombas vom Festlande trennt, ist sehr seicht, und im Nordwesten der Insel kann man sogar zur Zeit der Ebbe auf das Festland hinüberwaten. Die am Strande der Bucht sich hinziehende Stadt Mombas führt den Namen Stadt mit Unrecht, denn die Häuser und Hütten liegen regellos zwischen mächtigen Bäumen zerstreut, und Gebäude und Straßen wie in Sansibar sucht man hier vergebens. Nur ein kleiner Teil der Stadt enthält Steinhäuser, der Rest besteht aus ärmlichen Lehmhütten, welche schmale, winkelige Gassen bilden. Eine einzige breite Straße durchschneidet den bessern Stadtteil in der Richtung von Süden nach Norden. Die Bevölkerung mag etwa 5000 Seelen zählen, überwiegend Eingeborene, neben denen nur etwa ein halbes hundert arabischer Familien und einige Inder hier ansässig sind. An Sehenswürdigkeiten bietet Mombas, welches so lange die Residenz eines mächtigen Fürstengeschlechtes war, fast gar nichts. Was an alten Bauten vorhanden war, liegt in Trümmern, und die einzige Erinnerung an die Tage der Unabhängigkeit von Mombas sind die Gräber der Angehörigen der Fürstfamilie Msara auf dem bei der Stadt gelegenen Friedhof.

Im Norden der Stadt liegt die Festung, in welcher der Sultan eine kleine Besatzung unterhält. Ihre Werke sind verfallen und würden, obwohl die Mauern 4 bis 6 Fuß dick sind, einem einzigen europäischen Kriegsschiff nicht eine Stunde lang Widerstand leisten können, aber der dicht am Meer sich erhebende Felsen, auf dem die Festung erbaut worden, ist zur Anlage von Befestigungen wie geschaffen, und wenn Mombas in den Händen einer europäischen Macht wäre, könnte es leicht in einen sehr starken Platz verwandelt werden. „Zwei Geschütze,“ schreibt Deeken, „verteidigen den Eingang, zwei andere bestreichen den im Turm rechtsum sich wendenden Weg. Hat man die wenig gefährlichen Feuerschlände hinter sich, so befindet man sich inmitten der Feste. Hier sieht es wüst genug aus: mehrere steinerne Häuser und eine Anzahl Lehmhütten, von den Beludschen (Soldaten des Sultans) und deren Familien bewohnt, füllen den weiten Raum. Nach der Seeseite zu sind zwei Batterien errichtet, die eine über der andern, jede mit elf Geschützen auf gut erhaltenen Lafetten: sie bestreichen das gegenüberliegende Festland und den Eingang zum Hafen. Steigt man nach der obersten Batterie empor, welche sich auf einer Terrasse neben der Hauptwache befindet, oder besser noch auf einen der beiden Wachtürme daselbst, so bietet sich eine prächtige Aussicht über das Meer auf der einen Seite, auf der andern über die Stadt und den weit ins Land hineingestreckten Meeresarm bis nach den höheren Bergen, welche weiterhin den Gesichtskreis abgrenzen; gerade unterhalb bespült die See den steilen Felsen.“ Außerdem befinden sich auf der Insel noch drei schlecht erhaltene Forts und einige andere kleine Befestigungswerke zur Beaufsichtigung der vom Festlande herüberkommenden Fahrzeuge. Eines derselben, das im Nordwesten der Insel gelegene Fort Makupa, ist von den Portugiesen erbaut worden, als dieselben noch Herren von Mombas waren, und die Araber haben es später wieder hergestellt. Wahrscheinlich sind im Innern der Insel noch manche Ruinen aus den Tagen der Portugiesenherrschaft und der nächsten Folgezeit vorhanden, aber die wilde Vegetation verhindert ein Eindringen in das Innere, da man sich durch die von Lianen umschlungenen Euphorbien- und Mimosengebüsche nur mit Art und Messer einen Weg bahnen kann.

Die „Städte“, welche man auf der Strecke von Mombas bis Barawa verzeichnet findet, sind nicht mehr als Dörfer, und seltsamerweise ist nicht einmal an der guten Ackergrund bietenden Formosa-Bai eine größere Niederlassung entstanden. Was sich dort an Niederlassungen befand, ist im Jahre 1867 von den Galla zerstört worden. Die Portugiesen haben die Bai nicht mit Unrecht Bahia Formosa, die schöne Bai genannt, denn auch große Seeschiffe können dort bis auf vier Meilen Entfernung vom Lande vor Anker gehen, und einige Korallenriffe, welche sich in der Bai befinden, sind bei ruhigem Wetter nicht gefährlich.

Sowohl zur Zeit des Nordostmonsuns als zu jener des Südwestmonsuns findet man, obwohl die Bai nach Osten offen ist, an verschiedenen Stellen derselben sichere Ankerplätze.

In die Bai münden zwei Flüsse: der etwa 24 Seemeilen weit schiffbare Osi, an welchem mitten im Walde das Stadt genannte Dorf Kau liegt, bei welchem Sultan Medschid ein steinernes Fort erbauen ließ, und der Tana oder Dschala, der vom Kenia herabkommt. Der letztere hat eine sehr starke Strömung, so daß er sich nur zum Befahren mit Dampfbooten eignet, und obwohl er in der Nähe der Mündung 18 bis 24 Fuß tief ist, können ihn doch nur Schiffe von höchstens 5 Fuß Tiefgang befahren, da eine Barre das Einlaufen größerer Fahrzeuge verhindert.

Nördlich von der Formosa-Bai liegt die Gruppe der Witu-Inseln, deren größte die etwa 14 Meilen lange und ebenso breite Insel Pata ist. Drei „Städte“ liegen auf der Insel: Pata, Kasa und Siu oder Siwi, bei welcher letztern sich ein Fort befindet. In Kasa befand sich zur Zeit der Portugiesenherrschaft, an welche noch viele Ruinen im Innern der Insel erinnern, ein Augustinerkloster und eine Faktorei, und es mag damals ein nicht unbedeutender Ort gewesen sein. Es war lange Zeit gleich Siu und Pata der Sitz eines selbständigen Fürsten, zeitweise übte aber der Fürst von Pata eine Oberherrschaft über die beiden anderen aus. Das heutige Pata, welches oft zerstört worden, ist nur ein unbedeutender Platz mit schmutzigen Straßen und ärmlichen Häusern, und der schlammige Strand macht es zu einem sehr ungesunden Aufenthaltsort. Die Bewohner der Insel, die Wapata, sind wie jene aller anderen Inseln der Sansibarküste ein Mischvolk, aus der Vermischung eingewanderter Araber, Perser und vielleicht auch Portugiesen mit Eingeborenen hervorgegangen, aber kräftige, gutgebaute Leute, welche sich in ihren Kämpfen mit Arabern und Portugiesen als tapfere Gegner bewährt haben.

Wichtiger als Pata und die beiden kleineren Inseln Kweio und Manda ist die südlichste Insel der Gruppe, Lamu, welche nur ein schmaler, seichter Kanal vom Festlande trennt. An der Ostseite dieser Insel liegt die gleichnamige Stadt, welche 5000 Einwohner zählen soll und ein im Jahre 1811 errichtetes, trotz seines stattlichen Aussehens aber nicht widerstandsfähiges Fort nebst einem Zollhaus besitzt. Von den anderen Inseln der Witu-Gruppe unterscheidet sich Lamu vorteilhaft durch seine wohlbestellten Felder und Gärten. Es wird hier viel Reis und Utama-Hirse gebaut, und in den Gärten trifft man die verschiedensten Obstsorten. Auf dem Markte der Stadt Lamu herrscht ein reger Verkehr. Den Haupthandelsartikel bildet Sesam-Saat, welche die Eingeborenen vom Festlande, wo sie massenhaft gebaut wird, herüberbringen; die Gärten der Insel liefern allerlei Gemüse, und die mit Erfolg betriebene Viehzucht bringt viel Rindvieh, Schafe und Ziegen auf den Markt. Auch an Geflügel ist kein Mangel, und der Fischfang versorgt die Stadt reichlich mit Fischen und Krebsen. Von der See aus ist Lamu ebenso wie Pata nur Schiffen von geringem Tiefgang (nicht über 5 Faden) zugänglich. Die Schiffe, welche man auf der Reede von Lamu sieht, fallen dadurch auf, daß sie sogenannte genährte Fahrzeuge sind (Mtepe von den Eingeborenen genannt), und daß sie statt des Ankers kleine hölzerne Kisten führen, welche mit Steinen gefüllt sind. Diese Boote und ihr eigentümlicher Anker bewähren sich vortrefflich im Küstenverkehr, da sie beim Auslaufen auf Felsen nicht leicht zerschellen, und die Ankerkisten auf dem felsigen Meeresboden besser haften als eiserne Anker, welche dort leicht verloren gehen.

Das Hinterland der Witu-Inseln ist schon durch die Reisen Bremmers bekannt geworden, der den dort herrschenden König Simba besuchte, und in jüngster Zeit ist es aus seiner stillen Vergessenheit wieder durch die deutsche Expedition hervorgezogen worden, mit welcher der Herrscher von Witu, der die Oberhoheit des Sultans von Sansibar nicht anerkennt, einen Schutzvertrag abschloß.

Die Küste nördlich von der Witu-Gruppe wird von den Arabern wegen der vielen Inselchen und Riffe, welche vor ihr lagern, „die 366 Inseln“ genannt, in Wirklichkeit sollte sie aber „die 500 Inseln“ heißen, da so viel kleine Eilande dort gezählt worden sind. Wenn der Südwestmonsun das Meer gegen die Küste peitscht, ist die Fahrt längs dieser Küstenstrecke für kleine Fahrzeuge sehr gefährlich, ja fast unmöglich, aber dieselben finden dann Schutz in einem schmalen Kanal, welcher sich zwischen der Inselkette und dem

Festlande hinzieht und stellenweise auch Schiffen von größerem Tiefgang zugänglich ist. Dieser Kanal steht durch Seitenkanäle mit dem offenen Meer in Verbindung, sodaß an vielen Stellen die Einfahrt in denselben ermöglicht ist. Die meisten Inseln sind ganz unbewohnt, kahle, sandbedeckte Korallenriffe, während auf anderen nur Zwergantilopen und Strandvögel haufen. Auf der größten, etwa 3 Seemeilen langen und eine Meile breiten Insel, welche außer einigen Kokos- und Dattelpalmen nur verkrüppelte Sträucher und spärlichen Graswuchs aufzuweisen hat, liegt die aus wenigen Lehmhütten bestehende „Stadt“ Tula, deren Bewohner einen lebhaften Tauschhandel mit den Galla auf dem Festlande unterhalten.

Bei Tula und südlich von demselben münden drei Flüsse, der Tula, Schamba und Wubuschi, deren letzterer, dessen Oberlauf der Scheri bildet, der bedeutendste ist. Die Ufer am Unterlauf des Wubuschi sind gut bebaut, und Reis-, Hirse- und Maisfelder wechseln mit Tabak- und Zuckerrohrpflanzungen ab, während weiter flugaufwärts, wo die Ufer felsig werden, Wald vorherrscht.

Die letzte größere Insel nördlich von Tula ist Kiama. Die dortige „Stadt“ enthält außer einer Moschee nur einige wenige Steinhäuser, der Rest sind Lehmhütten, das Fort nur noch ein Trümmerhaufen. Die Bevölkerung baut Bananen und Wassermelonen; auf den unbebauten Flächen der Insel ist außer wenigen vereinzelt Bäumen nur spärlicher Graswuchs vorhanden, kaum genügend zum Futter für das Vieh, welches die Inselbewohner von den Somali eintauschen, aber Scharen von Wasservögeln beleben das sandige Ufer, und man trifft Zwergantilopen, Tauben und Perlhühner.

Wenige Stunden Fahrt bringen uns von Kiama zur Mündung des Juba und zu der von Somali bewohnten Stadt Jumbo. Sie ist auf einem Hügel erbaut, aber trotzdem vom Flusse aus nicht sichtbar, weil hohes und dichtes Gebüsch sie den Blicken entzieht. Die Stadt hat, bevor sie befestigt wurde, viel durch Plünderung seitens der Galla zu leiden gehabt und ist von diesen oft zerstört worden, aber die in neuerer Zeit angelegten Befestigungen befähigen sie, den benachbarten räuberischen Stämmen erfolgreich Widerstand zu leisten. Sie ist sozusagen eine natürliche Festung, und der Menschenhand blieb nicht viel zu thun übrig, um sie in einen für dortige Verhältnisse sehr festen Platz zu verwandeln. Der Hügel, auf dem sie erbaut ist, fällt auf 3 Seiten steil ab, und auf der dritten breitet sich an seinem Fuße dichtes Dornestrüpp aus, welches ein Durchdringen unmöglich macht. Nun ist die Stadt außerdem mit einer 8 Fuß hohen Mauer umgeben, in welcher Schießscharten angebracht sind. Auch Jumbo gleicht indessen mehr einem Dorfe als einer Stadt, da es außer zwei steinernen Moscheen fast nur Lehmhütten enthält, und auch die Bevölkerungszahl 300 Seelen kaum übersteigt.

Die Bewohner von Jumbo sind Somali, aber kein reiner Stamm, sondern vielfach mit der Küstenbevölkerung vermischt. Von hier kommt viel Honig nach Lamu auf den Markt, da die Somali den wilden Bienen eifrig nachstellen und die Bienenstöcke, die sie im Walde finden, plündern. Bei ihrer großen Neigung zum Herumstreifen, welche sie jeder ernstern Arbeit abhold macht, wird es ihnen nicht schwer, die Niederlassungen wilder Bienen zu entdecken, und sie pflegen auch Bienenkörbe im Walde an Bäumen aufzuhängen, um Bienen heranzulocken. Ihre Hauptbeschäftigung ist Jagd und Viehzucht; der Ackerbau beschränkt sich auf die Anpflanzung einiger Wassermelonen und von etwas Hirse. Einige beschäftigen sich auch mit Baumwollweberei, und sie liefern trotz der sehr einfachen Geräte, deren sie sich bedienen, recht hübsche und dauerhafte Stoffe. Der Handel ist unbedeutend. In den weiter flugaufwärts befindlichen Dörfern der Wasegua tauschen die Bewohner von Jumbo gegen ihre Produkte alles ein, was sie zum Leben brauchen, und kommen auch zuweilen mit Honig, Wachs, Baumwollgeweben u. s. w. nach Lamu oder der landeinwärts gelegenen Somali-stadt Bardéra.

Der nächste größere Ort nördlich vom Juba ist Baräwa oder Brawa, eine von den Arabern gegründete Stadt, welche etwa 5000 Einwohner zählt. Von der See gesehen, macht die Stadt mit ihren 14 Moscheen und einem etwa 60 Fuß hohen alten Turm, einem Überbleibsel aus früherer besserer Zeit, einen freundlichen Eindruck. Etwa ein Drittel der Stadt besteht aus Steinhäusern, der Rest aus strohgedeckten Lehm-

hütten. Die Bevölkerung bilden Somali und Araber, welche sich mit Ackerbau und Viehzucht und Baumwollweberei beschäftigen. Früher war Barawa ein bedeutender Sklavenmarkt, aber der Hafen gewährt, wenn Ostwinde wehen, wegen des hohen Seegangs keinen genügenden Schutz, und größere Fahrzeuge besuchen ihn nur selten, wogegen stets viele Küstenfahrzeuge vor Anker liegen. Die nächste Umgebung von Barawa ist unfruchtbar, aber etwa 4 Stunden landeinwärts beginnt an den Ufern des Webi ein sehr fruchtbares Gebiet, aus welchem namentlich die Baumwolle kommt, welche von den Webern Barawas zu Stoffen verarbeitet wird. Die Baumwollweberei ist heute die größte Einnahmequelle der Bevölkerung der Stadt, da jährlich viele tausend Stück, darunter auch feinere Gewebe, fertig gestellt werden. Außer Baumwollstoffen werden auf dem Markt von Barawa noch zum Verkauf geboten: Rindvieh, Schafe, Ziegen und Hühner, Talg und Häute; in geringerer



Hadshi Ali und Fagé, Révoils Begleiter.

Menge trifft man Elfenbein Rhinoceroshäute, Ambra, Gummi u. s. w. Der Handel, der einst bedeutender gewesen sein soll als jener des benachbarten Makdichu, ist sehr zurückgegangen.

Die Herrschaft des Sultans erstreckt sich an allen diesen Punkten nicht weit ins Innere; sie bleibt meist auf den allernächsten Umkreis der Plätze beschränkt, in denen er Besatzungen unterhält, und jeder Versuch der Statthalter des Sultans, weiter landeinwärts Hoheitsrechte auszuüben, würde sofort auf heftigen Widerstand der unabhängigen Galla und Somali stoßen. Je weiter wir nach Norden vordringen, desto mehr nimmt seine Macht ab, und ohne mehrere hundert Mann Besatzung, welche in jedem größern Ort seine Hoheitsrechte wahren, würde es um diese schlecht bestellt sein und kein Mensch sich um seine Gebote kümmern. Auch in Mörka (Meurka bei Révoil, Marka auf der Karte von Friederichsen), wo wieder ein Statthalter des

Sultans residirt, liegt eine Besatzung von 200 Mann. Das Städtchen, welches die Spitze eines kleinen Vorgebirges einnimmt, macht von der See gesehen einen freundlichen Eindruck und besitzt auch einen guten Hafen. Der günstige Eindruck schwindet aber, sobald man gelandet ist, denn die Straßen sind sehr unsauber. Das Fort dagegen, in welchem der Statthalter wohnt, ist ein stattliches Gebäude. Von der Duldsamkeit, welche die Araber in Sansibar gegen Andersgläubige an den Tag legen, ist in Mörka keine Spur mehr, und auch die Inder, welche hier als Agenten oder Arbeiter weilen, haben wegen ihres Glaubens viele Anfeindungen erdulden müssen. Révoil, der die Stadt im Jahre 1882 besuchte, hatte daher vorgezogen, die Kleidung eines Arabers aus Aden anzulegen und sich Haar und Bart so schneiden zu lassen, wie sie die Araber tragen, aber seine Absicht, dadurch Konflikte zu vermeiden, erreichte er doch nicht. Während er mit seinen Begleitern Hadshi Ali und Sage (siehe Seite 81) die Stadt durchwanderte, stürzte sich plötzlich ein Eingeborener auf ihn und versuchte ihm den Säbel, den er in der Hand trug, zu entreißen. Sein Vorhaben wurde zwar durch Hadshi Ali und Sage, die sogleich dazwischen sprangen, vereitelt, aber die Folge war ein heftiger Streit zwischen dem Eingeborenen und ihnen. In wenigen Augenblicken waren sie von einer großen Menschenmenge umringt, und wer weiß, welchen Verlauf der Austritt genommen hätte, wenn nicht Soldaten mit Flinten und brennenden Lunten herbeikamen. Mit Mühe gelang es Révoil, seine beiden Führer, welche bereits nach den Dolchen gegriffen hatten, zu beruhigen. Er verwies dann dem Eingeborenen, der ihn überfallen hatte, mit scharfen Worten sein Beginnen, gab aber nicht zu, daß die Soldaten ihn gefangen nahmen und in das Fort führten, wo ihn jedenfalls eine schwere Strafe getroffen hätte.

Révoil hatte auf seinen Wanderungen durch die Stadt Gelegenheit, das Tasse- oder Fliegenpiel zu beobachten, das bei den Somali sehr beliebt ist, wozu jedoch die Geduld von Leuten gehört, welche, um ein oft gebrauchtes Wort anzuwenden, den Wert der Zeit nicht kennen. Jeder Spieler steckt nämlich ein Ei in den Sand und wartet dann, neben demselben hockend, bis sich eine Fliege darauf niederläßt. Derjenige, dessen Ei zuerst eine Fliege zum Sitz erwählt, hat das Spiel und damit die Eier aller Mitspieler gewonnen. Unbeweglich wie Statuen sitzen die Spieler da (siehe Seite 65), um ja durch keine Bewegung die glückbringende Fliege zu verschrecken, aber ihre Ruhe weicht mitunter der heftigsten Erregung, und es kommt zu erbitterten Streitigkeiten zwischen den Spielern, wenn sie die Entdeckung machen, daß sich einer unter ihnen Betrügerei zu schulden kommen ließ, was gar nicht selten vorkommen soll. In einem solchen Falle endigt das Spiel sogar oft mit Blutvergießen.

Den Platz vor dem Fort fand Révoil in einen Basar verwandelt. Die Soldaten des Sultans, welche sehr schlecht bezahlt werden und mit ihrem Monatslohn, welcher kaum 12 Franken beträgt, nicht auszukommen vermögen, haben sich eine Nebeneinnahme zu schaffen gesucht, indem sie diesen Basar einrichteten. Dort werden allerlei Gewebe von greller Färbung feilgeboten, deren Preis in Hirse oder Sesam bezahlt wird, und daneben ist unter freiem Himmel eine Schmiede eingerichtet, in welcher alle Werkzeuge verfertigt werden, welche die Landbevölkerung zur Bestellung ihrer Felder braucht, kleine Hacken, Karste u. s. w. Weiterhin bieten Frauen wohlriechendes Holz feil, welches an den Somali Käufer findet, die es zu Räucherungen brauchen, große Bündel Heu und Haufen Reisig harren der Käufer, und zwischen den ausgestellten Waren drängt sich eine bunte Menge, Araber, Hindus, Neger, Beduinen, unter heftigen Gestikulationen lärmend und schreiend, denn Kauf und Verkauf kann sich an der ganzen Ostküste nicht ohne Lärm vollziehen, und Zanfen und Schimpfen sind von demselben unzertrennlich.

Die Küste nördlich von Mörka bietet kein anziehendes Bild. Überall sieht man nur Ruinen und Spuren der Verwüstung. Dschilip ist ein ärmliches, unscheinbares Dorf. Die zerstörten Ortschaften Gondrdscheif und Gorial, welche auf kleinen felsigen Landzungen liegen, bestehen nur aus geschwärzten Mauern, hinter welchen man einige erbärmliche Hütten erblickt. Wir fahren vorbei an Dschesire, über dessen Häuser die Moschee des Scheich Hassan Burali emporragt, und an Danane, welches außer den bienenkorbähnlichen Hütten der Somali nur ein einziges Steingebäude besitzt. Hier werden wir daran gemahnt, wie die Macht des

Sultans hier im Abnehmen begriffen ist, denn man erzählt uns, daß in Danane einst ein Gesandter des Sultans Seyd Bargasch mit 40 Soldaten, welche sein Gefolge bildeten, ermordet wurde. Erst in Makdischu sieht es besser aus.

Makdischu ist eine sehr alte Stadt. Es wurde bereits im Jahre 908 gegründet. Die Küste stand unter persischer Herrschaft, aber die Lehre Muhammeds hatte dort schon seit langer Zeit Eingang gefunden, da bereits im Jahre 704 die ersten Verbreiter derselben dort erschienen. Den arabischen Geographen des Mittelalters ist die Küste und das Hinterland nicht fremd, Edrisi sowohl als Jakut kennen den Hauptfluß dieser Gegend, den Webi, den sie den „Nil von Makdischu“ nennen. Ibn Batuta kam im Jahre 1337 nach Makdischu. Er schildert es als eine blühende Stadt, und berichtet, daß das Hinterland derselben sich im Besitze der aus Arabien eingewanderten Emozoiden, der Adofför und der nomadisierenden Adschuren befand. Später, unter dem Sultan Fachr-ed-Din, wurden die Adofför durch die aus dem Innern vordrängenden Abgal verdrängt. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts versuchten die Portugiesen, hier Fuß zu fassen, und im Jahre 1506 fiel auch Brava in ihre Hände, aber einen Angriff auf Makdischu unternahmen sie nicht.

Der Name der Stadt kursiert in vielen Varianten: die Portugiesen nannten sie Magadoy oder Mogadigo, Reisende nennen sie Mogdichu, Mogeduchu (wie Révoil schreibt), Makdischa (bei Decken) oder Makdischu (die jetzt gebräuchlichste Form) u. s. w. Der ursprüngliche Name soll Megaad el chata, d. i. Hafen des Schafes, gewesen sein, und man erzählt zur Begründung dieser Etymologie folgende Legende: Aues el Garni, ein angesehenener Scheik, begab sich eines Tages ans Meeresufer, um sein Gebet zu verrichten. Während er dort kniete, erschien ihm ein Schaf, welches von einem Feuerschein umgeben war. Dieser Erscheinung wegen wurde jener Ort für heilig angesehen; der Scheik wurde später dort begraben und über seinem Grabe eine Moschee erbaut, welche heute noch steht und den Namen Megaad el chata, der von ihr auf die Stadt überging, unverändert beibehalten hat. Die Stadt führte früher auch wegen ihres Reichthums den Beinamen Ras el Medina, Haupt von Medina, der für die heutige Stadt nicht mehr paßt, dagegen hat ein anderer Beinamen seine volle Berechtigung behalten: Makdischu hieß nämlich schon zur Zeit seines Glanzes auch Kulhum daua u fitna (d. i. jeden Tag Streit), weil es in ihm viele Streitigkeiten unter den Bewohnern gab, und dies ist heute noch nicht besser geworden. An Streit fehlt es auch im jetzigen Makdischu nicht. Es gab in der Stadt zwei Parteien, durch welche sie in zwei Theile geteilt wurde, Schingani und Hamarwin, deren Bewohner sich jetzt noch feindlich gegenübersehen. Sie feiern nicht mehr wie früher gemeinsam das Fest des Stadtheiligen, des Scheik Aues el Garni, und haben die Trennung so vollständig gemacht, daß sowohl die Bewohner von Schingani, als jene von Hamarwin ihren eigenen Marktplatz haben, deren jeder von bestimmten Stämmen der Umgegend besucht wird. In der großen Moschee El-Barani, welche dem Scheik von Hamarwin gehört, hat man auf der Seite, welche Schingani zugekehrt ist, die Thore zugemauert, damit keiner der Leute von Schingani sie betreten könne.

Die Moschee El-Barani oder Fachr-ed-Din, wie sie auch nach dem Sultan gleichen Namens genannt wird, der sie im Jahre 1269 erbaute, muß ein imponierender Bau gewesen sein, bevor bei ihr die Periode des Verfalls begann. Niemand kümmert sich heute um ihre Erhaltung, und Sturm und Regen wetteifern ungehindert im Zerstörungswerk. Rings um die Moschee ist soviel Sand angeweht, daß, wenn ihn niemand entfernt und die Sandanhäufung in gleicher Weise fort dauert wie bisher, in wenigen Jahren das Thor so verschüttet sein wird, daß man es, ohne sich zu bücken, nicht durchschreiten können. Man gelangt durch das Thor in einen Hof, in welchem sich ein tiefer Brunnen und Wasserbehälter befinden, die für die vor dem Betreten der Moschee unerlässliche Fußwaschung bestimmt sind. Aus dem Hof gelangt man in eine große Halle, welche von hohen Pfeilern umgeben ist, auf denen Spitzbögen ruhen. In der Mitte der Halle erhebt sich eine Kuppel, welche in eine achteckige Pyramide ausläuft. Neben dem Hauptthor, durch welches man in die Halle tritt, befinden sich rechts und links Thüren, deren jede zu einem Hofe führt. Der Gebetraum ist mit einer auf 4 Pfeilern ruhenden Kuppel überwölbt, auf welcher eine Vase von chinesischem Porzellan thront.

Die Koranverse und Ornamente, welche früher die Wände des Innenraumes schmückten, sind dem Zahn der Zeit erlegen. Nur die Gesimse, welche die Inschriften einrahmten, sind noch vorhanden. In dem der Eingangstür gegenüber gelegenen Mehrab, vor welchem der Platz des die Gebete sprechenden Muezzin ist, befindet sich eine Emailtafel mit Goldgrund, welche die Grabschrift des Hadschi Muhammed ben Abdallah Barani



Eingangstür und Turm der Moschee Schama.

und zwei Verse aus dem Koran enthält. Die Grabschrift verkündet uns, daß die Moschee im Jahre 677 der Hedschra (1269 n. Chr.) erbaut wurde. Auf einer weißen Marmortafel, welche unter dieser Grabtafel hängt, sieht man eine hängende Vase abgebildet, und unter dieser befinden sich eine persische Inschrift und abermals zwei Koranverse.

Die reich verzierte Marmorbekleidung der Moschee hat sehr gelitten, vielleicht während der Beschädigung der Stadt durch die flotte Seyd Saids, durch deren Geschosse auch eine Inschrift über der Hauptforte der oben erwähnten Halle vernichtet wurde. Als Révoil die Skulpturreste sammeln ließ und sie zu photographieren begann, erregte sein Beginnen den lebhaften Unwillen eines Sohnes des Scheik Mumen, des Besitzers der



Junge Abösch-Dienerin.



Beduinenfran, Gras zu Markte bringend.

Moschee; während bis dahin niemand den Reisenden am Betreten der Moschee gehindert hatte, wollte jetzt der Sohn des Scheik ihm dasselbe verwehren, und er drohte, ihn zu erstechen, wenn er ihn noch einmal dort fände. Der Vater versuchte den Sohn zu besänftigen, aber der Statthalter des Sultans, dem der Vorfall hinterbracht wurde, machte kurzen Prozeß und sandte einen Offizier mit 40 Mann zu Révoils Schutz ab, unter deren Bedeckung dieser seine Arbeiten ungestört beenden konnte. Wegen der großen Aufregung, die

dadurch in Makdichu entstanden war, hielt es aber Révoil für geraten, längere Zeit hindurch keine Moschee zu betreten. Glücklicherweise trat bald darauf ein Ereignis ein, welches die allgemeine Aufmerksamkeit von ihm ablenkte. Es war dies ein fest, welches alljährlich beim Wechsel des Monsuns stattfindet und eine der Hauptbelustigungen der Benadir bildet.

Für den Handelsverkehr an den Küsten von Sansibar sind von der größten Wichtigkeit die Monsune, welche dort wehen und mit der größten Regelmäßigkeit zu bestimmten Jahreszeiten beginnen. „In offener See,“ sagt Guillain,¹⁸⁾ „wehen die Monsune im allgemeinen von Nordosten und Südwesten; in der Nähe des Landes aber, sowie zu Anfang und zu Ende ihrer Periode ändern sie ihre Richtung nicht unbeträchtlich. In der Breite von Sansibar beginnt der Nordostmonsun Mitte November und verschwindet Ende März; am stärksten weht er von Mitte Dezember bis Mitte Februar, und zwar zu dieser Zeit von Nord und Nordnordwest. Der Südwestmonsun, welcher stärker ist als der Nordost, dauert von der letzten Hälfte des April bis Mitte November und führt, in Sansibar wenigstens, seinen Namen mit Unrecht, weil er hier bei Tage öfters von Südsüdost und von Südost weht. Araber und Suaheli nennen seine erste, kräftigere Hälfte, welche bis Anfang September dauert, „Kusi“, und die zweite, mit dem Oktober endigende „Dimani“. Ende Oktober wendet sich der Wind, durch häufige Stillen unterbrochen, von Südwest bis Ost, bis er in den Nordostmonsun, Kaskasi, übergeht. In der Nähe der Linie fängt der sogenannte Nordostmonsun bereits Ende Oktober an, bläst anfangs aus Ostnordost, geht dann allmählich in Ost und Ost Südost über; im Februar und März sogar, wenigstens bei Tage, nach Südost, während er zur Nachtzeit mehr in nördlicher Richtung und mehr vom Lande her weht. Der Südwestmonsun hingegen setzt Mitte April in südwestlicher und südlicher Richtung ein, zuletzt nach Südsüdost und Südost übergehend. Am Ende eines jeden Monsuns und bevor der andere beginnt, machen sich in Sansibar von Mittag an bis Sonnenuntergang und noch später Seebrisen bemerklich, welche sich mehr oder weniger der allgemeinen Richtung des einen dieser Winde anschließen. Nach einigen Stunden Stille tritt dann um zwei oder drei Uhr morgens eine gemeiniglich aus West und Südwest wehende Landbrise ein, welche bis acht oder neun Uhr Vormittags andauert und wiederum mit Windstille endigt.“

Die Erklärung dieser Winde liegt, wie jene aller Seewinde, darin, daß die Luft über dem Lande sich tagsüber mehr erwärmt als über dem Wasser; sie steigt im Innern des Landes in die Höhe und strömt dort dem Meere zu, in Folge dessen unten die Luft vom Meere nach dem Lande strömen muß, worauf in der Nacht, da sich das Meer langsamer abkühlt als das Land, umgekehrt eine Luftströmung vom Lande nach dem Meere stattfindet. In heißen Zonen, ganz besonders aber dort, wo große Ländermassen eine bedeutend höhere Temperatur entwickeln als das Meer, müssen solche Strömungen selbstverständlich am stärksten auftreten. Schon an der Westküste Afrikas können wir beobachten, daß der Passat sowohl nördlich als südlich vom Äquator aus seiner Richtung von Nordost oder Südost nach Südwest oder Nordwest abgelenkt, und durch die ohne Unterlaß von dem erhitzten Lande aufsteigende Luft gegen die Küste gelenkt wird. Noch viel mehr tritt dies im nördlichen Teil des indischen Ozeans zu Tage. Im Sommer, wenn Süd-Asien einen Wärmegrad erreicht hat, welcher die Temperatur des Indischen Ozeans bedeutend übersteigt, strebt dort die Luft über dem Kontinent so mächtig in die Höhe, daß der Passat vollständig von seiner Richtung abgelenkt wird und seine Strömung sich dem Lande zuwendet; den dann von der See her wehenden Südwestwind nennt man den Südwest-Monsun. Während der Wintermonate ist aber das Meer im Süden Asiens bedeutend mehr erwärmt als der Kontinent, und dann weht infolge der umgekehrten Luftströmungen ein Nordostwind, durch welchen der Passat, da er mit ihm zusammenfällt, verstärkt wird; das ist der indische Nordostmonsun.

Es ist bekannt, welche Bedeutung den Monsunen in bezug auf die Entwicklung des Völkerverkehrs und der Kultur zugeschrieben wird. Weite Länderstrecken Asiens verdanken den Monsunen die hohe Kulturstufe, welche sie frühzeitig erlangt haben. Während andere Völker erst einen langen Entwicklungsgang durch-

¹⁸⁾ Guillain, Documents sur l'histoire, la géographie et le commerce de l'Afrique orientale. Publiés par ordre du Gouvernement. Paris, Arthus Bertrand.

zumachen hatten, erst Schritt für Schritt ihre Kenntnisse im Schiffbau und in der Schifffahrt erweitern mußten, bevor sie Fahrten nach fernen Ländern wagen konnten, waren für Chinesen und Inder schon vor Jahrtausenden die Monsune Vermittler eines Seeverkehrs, welcher keine großen Kenntnisse erforderte. Wenn im Frühjahr der Südwestmonsun zu wehen begann, ließ man sich von ihm nach fernen Gestaden treiben, und kehrte von diesen im Herbst, vom Nordostmonsun getrieben, in die Heimat zurück.

So verkehrten die Anwohner des Indischen Ozeans schon in altersgrauer Zeit miteinander, und in denselben Bahnen bewegt sich ihr Verkehr auch heute noch. Mit dem Monsun kommen tausende von Fahrzeugen nach Sansibar und den anderen Orten der Küste, und mit dem nächsten Wechsel des Monsun verschwinden sie wieder und kehren, nachdem sie die mitgebrachten Waren gegen andere umgetauscht, in ihre Heimat zurück. So regelmäßig aber die Monsune einzutreten pflegen, so kommen doch in manchem Jahr Schwankungen und Abweichungen vor, die nicht unbedeutend sind. Unübersehbares Unheil ist dann meist die Folge der unerwarteten Änderung des Windes. Das geringste Unglück ist, wenn die unterwegs befindlichen Fahrzeuge, obwohl schon nahe dem Ziele, durch den entgegengesetzten Wind zur Umkehr gezwungen werden und dann vielleicht Monate lang warten müssen, bevor sie die Fahrt aufs Neue antreten können. Viele Fahrzeuge gehen in den Stürmen, welche den Umschwung der Monsune begleiten, zu Grunde. Große Verluste sind bei einem außergewöhnlichen Wechsel der Monsune überhaupt unvermeidlich, und viele Kaufleute werden durch einen solchen völlig ruiniert.

Mit dem Nordostmonsun hängt nun ein eigenartiges Fest zusammen, das jährlich während des heftigsten Wehens desselben in Makdischu gefeiert wird. Alle Eigentümer von Booten pflegen dieselben um diese Zeit ans Land zu ziehen, um sie genau zu untersuchen und vorhandene Schäden auszubessern. Da es an allen Vorrichtungen fehlt, durch welche das ans Land Ziehen der Boote erleichtert werden könnte, sind stets viele Leute dazu erforderlich, und die Einwohner helfen sich gegenseitig bei der Arbeit. Wenn zwischen Schingani und Hamarwin Friede herrscht, beteiligt sich die ganze Bevölkerung von Makdischu an der Arbeit. Schon am frühen Morgen durchziehen kleine Trupps die Stadt, um alle arbeitsfähigen Männer nach dem Strande zu treiben. Denselben bleibt nur die Wahl zwischen einer Geldstrafe oder Beteiligung an der Arbeit, zu der sie sich bewaffnet begeben. Der Eigentümer der Barke hat indessen sein Haus beslaggt, und am Strande harren Weiber mit Tamburins in den Händen der Arbeiterscharen. Sobald alle versammelt sind, spannen sie sich vor die an dem Boot befestigten Seile, und während die Weiber singen und auf die Tamburins schlagen, wird das Boot ans Land gezogen. Ein Flintenschuß verkündet das glückliche Gelingen des Werkes. Alle Männer stürzen nun auf ihre weggelegten Waffen zu und stellen sich mit diesen versehen in Reih und Glied zum Einmarsch in die Stadt. Tänzer, welche grüne Zweige schwingen oder mit Dolch und Lanze Scheinkämpfe aufführen, eröffnen den Zug; dann folgen die Greise, welchen bei der Arbeit am Strande die Aufrechterhaltung der Ordnung oblag, und hinterher kommen in kriegerischer Haltung, mit Schwert und Schild, wie ein Regiment geordnet, die Männer. Den Schluß bilden Kinder, deren eines die Flagge der Barke trägt, und Weiber, welche allerhand Kunststücke und Späße aufführen. Révoil beobachtete ein Weib, welches jetzt tolle Luftsprünge machte und sich im nächsten Augenblick plötzlich so zu Boden warf, daß sie platt auf den Bauch fiel.

Dieses Fest, welches eigentlich aus einer Reihe aufeinander folgender Feste besteht, wird der große Lab genannt, und während es dauert befindet sich die ganze Stadt in großer Erregung.

An Unruhe und geräuschvollen Auftritten ist übrigens in der Stadt nie Mangel. Zunächst führt die Feindschaft zwischen den zwei Parteien von Makdischu, den Bewohnern von Schingani und jenen von Hamarwin, häufig zu Streit und Blutvergießen, außerdem giebt es aber auch jeden Augenblick Streit mit den Bewohnern des Binnenlandes, welche die Karawanenstrassen beherrschen und der Stadt alle Zufuhr auf dem Landwege abschneiden können, so daß sie zuweilen von der Landseite aus völlig blockiert ist.

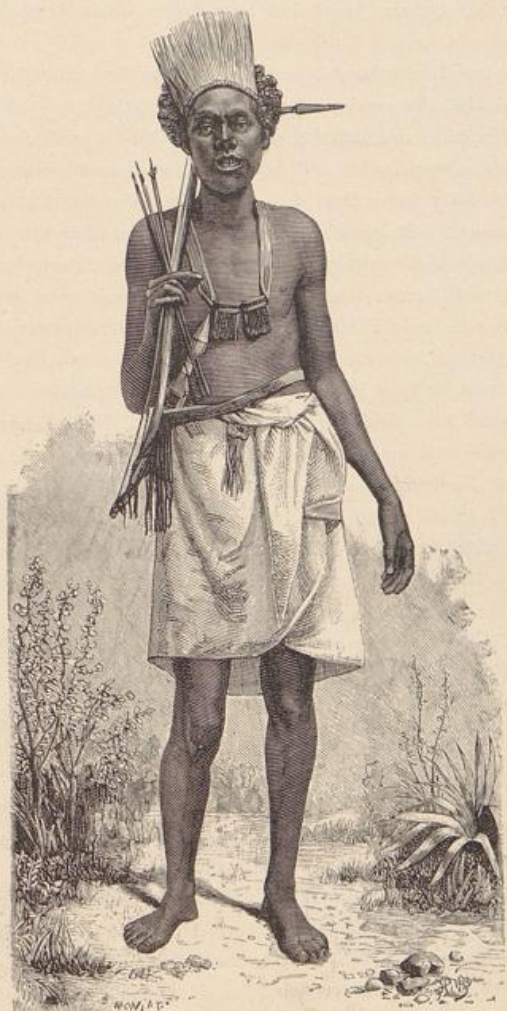
Die Ilbi, Daut und Wadan besuchen den Markt von Hamarwin, die Abgal und Murjud dagegen ziehen jenen von Schingani vor. Auf den Märkten kommt es nun häufig zu Streit mit den wilden Söhnen des Binnenlandes, und wenn dabei einer derselben erschlagen wird, ist es auf Wochen um Ruhe und Frieden geschehen. Dann wird oft mehrmals im Laufe eines Tages die ganze Stadt durch den Schreckensruf: „Die Abgal kommen!“ alarmiert. Alle Einwohner verschließen die Thüren ihrer Häuser und greifen zu den Waffen, um nicht ungerüstet überfallen zu werden, obwohl es sich in den meisten Fällen um blinden Lärm handelt. Die Truppen des Sultans, welche in der Zitadelle liegen, kümmern sich nicht viel um das, was in der Stadt oder vor derselben vorgeht, und sehen meist ruhig zu, wie die Parteien sich bekämpfen oder die Bewohner der Stadt den Binnenlandstämmen kleine Schlachten liefern.

Während Révoils Aufenthalt in Makdischu verging kaum ein Tag ohne Alarm, Streit oder Blutvergießen. Der Weg, der von Gelidi über die Höhen von Bet-kras nach Makdischu führt, gilt als die Grenze zwischen dem Gebiet der Wadan und jenem der Abgal. Als eines Tages ein Ilbi-Krieger auf diesem Wege nach Makdischu hinabstieg, wurde er von den Abgal bemerkt, welche die Gelegenheit, einen einzelnen Mann zu überfallen, nicht ungenutzt wollten vorübergehen lassen. Der Ilbi setzte sich zwar zur Wehr und schoß mehrere Pfeile auf sie ab, aber er wurde auf der Flucht nach der Stadt durch einen Lanzenwurf verwundet und brach blutend zusammen. Von der Stadt aus hatte man den Vorgang aufmerksam verfolgt, und zwei Dauts eilten nun dem verwundeten Ilbi zu Hilfe. Die Abgal ergriffen zwar bei ihrer Annäherung sofort die Flucht, aber einer derselben wurde von einem vergifteten Pfeil, den ein Daut ihm nachsandte, getroffen und stürzte nach wenigen Schritten zu Boden. Nun bot sich den Zuschauern in der Stadt ein blutiges Schauspiel. Der Daut, der den Pfeil abgeschossen hatte, stürzte sich auf den Verwundeten, stemmte ein Knie gegen dessen Brust und durchschnitt ihm mit seinem zweischneidigen Dolchmesser die Kehle, so daß das Haupt fast völlig vom Rumpfe getrennt wurde. Der verwundete Ilbi wurde auf ein großes Tuch gelegt und langsam nach der Stadt getragen, wo er bald an den Folgen des Giftes, mit dem die Lanzenspitze getränkt gewesen, starb. Der Daut aber, der den Abgal getötet hatte, hielt einen Triumpheinzug in die Stadt. In einer Hand den Dolch, in der andern das blutige Gewand des Ermordeten, zog er stolz durch die Straßen, während die Männer ihn jubelnd umringten und einige Hundert Frauen ein Lied zum Preis seiner Heldenthat sangen. Andere waren indessen um den sterbenden Ilbi beschäftigt. Während die Umstehenden für ihn beteten, reichte ihm ein Greis in einer Tasse, auf deren Boden der Scheif einen Koranvers geschrieben hatte, etwas Wasser, worauf alle thaten, als ob sie ihn anspuckten. Die Greise trösteten den Sterbenden, malten ihm die Freuden des Paradieses aus, die ihn erwarteten, und versprachen ihm, daß sein Tod nicht ungerächt bleiben werde.

Da nicht anzunehmen war, daß die Abgal den Tod eines ihrer Leute ungerächt lassen würden, rüstete man sich in Makdischu zur Abwehr eines Angriffes derselben. Die Abgal ließen auch nicht lange auf sich warten. Sie schlugen in geringer Entfernung von der Stadt ein Lager auf und verlangten die Auslieferung der Leiche ihres Stammesgenossen. Der getötete Abgal war bereits begraben und konnte daher nicht ausgeliefert werden, aber die Abgal beschuldigten die Bewohner von Hamarwin der Mitschuld an dem Morde und wollten sich nicht beruhigen. Als aber die Nachricht einlief, daß ein Ilbi von Abgals auf dem Gebiete der Wadan erschlagen worden sei, änderte sich die Lage; der Tod ihres Stammesgenossen war nun gesühnt, aber da die Wadan wegen des in ihrem Gebiete begangenen Mordes sich mit den Ilbi gegen die Abgal verbanden, hielten es die vor Makdischu lagernden Abgal für geraten, ihren Frieden mit den Bewohnern von Hamarwin zu machen und, als die Nacht anbrach, auf dem Marktplatz, der als neutrales Gebiet gilt, Schutz zu suchen.

Für den Reisenden empfiehlt es sich, in den Streitigkeiten zwischen den Bewohnern von Makdischu, sowie zwischen diesen und den Stämmen der Umgegend die größte Unparteilichkeit zu wahren und sich nicht in dieselben zu mischen. Révoil war in Makdischu der Gast des Scheif Mumen in Hamarwin, aber er veräumte es nicht, den einflußreichsten Persönlichkeiten beider Parteien Besuche abzustatten. Sultan Mahmud in

Schingani empfing ihn ungemein freundlich und drückte sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß der Reisende nicht seine Gastfreundschaft in Anspruch genommen habe, worauf Révoil erwiderte, daß er dies jedenfalls gethan hätte, wenn er nicht darauf angewiesen wäre, gerade in Hamarwin zu wohnen. Er fand Gelegenheit, ein krankes Kind des Sultans zu heilen, und verpflichtete sich diesen dadurch zu besonderem Dank. Er machte



Ilbi in Kriegsausrüstung.

überhaupt die Wahrnehmung, daß es für ihn besser gewesen wäre, sich unter den Schutz Mahmuds zu stellen, als unter jenen der Leute aus Hamarwin, welche ihm zwar in Sansibar alles Mögliche versprochen hatten, sobald es aber zum Handeln kam, sich sehr zurückhaltend zeigten, sodaß schwer etwas von ihnen zu erlangen war. Da bei den Streitigkeiten häufig Blut floß, fand Révoil Gelegenheit, sich die Zuneigung beider Parteien zu erwerben, indem er ohne Ausnahme allen Verwundeten ärztliche Hilfe zuteil werden ließ. Durch seine

12

Europas Kolonien. III.

freundschaftlichen Beziehungen zu Sultan Mahmud wurde es ihm ermöglicht, auch die Sehenswürdigkeiten von Schingani, welche zum großen Teil in Ruinen bestanden, genau zu besichtigen. Der Sultan führte ihn selbst auf den sogenannten Turm Abdul Uziz, das letzte Überbleibsel einer alten Moschee, an deren Stelle jetzt eine kleinere erbaut ist. Nach einer in dem Turm befindlichen Inschrift fällt seine Erbauung in dieselbe Zeit wie jene der Moschee Fachr-ed-Din in Hamarwin. Die Inschrift befindet sich auf einer weißen Marmorplatte auf dem Fußboden und lautet: El Hadshi Jussuff ben Assen kelium el-hamis 19 min Rhamadan 667 (d. i. im Jahre 1250 n. Chr.).

In der Umgegend von Makdischu sind noch viele Ruinen von Bauten vorhanden, welche aus seiner Blütezeit stammen. Damals bedeckte es einen Flächenraum von nahezu 6 □ Kilometer, und muß, den noch vorhandenen Resten nach zu urteilen, eine stattliche, an schönen Gebäuden reiche Stadt gewesen sein. Wie überall, wo der Islam zur Herrschaft gelangte, zehrt auch hier die jetzige Generation von dem, was ihre Urgroßväter geschaffen haben. Die Ruinen der alten Stadt sind für sie keine ehrwürdigen Denkmäler einer Glanzperiode ihrer Vaterstadt, sondern nur ein Steinbruch, welcher vortreffliches Baumaterial liefert. Wenn heute ein Bewohner von Makdischu einen Bau aufführen will, schickt er seine Sklaven auf das Ruinenfeld und läßt sie dort nachgraben. Dort ruhen unter dem Sande begraben noch viele, reich mit Verzierungen geschmückte Mauerreste, und gar manches Haus in Makdischu ist mit solchen erbaut worden.

Unter solchen Umständen kann es nicht überraschen, daß von den 101 Moscheeen, welche Makdischu angeblich einst besaß, nicht viel mehr zu sehen ist. Die Wohnhäuser gleichen eins dem andern, überall sieht man in den kahlen Mauern dieselben geschnittenen Holzfenster, überall flache Dächer. Nur hier und da fesselt den Blick irgend ein Stein, auf dem man eine Inschrift oder Arabesken bemerkt, welche verraten, daß er aus dem großen Steinbruch von Makdischu stammt. Zwischen den Häusern zerstreut liegen die ärmlichen Hütten der Abösch, der Abkömmlinge ehemaliger Sklaven, die sich zuweilen auch im Hofe des frühern Herrn angebaut haben. Mit ihren weißgeputzten Häusern und Minarets, mit den zwischen diesen zerstreuten Ruinen, schmutzigen Hütten und Palmengruppen erinnert die Stadt an Palästina, aber die Unreinlichkeit, die in ihren Straßen herrscht, ist echt afrikanisch.

Was außer den Wohngebäuden in der Stadt vorhanden, ist alles gleich der Moschee Fachr-ed-Din in einem Zustande weit vorgeschrittenen Verfalls. Zu erwähnen ist noch die Moschee Schama (siehe Seite 84), als deren Erbauungsjahr eine persische Inschrift über dem Eingangsthor das Jahr 663 der Hedschra (1264 n. Chr.) angiebt. Auch die Umgegend dieser ist durch Sandanwehungen sehr erhöht worden. Man muß mehrere Stufen hinabsteigen, um in das Innere zu gelangen. Dieses ist so düster, daß es Révoil nicht möglich war, seinen photographischen Apparat zur Anwendung zu bringen. Der Innenraum der Moschee besteht aus 6 Schiffen, wovon 3 offenbar spätere Anbauten sind, ebenso wie der große Turm, der aus einem der Schiffe emporsteigt, später als die Moschee erbaut sein dürfte.

Die Berührung mit Europäern hat viel zum Niedergang von Makdischu beigetragen, indem durch sie die einzige Industrie, auf welcher der Wohlstand der Stadt beruhte, vernichtet wurde. Die Baumwollweber von Makdischu versorgten früher nicht nur die ganze Sansibar Küste, wo die Araber Faktoreien unterhielten, sondern auch die Küstengebiete des roten Meeres und des Golfs von Persien mit Baumwollstoffen. Das hat aufgehört, als die Amerikaner mit ihren billigen und guten Stoffen als Konkurrenten auf dem Markt erschienen, und heute ist das Absatzgebiet der Gewebe von Makdischu nur noch ein sehr kleines. Die Weberei beschäftigt Männer, Frauen und Kinder, doch nur Abösch und Sklaven. Zunächst wird die Baumwolle von den Körnern und Kapseln gereinigt, wozu man sie zwischen Cylindern hindurchzieht, dann wird sie geklopft, in Strähnen abgeteilt und von den Frauen gesponnen. Aus 4 verschieden starken Fäden, welche die Frauen spinnen, werden sechserlei Gewebe gefertigt, und wenn die Fäden von Männern und Kindern in Strähnen gebracht sind, werden diese mit Maismehl geleimt. Nachdem die Strähnen dadurch steif geworden sind, werden sie mit einer aus Quecken hergestellten Bürste glatt gestrichen und über den Wirkerstuhl gespannt. Der Weber sitzt in einem

Loch in der Erde, da die Strähnen dicht über dieser ausgespannt werden. Die Stoffe, welche in Makdichu gewebt werden, sind alle von fast gleicher Größe. Ein Arbeiter kann täglich ein Stück Zeug von 3 Meter Länge und 65 Centimeter Breite liefern. Die Stoffe werden in Makdichu auch gefärbt, wobei man besonders viel Gelb verwendet, welches man aus der Blüte des Saflor gewinnt, der am Webi massenhaft vorkommt, aber die nach auswärts bestimmten Gewebe erhalten erst in Sansibar oder in Bombay die letzte Appretur durch die Kaufleute, welche sie erworben haben.

Auf dem Markt von Makdichu werden sowohl in der Stadt erzeugte Gewebe, als auch solche, welche die Beduinen vom Webi und Juba herbringen, feilgeboten. Von Erzeugnissen der Stadtbevölkerung sind außerdem nur noch zu erwähnen die Waffen, welche sie verfertigt, Lanzen, Pfeile und Dolche, und andere Schmiedearbeiten, Nadeln, Angelhaken u. s. w. ferner wird in Makdichu Öl durch Zermahlen der Sesamkörner gewonnen. Die Hauptmasse der auf dem Markt zum Verkauf ausgestellten Waren bilden Lebensmittel, die auch in den Straßen überall feilgeboten werden. Männer bieten Ochsen, Schafe, Ziegen, Gazellen, Hühner, Fische zum Verkauf an, und am Strande findet ein lebhafter Viehmarkt statt. Die Frauen beschäftigen sich ausschließlich mit dem Verkauf der Bodenprodukte. Beduinenfrauen bieten eßbare Erde feil, welche für schwangere Frauen sehr empfehlenswert sein soll, und Stricke, welche aus Moefasern verfertigt sind. Andere bringen große Rüben auf den Markt, deren Saft, mit Kameelmilch vermischt, zur Wäschereinigung benutzt wird. Mais, Bohnen, in Wasser gekochte Gemüse und dergl. werden an vielen Stellen der Stadt feilgeboten. Auch hier beteiligen sich, wie in Mörka, die Soldaten am Handel, um sich einen Nebenerwerb zu schaffen. Sie haben vor dem Fort einen Basar errichtet, wo sie ihre eigenen Buden haben. Dieser Basar gilt als neutraler Boden, und er ist der einzige Ort, an dem die Bewohner der beiden Stadtteile Schingani und Hamarwin miteinander verkehren.

Von den Tieren, welche die Somali des Hinterlandes auf den Markt bringen, ist eine Abgabe zu entrichten. Dies führte eines Tages zu einem Zusammenstoß mit dem Stamm Wadan, der wiederum zeigte, wie machtlos der Sultan diesen Stämmen gegenüber ist. Ein gewisser Nur Musa vom Stamm der Wadan weigerte sich, für die Kameele, die er zum Verkaufe brachte, die übliche Abgabe zu bezahlen, und er verabredete mit einigen seiner Stammesgenossen, daß sie sich wegen der nach ihrer Ansicht ungebührlichen Forderung an den Bewohnern von Hamarwin rächen wollten. Die Rache konnte selbstverständlich nach Somali-Begriffen nur in einem Mord bestehen, man beschloß aber, nicht einen Einwohner von Hamarwin zu ermorden, sondern einen Fremden, um dadurch Verwickelungen zwischen der Bevölkerung und den Beamten des Sultans heraufzubeschwören. Zum Opfer wurde ein indischer Kaufmann namens Hadschi Indi ausersehen, der zu dem ganzen Vorfall nicht in der geringsten Beziehung stand. Nur Musa suchte ihn spät abends in seiner Wohnung auf und stieß ihm während eines harmlosen Gespräches plötzlich seinen Dolch so heftig in die Kehle, daß er tot niedersank. Nur Musa gelangte unaufgehalten vor die Stadt, und als der Mord bekannt und die Besatzung alarmiert wurde, war er bereits in Sicherheit. Mit ihm hatten alle Wadan die Stadt verlassen. Nur Musa und seine Genossen hatten ihre Absicht erreicht: die Folge des Mordes war, daß die Bewohner von Makdichu, da ja niemand den Mörder kannte, die Schuld also auf ihnen haften blieb, in unangenehme Verwickelungen mit dem Statthalter des Sultans gerieten. Sie waren schließlich gezwungen, eine Deputation nach Sansibar zu schicken und den Sultan wegen des Vorfalles, an dem sie doch unschuldig waren, um Verzeihung zu bitten. Inzwischen wurde es bekannt, wer den Indier ermordet hatte, aber da die Wadan sich hüteten, nach Hamarwin zu kommen, konnte man sie nicht zur Rechenschaft ziehen und den Mord nicht an ihnen rächen. Schließlich wurden Unterhandlungen angeknüpft, um das frühere Verhältnis wiederherzustellen und den Verkehr der Wadan auf dem Marke zu ermöglichen. Die Bewohner von Hamarwin verlangten die Auslieferung des Mörders, aber die Unterhändler von der andern Seite wollten sich nicht dazu bereit erklären. Sie erklärten, daß die Auslieferung des Mörders leicht große Unruhen veranlassen könnte, da sein Anhang sich derselben gewiß widersetzen würde, und baten dringend, man möge das, was doch nicht mehr ungeschehen gemacht

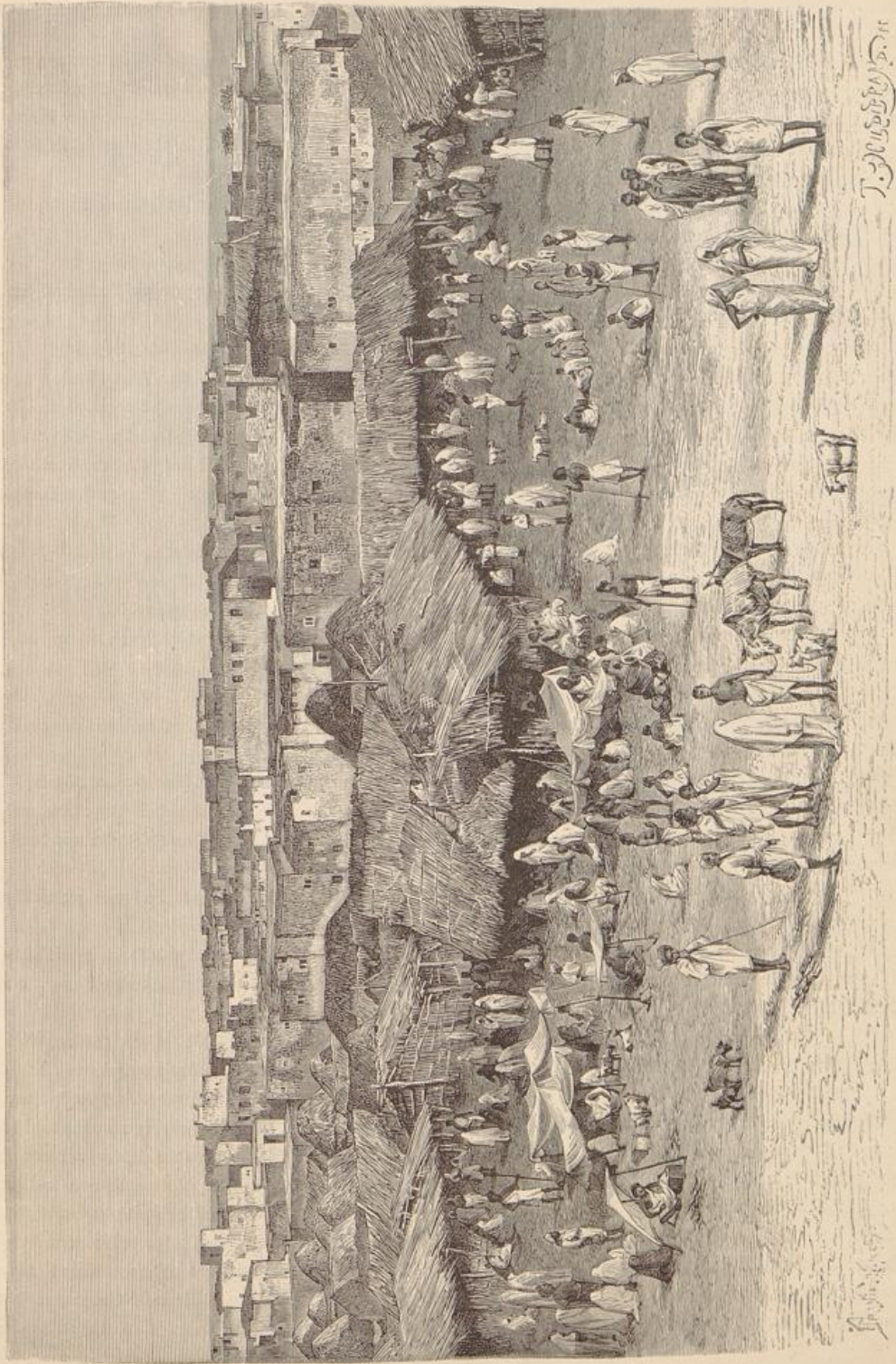
werden könne, vergessen und vergeben. So kam denn schließlich eine Ausöhnung zustande, ohne daß die Wadan die geringste Gemüthung für den Mord leisteten. Sie erschienen wieder auf dem Markte, und niemand dachte mehr daran, an ihnen Rache zu üben. Révoil, während dessen Aufenthalt in Makdischu die Versöhnung stattfand, war erstaunt über solche Nachgiebigkeit, und er gab seiner Verwunderung dem Statthalter gegenüber Ausdruck, aber dieser belehrte ihn schnell, was die Ursache der Nachsicht sei. Seid i bara sella, ma i bara fitna, sagte er — Seyd (der Sultan) will den Frieden, er will nicht den Krieg. So läßt man den wilden Stämmen alles hingehen, weil man fürchtet, durch Strenge gegen dieselben Unruhen hervorzurufen, zu deren Unterdrückung die Macht des Sultans nicht ausreichen würde, und man ist schon zufrieden, wenn sie bereit sind, das begangene Unrecht dadurch zu sühnen, daß sie die Hand zur Versöhnung reichen. Des Sultans Soldaten sind den kühnen Kriegern der Nomadenstämme nicht gewachsen; das weiß man, und läßt sie daher nicht aussichtslose Expeditionen ins Binnenland unternehmen. Die Küstenbevölkerung dagegen muß stets dem Sultan sich gehorjam erweisen, denn zu ihrer Züchtigung braucht man nicht Soldaten, ihr gegenüber genügt die Flotte des Sultans, welche ihre Häuser in Trümmer schießen kann, ohne irgendwelchen Widerstand befürchten zu müssen.

Die Somali erfreuen sich im allgemeinen nicht des besten Rufes. Sie sind als hinterlistiges, treuloses, mord- und raubgieriges Volk berüchtigt. Schiffbrüchige, welche an ihre Küste verschlagen wurden, sind von ihnen ausgeplündert und ermordet worden, und europäische Expeditionen haben in ihrem Lande schlimmen Empfang gefunden. Der englische Reisende Speke, der sich in dasselbe wagte, wurde verwundet, Baron von der Decken mit mehreren seiner Begleiter ermordet. Nicht alle Somali sind jedoch ein so wildes Volk; man muß die nomadisierenden Stämme von den seit langer Zeit in Küstenstädten ansässigen unterscheiden. Durch den regen Verkehr mit anderen Völkern, der an der Küste herrscht, werden die Sitten der sich dort niederlassenden Stämme beeinflusst, und mit der steigenden Wohlhabenheit steigt auch die Gesittung und Bildung. Die Somali, welche in Küstenstädten wohnen, werden zwar durch die Angriffe der Binnenlandstämme gezwungen, mit der Führung der Waffen stets vertraut zu bleiben, aber sie sind doch meist friedliche, gutmüthige Leute, und man trifft manchen unter ihnen, der als feingesitteter, ja gebildeter Mann gelten kann. So zeichnet sich z. B. der Scheich Mumen von Hamarwin durch Intelligenz aus. Die Unterhaltung mit ihm, erzählt Guillaïn, war überaus lehrreich und anziehend. Er schien auch an uns viel Gefallen zu finden, denn er versicherte uns, daß ihm nichts angenehmer wäre, als mit uns zu plaudern. So besuchten wir ihn während unseres Aufenthaltes fast jeden Tag. Er sprach arabisch, was man bei einem Somali nicht gerade häufig findet, und drückte sich in dieser Sprache mit ziemlicher Leichtigkeit aus; sogar die Art und Weise seiner Rede war nicht ohne Reiz. Wenn er ruhig dasaß und mit uns sprach oder scherzte, so erinnerte sein behäbiges Aussehen und sein Gesicht voller Wohlwollen und Fröhlichkeit an die guten, edelmüthigen Väter, welche in Lustspielen unsere freundliche Teilnahme und Bewunderung zugleich in Anspruch nehmen. Dazu besitzt er eine Festigkeit der Gesinnung und ein kluges, gemäßigtes Benehmen, welches der seiner Verwaltung anvertrauten Stadt den Frieden sichert, trotz aller Anfeindung der Nachbarn in Schangani, und trotz der mancherlei Verwirrung, welche das Ungeßüm der ungebändigten Beduinen der Umgegend bisweilen veranlaßt.¹⁹⁾

Solche Persönlichkeiten bleiben aber immerhin Ausnahmen. Sobald man die Küste verläßt und in das Innere eindringt, lernt man auch sofort die Schattenseiten im Charakter der Somali kennen. Auch Révoil, der von Makdischu über Gelidi ins Innere vordringen wollte, sollte in dieser Beziehung unangenehme Erfahrungen machen.

Trotz aller Feindseligkeiten der Somali gegen die Leute des Sultans von Sansibar wurde es Révoil leicht, mit ihnen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen und sich den Durchzug durch ihr Land zu ermöglichen. Er sandte dem Sultan Omar Jussuf von Gelidi einen Brief, den er sich auf dem französischen

¹⁹⁾ M. Guillaïn, Documents sur l'histoire etc., II. Teil, I. Band Seite 513.



Marktplatz in Mörka.



Marktplatz in Mekka.

Konsulat in Sansibar hatte aufsetzen lassen und den er jetzt bloß mit dem Datum versah. Da seine Korrespondenz mit dem Sultan für die dortigen Verhältnisse charakteristisch ist, teilen wir hier sowohl Révoils Brief, als die Antwort des Sultans auf denselben mit.

Révoil schrieb:

„Im Namen Gottes, des barmherzigen, des gnädigen!

An seine Erhabenheit, den geliebten und geehrten Sultan, den Sultan Omar Jussuf, den Sultan von Gelidi, ben Adira, ben Alem, ben Mililo u. s. w.

Das Heil sei mit Dir!

Mein Wunsch ist, zu Dir zu gehen, damit Du mich aufnimmst, wie das Dein großer Vater mit Ehre und Wohlwollen bei einem frühern Besuch der Franzosen gethan hat.

Die Franzosen haben das nicht vergessen, und in ihren Büchern haben sie Hadshi Ibrahim und seinen Bruder Muka geehrt. Ich, ich grüße Deine Kinder als Franzose, im Namen aller Franzosen.

Ich bin in Makdichu angekommen und will von hier nach Ganameh, dann nach Adari gehen. Ich thue das im Interesse der Wissenschaft, und will Vögel, Pflanzen und andere Erzeugnisse des Landes sammeln. Ich werde Dein Schützling in allen Städten sein, die ich besuchen werde. Meine Absicht ist, das Gebiet der Somali, meiner Freunde, zu durchreisen. Ich habe in meinen Händen Empfehlungsbriefe aller großen Sultane des Islam.

Schicke mir die Eskorte, um die ich Dich in meinem Briefe von Makdichu bitte.

Heil allen Muselmännern, die um Dich sind!

Georges Révoil.

Die Antwort des Sultans ließ nicht lange auf sich warten, und sie war in gleich höflichem Tone gehalten. Sultan Omar Jussuf schrieb:

„An Georges Révoil, den Franzosen!

Gott gebe Dir ein glückliches und gesegnetes Leben! Das Heil sei mir, Du Frucht meiner Eingeweide, mein Augapfel!

Wir haben Deinen Brief erhalten und haben seinen Inhalt verstanden. Du sprichst von Vögeln, die wir haben (von Sammlungen, die Du machen willst). Wir willigen darein, denn wir lieben Dich, wie unser Vater der Sultan Jussuf die Franzosen liebte. Fürchte nichts! Ben Birkan und Ali Hamed Birkan werden zu Dir kommen. Bleibe bei ihnen bis zum Ende Deiner Reise; sie werden Dir jagen helfen.

Ich nehme mich Deiner an an Stelle meines Vaters, damit Du keinen Kummer hast und nichts Dich beunruhige.

Grüß von mir dem Scheik Sala ben Mohir, ben Ali el Chéuti und Saem ben Ad el Amri, Grüß Dir von dem Sultan Mahmud, dem Sohn des Sultans Jussuf, und auch von dem Sultan Omar, dem Sohne Jussufs.

20 Redscheb 1300.

Ich habe diesen Brief versiegelt, damit Du keinen Zweifel wegen seiner Herkunft habest.“

Trotz dieses vertrauenerweckenden Briefes fand die Expedition Révoils unerwartete Verluste durch Feindseligkeiten der Somali. Schon bevor er aufbrach, zeigten sich Anzeichen, die nicht sehr vertrauenerweckend waren. Der Sultan von Gelidi hatte ihm 7 Bewaffnete geschickt, die sein Geleite bilden sollten, aber nach und nach fanden sich noch 250 Mann ein, welche alle dem Franzosen das Geleite geben und von ihm für ihre Mühe bezahlt sein wollten. Bald kam es unter diesen Leuten zum Streit darüber, wer eigentlich das Geleite stellen sollte, und es bildeten sich 3 Parteien. Mude, ein Bruder Omar Jussufs, zu welchem mehrere Gabron, Wadan, Mursude u. s. w. hielten, beanspruchte für sich das Vorrecht, das ihm aber von einer kleinern Partei streitig gemacht wurde; draußen vor der Stadt stand eine Schar bereit, Révoils Karawane den Durchzug zu verwehren, und als sollte dem Reisenden die Notwendigkeit eines starken Geleites recht ein-

dringlich vor Augen geführt werden, hatte sich der oben erwähnte Tur Musa, der Mörder des Hadshi Indi, der noch keinen Pardon erwirkt hatte, mit mehreren hundert Anhängern bei einem Brunnen vor der Stadt gelagert, um durch Bedrohung der Karawanenstraße die Bewohner von Makdischu zu zwingen, ihm den Besuch ihres Marktes wieder zu gestatten. Beim Ausbruch der Karawane hatte der Statthalter keine Vorsichtsmaßregel außer Acht gelassen, um ihren ungestörten Abzug aus der Stadt zu sichern, und sogar Truppen zu ihrer Bedeckung gesandt, aber trotzdem war schon hier nicht zu verhindern, daß manche Kleinigkeiten von der sich herandrängenden Menge gestohlen wurden. Hinter den ersten Hügeln lagerten 500 bis 600 Abgal und Murfude, aber die gute Ordnung der von Mude Jussufs wohlbewaffneten Krieger begleiteten Karawane hielt sie von einem ernstlichen Angriff ab, und sie begnügten sich mit dem Nachwerfen von Steinen und Knütteln. Als man sich dem Gebiete der Wadan näherte, kehrten die Verfolger um, da sie fürchteten, mit den Wadan in Konflikt zu geraten. Bei Kafol fand man etwa 1000 Krieger der Wadan zu beiden Seiten des Weges versammelt, und die Kameelführer mußten mit Dolch und Lanze die Leute zurücktreiben, welche Miene machten, sich ihrer Tiere zu bemächtigen. Gegen Abend erreichte man die Ufer des Webi und erblickte bald darauf in der Dämmerung auf der andern Seite des Flußes die Hütten von Gelidi. Die Karawane blieb auf dem diesseitigen Ufer zurück, und nur Révoil mit seinem Begleiter Julian fuhr auf das andere Ufer hinüber, wo er im Zelte des Sultans Omar übernachtete. Am Morgen erfuhr er, daß das Lager seiner Leute in der Nacht durch die Wadan von Kafol überfallen worden. Diese hatten die großen Gepäckstücke mit ihren Dolchen aufgeschnitten und geplündert, die kleineren fortgeschleppt, die Kameele weggetrieben. Die Expedition war außer stande, weiter vorzudringen, ganz abgesehen davon, daß der Vorfall das Vertrauen zu der Geleitmannschaft sehr erschüttern mußte, denn ohne ein Einverständnis derselben mit den Angreifern wäre eine so großartige Plünderung gewiß nicht möglich gewesen. Der Sultan, an den sich Révoil wandte, um durch seine Vermittelung das Verlorene zurückzuerlangen, versprach zwar seinen Beistand, aber bald zeigte es sich, daß er es nur darauf abgesehen hatte, den Reisenden selbst nach Möglichkeit auszubeuten. Révoil sah sich gezwungen, ihm ein Geschenk von 200 Maria-Theresien-Thalern zu versprechen, aber damit schien er die Begehrlichkeit seiner Wirte nur erst recht erregt zu haben. Bald darauf hieß es, die Wadan von Kafol seien wider da und drohten Gelidi in Brand zu stecken, wenn sie nicht noch 3 Ballen Stoff erhielten, und Révoil mußte auch diese noch hergeben. Daß die Erzählung von dem drohenden Angriff der Wadan nur eine Lüge war, durch die man von ihm eine neue Abgabe erpressen wollte, davon konnte sich Révoil schon am nächsten Morgen überzeugen, denn als er den Sultan besuchte, sah er die 3 Ballen in seiner Hütte liegen.²⁰⁾

Das sind nur einige kleine Einzelheiten aus der langen Kette von Widerwärtigkeiten, welche der Reisende im Somalilande zu überwinden hatte. Sie zeigen uns die Somali des Binnenlandes nicht im günstigsten Lichte und beweisen, daß die oben erwähnten schlimmen Eigenschaften, welche ihnen beigelegt werden, Hinterlist, Treulosigkeit, Mordlust und Raubgier in der That bei ihnen zu finden sind.

„Eine der hervorstechendsten Eigentümlichkeiten der Somali ist ihr Stolz. Wie fast alle Beduinen- oder Nomadenstämme, verachtet der bedürfnislose Bewohner der Steppe den durch Äppigkeit verweichlichten, an eine Menge unnötiger Dinge gewöhnten Ansässigen. Dieser Stolz prägt sich in seinem Gesichte aus und verliert sich sobald nicht, selbst wenn er sich entschließt, seinen Aufenthalt in der gesitteten Welt zu nehmen oder das regere Treiben einer Stadt zu seinem Vortheile anzunehmen. Selbst diejenigen Somali, welche in Aiden als Hausdiener, Lastträger, Bootführer, Kesselheizer, sowie als Kaufleute und Agenten, in steter Anschauung der großartigen Macht und der Wunder Europas leben, verleugnen ihren Hochmut nicht; ihr stolzes Selbstgefühl und der edle Starrsinn, mit welchem sie ihren Sittengesetzen nachkommen, zwingt manchen nicht minder stolzen Weißen zu Achtung, ja zu Bewunderung: ein solcher Somali stirbt eher, als daß er etwas von ihm für unrein Erachtetes genießt, während doch Araber wie Türken im geheimen gern gegen die Vor-

²⁰⁾ G. Révoil, Voyage chez les Bénadir, les Comalis et les Bayouns. Tour du Monde, 1885, 49. Band, No. 1252, Seite 1 u. folg.

schriften des Koran sündigen. Diese Sittenstrenge aber giebt ihrem Stolze, ihrer Weltverachtung immer neue Nahrung."

Die Nachbarschaft dieses unruhigen Volkes hat bisher die Befestigung der Macht des Sultans verhindert, und es ist nicht zu erwarten, daß es ihm jemals gelingen wird, hier seine Herrschaft weiter landeinwärts auszudehnen. Dagegen drohte ihm vor wenigen Jahren die Gefahr, den nördlichen Teil seines Reiches vollständig an einen andern muhammedanischen Herrscher zu verlieren. Für die neuen Erwerbungen Ägyptens im Sudan waren der Juba und Webi natürliche Ausfuhrstraßen nach dem Süden, und der Khediv richtete seine begehrenden Blicke nach der Jubamündung. Im Jahre 1875 landeten dort ägyptische Truppen, bemächtigten sich der Stadt Barawa und pflanzten in ihr die ägyptische Flagge auf. Der Sultan von Sansibar suchte in dieser Not Hilfe bei seinem alten Beschützer, bei England. Der englische Konsul Dr. John Kirk fuhr mit der „Thetis“ nach Barawa, aber die Ägypter ließen nur ihn allein in die Stadt, während sie die Landung der ihn begleitenden Offiziere verhinderten. Das energische Auftreten des Konsuls, welcher drohte, die Stadt zu bombardieren, hatte zur Folge, daß der Führer der ägyptischen Truppen sich entschuldigte, und bald darauf räumten die Ägypter den Platz.

Die Beschränkung der Herrschaft des Sultans auf die Küstenplätze hat größere Nachteile zur Folge gehabt, als es auf den ersten Blick der Fall zu sein scheint. Welch große Aufgabe konnten an dieser Küste die Herrscher von Sansibar lösen, wenn sie Verständnis für dieselbe besaßen! Sie mußten den Handel mit dem Festlande, auf den die Inselbevölkerung nun einmal angewiesen ist, zu schützen und zu fördern suchen, mußten sich bemühen, das reiche Hinterland dem Verkehr zu erschließen. Ihre kurzfristige Politik ließ sie andere Wege einschlagen. Der von ihnen begünstigte Sklavenhandel mit seinen Slavenjagden entvölkerte das Binnenland und verwandelte es in Einöden. Nach hundertjährigem Bestehen ihrer Herrschaft können die Araber nicht auf eine einzige Kolonie hinweisen, die sie im Innern gegründet haben. Gleich verfehlt war ihr Vorgehen gegenüber den nördlichen Nachbarn der Negervölker. Anstatt diesen, zu deren Unterwerfung sie zu schwach waren, freundlich entgegenzukommen und im Interesse des Handelsverkehrs ihren Eigentümlichkeiten Rechnung zu tragen, begegneten die Statthalter des Sultans, welche mit unbefchränkter Macht ausgestattet waren, den Eingeborenen mit einer Brutalität, welche in keinem Verhältnis zu ihrer geringen Macht stand und die freiheitsliebenden Völker aufs tiefste erbittern mußte. Richard Brenner erzählt, daß der Statthalter in Lamu eines Tages eine auf den Markt seiner Stadt gekommene friedliche Galla-Karawane plötzlich durch seine Soldaten gefangen nehmen ließ, den Galla die Kameele und das mitgebrachte Elfenbein abnahm und Befehl gab, jedem der Gefangenen die rechte Hand abzuhauen.²¹⁾ Andere Statthalter pflanzten die Fahrzeuge, welche in ihre Häfen kamen, mit Beschlagnahme zu belegen und die Besitzer zu zwingen, ihre Waren ihnen zu einem Spottpreise zu überlassen, worauf sie dieselben mit großem Gewinn den europäischen Agenten oder den indischen Händlern verkauften.

So förderten die Araber den Handel an ihrer Küste, und es darf daher nicht überraschen, daß derselbe immer mehr aus den Händen der Eingeborenen, welche der Willkür der Statthalter preisgegeben waren, in jene der Europäer und Inder überging, welche durch den Rückhalt, den sie an ihren Konsulaten hatten, gegen Ausbeutung gesichert waren. Jetzt giebt es an der ganzen langgestreckten Küste des Sultanats keinen halbwegs bedeutenden Ort, in welchem sich nicht zu mindesten ein Agent eines europäischen Hauses oder ein Inder befindet. Die letzteren verstehen es viel besser, den Eigentümlichkeiten der Eingeborenen Rechnung zu tragen, sie verkehren friedlich mit den wildesten Stämmen, und — sie werden dabei reich, während das an der Küste herrschende Volk, die Araber, immer mehr verarmt. Wenn man alles, was die Araber in 100 Jahren an der Festlandküste erreicht haben, in wenige Worte zusammenfassen will, so kann man sagen, daß sie dort heute noch wie vor 100 Jahren Fremde sind, daß die Furcht, welche sie einst vielleicht als Kühne

²¹⁾ Richard Brenners Forschungen in Ost-Afrika. Petermanns Mitteilungen 1868, Seite 458, Anm. 2.

Eroberer eingefloßt haben, geschwunden ist und dem Haß Platz gemacht hat, zu dem die eingeborene Bevölkerung vollauf berechtigt ist.

Dort, wo anstatt der Somali die Bevölkerung des Binnenlandes Galla bilden, sind die Verhältnisse nicht minder ungünstig für die Araber. In den Gebieten, welche die Galla bewohnen, tritt zu den vielen Gegensätzen, welche die Araber von der Bevölkerung des Binnenlandes scheiden, noch jener der Religion hinzu. Der am südlichsten wohnende Stamm der nördlichen Galla, die Borani-Galla, hat zwar den Islam angenommen, hauptsächlich dazu bewogen durch seine Handelsbeziehungen zu den muhamedanischen Küstenplätzen, aber die anderen Stämme wollen von der Lehre des Propheten nichts wissen. Südlich vom Juba hat dieselbe keine Anhänger unter ihnen erlangt, und die dort nomadisierenden Galla-Stämme leben in ununterbrochenem Krieg mit ihren muhamedanischen Nachbarn, den Somali. Es ist ein Vernichtungskampf, den die beiden Völker miteinander führen, und auf beiden Seiten haben Gefangene keine Gnade zu erwarten, sie werden erbarmungslos niedergemetzelt. Die Araber und Suaheli, welche im Osten Nachbarn der Galla sind, hegen gegen dieselben keine freundschaftlichen Gesinnungen, aber im Bewußtsein ihrer Schwäche scheuen sie den offenen Angriff und begnügen sich damit, daß sie Galla, welche sie vereinzelt treffen, niedermachen, wodurch sie eine Gott wohlgefällige That zu vollbringen glauben.

Ganz besonders im Gallalande bietet sich Kulturbestrebungen ein weites Feld. Von 2° südl. Br. an zeichnet sich das Gallaland durch eine üppige Vegetation aus, welche es vorteilhaft von dem nördlichen Gebiet der Galla zwischen dem Äquator und 2° südl. Br. und von dem Somaliland mit seinen von aller Vegetation entblößten Wüsten unterscheidet. Man kann, schreibt Bremner, die Vegetation dieser Landschaft ihrem verschiedenen Charakter nach in vier Gruppen teilen, und zwar in Flußwälder oder sogenannte Urwälder mit üppiger Vegetation, in Gestrüppwälder, vorherrschend aus Akazien und Mimosen bestehend, in große Gras-ebenen, die mit einzelnen Baobabs, Tamarinden, Dampalmen und Gesträuchen bestanden sind, und endlich in die Mangroven-Wälder der Küste. In den feuchten Uferwäldern der sechs Flüsse, welche das Galla-Land durchströmen, bewundert der Reisende allerdings eine gewaltige, üppige Vegetation und ist im Anstaunen der wunderbaren Pflanzenformen anfangs geneigt, den mangelnden Reichtum an Arten zu vergessen. Hat doch die Einförmigkeit des übrigen Landes sein Auge nicht verwöhnt. In Wirklichkeit jedoch sind diese üppigen Urwälder des Galla-Landes nur schmale grüne Kulissen, welche die graue Wirklichkeit der afrikanischen Gestrüppwälder verbergen. Tritt man vorsichtig lauschend Schritt vor Schritt durch eine dichte Wand von Lianen und Luftwurzeln in den dunkeln Wald hinein, so ist es zunächst immer der riesige Baobab mit seinen dickstämmigen Verwandten, die in dem Kampfe um Licht und Leben längst gesiegt haben. Edle, langsam wachsende Holzarten kümmern, mit dunkler Borke und Moos bedeckt, an dem Boden hin oder sind bei dem Verwuche, zwischen den mächtigen Stämmen ihrer Sieger zum Lichte emporzuschlüpfen, zur haltlosen Rute geworden. (Tagelang sucht man in diesen Urwäldern des Galla-Landes vergebens nach einem Stück Nutzholz.) Der Urwald ist vollkommen tot, kein Wildruf, kein Vogelgesang ertönt, — nur das Rascheln einer Eidechse, wenn sie an einem Stamme hinaufschlüpft und dann listig den Kopf nach uns wendet, erschreckt uns. Bei dem Weiterschreiten in den Wald wird der feuchte Boden bald fester, und die dichte modernde Humusdecke verschwindet. Hier und da dringt schon die Sonne durch das grüne Döngewölbe und weckt die Gräser. Bald werden die Baobabs, Tamarinden und Dampalmen seltener, und die Akazien und Mimosen treten dafür auf. Zu gleicher Zeit blickt auch ein alter Bekannter aus der dürren Region, ein Termitenhäufen, aus dem Gebüsch hervor. Wenige Schritte noch einen Hügel hinauf, und wir stehen schon an der Grenze der üppigen Vegetation; vor unseren Augen breitet sich ein unabsehbarer blattloser Gestrüppwald aus, und der nahe Fluß mit seinen grünen Urwaldstreifen zieht sich in gleicher Breite als ein dunkles Band hindurch. Die großen Gras-ebenen des Galla-Landes zeigen inbezug auf Gräserarten eine große Einförmigkeit, doch ist der Wuchs derselben von enormer Üppigkeit. Am Schlusse der heißen Jahreszeit, wenn weite Waldstrecken sommerbrannt und blattlos daliegen und alles Pflanzenleben erloschen zu sein scheint, dann gedeiht im

Schutze des mamms hohen vertrockneten Grases der Prairie ein frischer zarter Graswuchs, der, wenn Wasser in der Nähe vorhanden ist, eine große Menge Wild aller Gattungen hier versammelt. Eine der größeren zusammenhängenden Prairien dieser Art, die sich auf der Karte unter dem Galla-Namen „*Adje fiddo*“ verzeichnet findet, vereinigt während der wasserreichen Jahreszeit alles Leben des Galla-Landes in sich und erinnert den Reisenden an die oft beschriebenen Pampas von Süd-Amerika. Am Schlusse der heißen Jahreszeit, wenn die Galla-Stämme gegen die Ufer der Flüsse hinziehen, zünden sie die Grasebenen an, um nach der Regenzeit einen jungen Graswuchs in neuer Üppigkeit vorzufinden.

Gangbare Wege sind im südlichen Gallaland nicht vorhanden. Der Handelsverkehr zwischen den Galla und den Küstenbewohnern ist ja gering, denn die Feindschaft derselben läßt einen solchen nicht aufkommen, und die wenigen Suaheli, welche den Galla Waren zuführen, dringen nicht zu Lande, sondern zu Wasser, auf dem Wubuschi oder Osi in ihr Gebiet ein. Der dichte Wald von Akazien, Mimosen, Aloen, Kakteen u. s. w., der südlich vom Juba die Küste vom Binnenland trennt, bildet einen undurchdringlichen Wall, und es ist gefährlich, ohne Führer, die mit der Gegend wohl vertraut sind, sich in das Innere zu wagen. Die Galla kennen allerdings geheime, kaum erkennbare Pfade durch den Urwald, welche ihnen ermöglichen, bald hier, bald dort die Niederlassungen an der Küste unerwartet zu überfallen. Sie sind daher trotz ihrer numerischen Schwäche gegen die Küstenbewohner weitaus im Vorteil, und die Ruinen an der Formosa-Bai, wo sie alle arabischen Niederlassungen zerstört haben, können davon erzählen, was auch die südlichen Galla zu leisten vermögen, wenn sie sich auf einem Kriegszug befinden.

An Verkehrswegen, welche sich bis ins Herz des Gallalandes erstrecken, ist trotzdem, wenn man vom Landwege absieht, kein Mangel. Nicht weniger als 6 Flüsse durchziehen das Land, von denen 5 in den Indischen Ozean münden. Der größte derselben ist der Juba, die Grenzscheide zwischen Galla und Somali, über welche beide Teile oft Raubzüge in das feindliche Gebiet unternehmen. Eine Barre versperrt zwar die Einfahrt in den Fluß und gestattet dieselbe nur Fahrzeugen von geringem Tiefgang, aber jenseits derselben ist der Juba auf großen Strecken schiffbar. Der Scheri fließt fast parallel mit der Küste und mündet in den 18 engl. Meilen von der Küste entfernten Kilowanje-See, aus welchem der Wubuschi (Durnford) abfließt, der bald darauf in einer der vielen breiten Lagunen verschwindet, die sich an der Küste gebildet haben. Der vierte Fluß des Gallalandes, der Osi, ist nur 24 engl. Meilen schiffbar, und auch vor seiner Mündung lagert eine Barre, doch kommen Fahrzeuge, welche nicht mehr als 4 Fuß Tiefgang haben, leicht und gefahrlos über dieselbe hinweg.

Der zweitgrößte Fluß des Gallalandes ist der Tana, der sich in die Formosa-Bai ergießt. Dampfschiffe können auf demselben etwa 23 deutsche Meilen aufwärts fahren, Booten dagegen bereitet die starke Strömung große Schwierigkeiten. Auch ein gut bemanntes Boot kann auf der Bergfahrt höchstens eine engl. Meile in der Stunde zurücklegen. Die Quellen des Tana sind noch nicht bekannt; sie sollen in der Nähe des Kenia liegen. Die Uferbewohner haben viel durch Überschwemmungen zu leiden, welche meist zu Anfang Juli und dann stets so plötzlich eintreten, daß die Bevölkerung all ihre Habe zurücklassen und nur auf Rettung ihres Lebens bedacht sein muß. Diese Überschwemmungen haben aber ähnliche segensreiche Folgen wie jene des Nil, da die Ertragsfähigkeit des Bodens durch dieselben sehr gesteigert wird. Das Land, welches der Tana durchströmt, ist durch ihn die Kornkammer der Sansibar-Küste geworden, und umsomehr muß es überraschen, wenn Richard Brenner berichtet, daß bei seinem Besuch der Ostküste noch nie ein Boot auf dem Tana tief ins Innere gedrungen war. Auf der nahen Insel Lamu kannte man sogar die Mündung des Flusses nicht genau, und Brenner konnte kaum jemanden finden, der ihm als Pilot dienen konnte. Hindernisse für die Schifffahrt sind außer der reißenden Strömung nirgends vorhanden. Im untern Lauf, wo der Fluß viele Windungen beschreibt, stauen sich zwar zuweilen die Massen von Staudengewächsen, welche aus dem See Schachbabu durch ihn herabgeschwemmt werden, und verstopfen die Durchfahrt, aber die Strömung legt diese bald wieder frei. Da der Tana mit dem Osi durch einen Kanal verbunden ist, würde er für den Handel

große Bedeutung erlangen, wenn die Küstenbewohner nicht in Feindschaft mit den Galla lebten, wodurch aller Handelsverkehr auf den Flüssen unmöglich gemacht ist.

An dieser ganzen Küstenstrecke zeigen sich die nachteiligen Folgen der arabischen Herrschaft im grellsten Licht. Schiffbare Flüsse bilden vortreffliche Wasserstraßen bis tief ins Innere des Landes hinein, aber sie bleiben unbenutzt, weil teils die Feindschaft zwischen den Stämmen des Binnenlandes, den Galla und Somali, teils der Haß der Araber gegen die Galla einen Verkehr auf denselben nicht aufkommen läßt. Auf dem Juba, der unter normalen Verhältnissen von Handelsfahrzeugen belebt sein müßte, wagt niemand eine Bootfahrt, denn auf dem rechten Ufer droht Plünderung durch die Galla, auf dem linken durch die Somali. Den letzteren fehlt überhaupt alle Lust, den Fluß zu benutzen, um mit den weiter flufabwärts befindlichen Niederlassungen Handelsverbindungen anzuknüpfen. Anstatt durch Handel wohlhabender Ortschaften sieht man daher an der Küste, welche den Angriffen der Galla am meisten ausgesetzt ist, nichts als Ruinen. Von der Jubamündung bis 3° 15' südl. Br. folgen sich die bedeutenderen nach Brenners Aufzeichnungen²²⁾ in folgender Reihenfolge: Die Ruinen eines kleinen Forts, dessen Besatzung von den Galla ermordet wurde, worauf es verfiel; auf Kiama die Ruinen einer großen Moschee, der Insel gegenüber in geringer Entfernung von der Küste ausgedehnte Ruinen einer alten arabischen Stadt, zwischen denen im Jahre 1860 Suaheli Pflanzungen anlegten, diese aber bald wegen der Raubzüge der Galla verließen; an der Schambamündung viele Mauerreste; Ruinen arabischer Bauten aus dem 15. Jahrhundert; auf einem Felsvorsprung die Ruinen eines großen Gebäudes, in seiner Nähe viele Gräber; auf einem Höhenzug die Ruinen einer Moschee und besetzter Gebäude, nebst Gräbern und Minarets; an der Tula-Mündung die Ruine eines großen festen Gebäudes in arabischer Bauart des 15. Jahrhunderts; eine kleine Strecke flufaufwärts eine gut erhaltene Moschee, angeblich aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, und weiterhin mehrere besetzt gewesene Gebäude aus dem 15. Jahrhundert; ebensolche an der Bai von Kiomboni; an der Wabuschimündung die Ruinen eines (vielleicht portugiesischen) Forts; in der Nähe des Dschamfu-Sees ein gut erhaltenes Minaret; weiterhin an der Küste eine Moschee aus dem 15. Jahrhundert, und landeinwärts eine Moschee nebst anderen Ruinen und (mutmaßlichen) Resten eines Forts; zwischen den Lehmhäusern der Suaheliortschaft Symmambaia Ruinen einer Moschee und großer Gebäude; zahlreiche Ruinen portugiesischen Ursprungs auf der Insel Patta, gegenüber auf dem Festland eine Moschee und andere Ruinen; die Ruinen der im Jahre 1806 zerstörten arabischen Stadt auf der Insel Manda, mit einem 1833 zerstörten Palaß eines Verwandten des Sultans; viele Ruinen auf Lamu; in der Formosa-Bai Ruinen der von den Galla zerstörten Ortschaften Kotony, Bamamba, Gomany Schamba und Gomany Muji; bei Mambrui Ruinen einer persischen Stadt; schließlich die großen Ruinen von Malindi.

Ein Volk, welches über so viele Breitengrade verbreitet ist wie die Galla, deren Wohnsitze sich von den Grenzen Abessinians bis hinab nach Malindi erstrecken, muß selbstverständlich in seinen einzelnen Stämmen große Verschiedenheiten aufweisen. Die südlichen Galla zwischen dem Juba und Malindi, mit denen wir uns hier ausschließlich zu beschäftigen haben, unterscheiden sich daher wesentlich sowohl von den durch Raublust und Treulosigkeit berüchtigten muhammedanischen Galla Abessinians, als auch von den halb und halb für den Islam gewonnenen Borani-Galla nördlich vom Juba. Sie glauben an ein unsichtbares höchstes Wesen, Wake oder Waka genannt, aber sie bilden dasselbe nicht ab, sodaß man sie durchaus nicht als Götzendiener bezeichnen kann. Dieses höchste Wesen wird jedoch nur in Zeiten der Not angerufen, wenn Krankheiten ausbrechen oder wenn Wassermangel herrscht, in welchen Fällen die Galla unter Führung der Ältesten vor das Lager hinausziehen und dort, nachdem jeder den Oberkörper entblößt, mit zum Himmel gewendetem Antlitz Wake anrufen. Die Missionäre, welche zu den Galla kamen, fanden alle bei ihnen eine freundlichere Aufnahme und weit mehr Verständnis für ihre Lehren, als bei irgend einem Negerstamm. Polygamie ist unter den Galla nicht Sitte, nur dem obersten Sultan soll es gestattet sein, mehrere Frauen zu besitzen.

²²⁾ Siehe Richard Brenners Forschungen in Ost-Afrika, I. c. Seite 562.

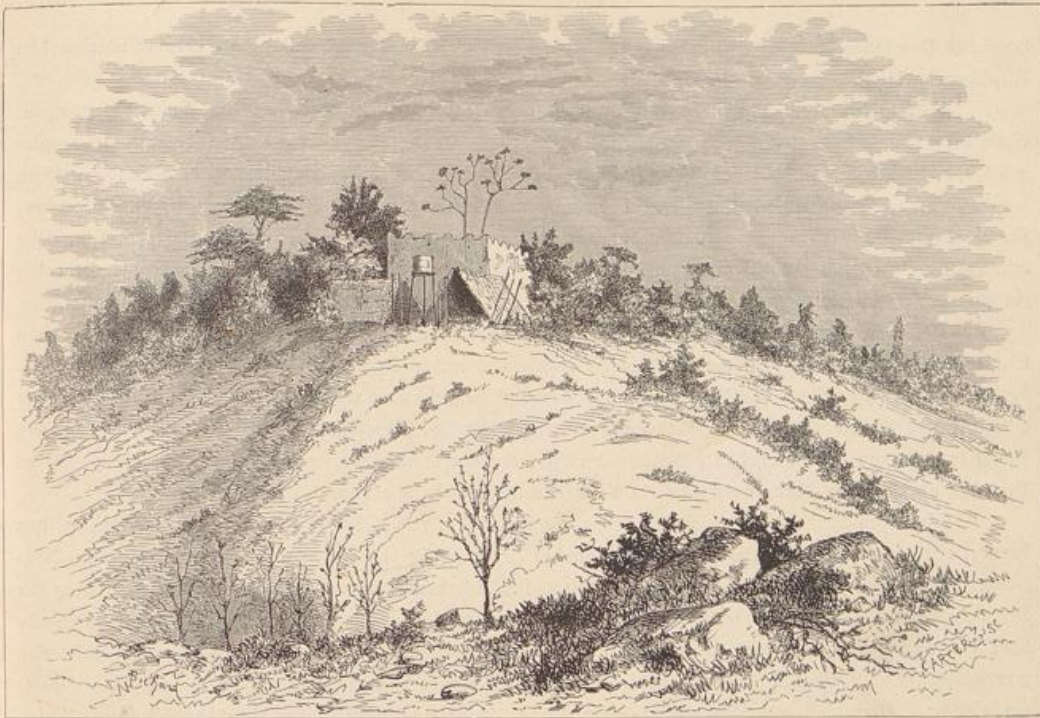
Der oberste Sultan der Galla führt den Titel Heiltsch, doch ist seine Macht keine unumschränkte, und er muß in allen wichtigen Angelegenheiten sich dem Willen der Versammlung der Ältesten, der Abba worati (d. i. Väter der Familien) fügen. In seinen Händen konzentriert sich der ganze Handelsverkehr des Stammes. Er führt ein Lager aller Gegenstände, welche seine Untertanen brauchen, und diesen ist es streng verboten, solche direkt von den fremden Kaufleuten zu erwerben; sie müssen sich vielmehr stets an ihn wenden und seine Ware gegen Vieh und Elfenbein eintauschen. Die Bedürfnisse der Galla sind übrigens gering. Ihre Kleidung besteht nur in einem Schurzstück aus grober Baumwolle; als Schmuck dienen bei den Männern messingene Halsketten, bei den Frauen eiserne Arm- und Fußringe, wogegen Perlen bei ihnen keinen Absatz finden. Viel mehr Sorgfalt als seiner Kleidung widmet der Galla seinen Waffen, welche alle für den Nahkampf berechnet sind. Die Krieger führen kurze Speere mit 6 Zoll breiter Klinge, niemals Bogen und Pfeile. Am kleinen Finger und am Daumen der rechten Hand stecken starke eiserne Ringe, welche mit einem Stachel versehen sind, eine im Handgemenge, welches die Galla vorzüglich lieben, furchtbare Waffe.

Da die südlichen Galla Nomaden sind, bilden Milch, Butter und Honig neben dem Fleisch der Zucht-tiere ihre Hauptnahrung. Den Honig, den sie sehr lieben, verschaffen sie sich durch eine ziemlich rohe Bienenzucht. Von 10 bis 12 Zoll starken Bäumen, berichtet Bremner, wird zu diesem Behufe die Borke in einer Länge von 4 Fuß abgeschält und der Cylinder an einer Seite geschlossen. Diese Bienenkörbe werden nun zu Hunderten in den höchsten Spitzen der Bäume befestigt, und nach kurzer Zeit ist der größere Teil derselben von Bienen bewohnt. Der Honig wird dann unter Anwendung von Rauch und möglichster Schonung der Schwärme gewonnen.

Die Hauptbeschäftigung der Galla ist, wenn sie sich nicht auf einem Kriegszug befinden, die Viehzucht und die Jagd. Sie besitzen große Herden Zebus, der bis Mosambik hinab verbreiteten Buckelochsen (*Bos Zebu*), und der Ertrag dieser Herden ist so bedeutend, daß er ihren eigenen Bedarf weitaus deckt. Die Meta-Galla z. B. besitzen so viel Vieh, daß auf jeden Kopf ihres Stammes, auch die Frauen und Kinder mit eingerechnet, 8 Stück Vieh entfallen. Wenn bei ihnen ein Kind geboren wird, pflegt man vor der Hütte, in welcher es zur Welt kam, eine frisch milchende Kuh mit dem Kalbe anzubinden. Diese liefert dem Neugeborenen die nötige Milch und bildet zugleich den Grundstock seines künftigen Besitzes an Vieh. Bei der Abgeschlossenheit von der Außenwelt, in welcher die Galla leben, ist an eine Ausnutzung des Milchreichtums ihrer Herden gar nicht zu denken.

Außer Rindvieh züchten die Galla auch noch große Herden Ziegen und fettschwänziger Schafe, welche letztere ein weißes Fell mit schwarzem Rückenstreifen und antilopenartige Hörner besitzen. Pferde und Kameele kommen auch vor, doch nur in geringer Anzahl; sie werden nicht als Reittiere, sondern zum Tragen der Wasservorräte auf dem Marsche verwendet. Die Wasserversorgung spielt nämlich eine wichtige Rolle im Leben der Galla, und sie sind gezwungen, oft große Wasservorräte mitzuführen, da auf den weiten Ebenen, welche ihren Herden Futter liefern, Wassermangel herrscht.

Junge Tiere werden von den Galla nie geschlachtet. Fleischnahrung liefern ihnen nur die nicht mehr Milch gebenden Kühe und ausgewachsene Schafe und Ziegen, und daneben versorgt sie die Jagd reichlich mit solcher, denn auf den Grasebenen, auf welchen sie nomadisieren, wimmelt es von Wild aller Art.



Fort bei Tongwe.

Die Deutschen in Ost-Afrika.

Die kolonialpolitischen Bestrebungen der letzten Jahre haben nur deshalb in allen Schichten unseres Volkes ein so mächtiges Interesse erregt, weil dasselbe hoffte, daß in den im „dunkeln Erdteil“ erworbenen Besitzungen ein neues Auswanderungsgebiet erschlossen werde. Ist ja doch vom nationalen Standpunkt aus nichts so sehnlich zu wünschen, als daß die Hunderttausende, welche als Überschuß unserer Volkskraft das alte Heimatland verlassen und jetzt meist jenseits des Großen Ozeans eine neue Heimat suchen, nicht wie bisher zum großen Teil dem Deutschtum verloren gehen, sondern, im engen Zusammenhang mit dem Mutterlande bleibend, demselben mit deutscher Sprache und deutschem Wesen auch ihre Kraft erhalten. Das Interesse der Massen für die ersten großen Erwerbungen in Südwestland ist rasch erkaltet, als es bekannt wurde, daß dort an eine Kolonisation im günstigsten Falle nicht in absehbarer Zeit zu denken sei. Alle Sympathie für die kolonialen Erwerbungen konzentrierte sich auf Kamerun, welches sozusagen das Schooßkind der Massen geworden ist. Das war ja keine Streusandbüchse wie Angra Pequena, das war ein Land mit üppiger,

herrlicher Vegetation, in dem es Schätze aller Art zu heben giebt, welche die Natur dort verschwenderisch dem Menschen darbietet.

Alle späteren enttäuschenden Aufklärungen und die wiederholte Betonung des Umstandes, daß die Gründung von Ackerbaukolonien in Kamerun, welche sich zur Aufnahme des Auswandererstromes eignen würden, nicht möglich sei, hat das farbenprächtige Bild, welches die Volkspheantasie von dem Land zu Füßen des Götterberges entworfen, nicht abzuschwächen vermocht. Wenn aber jemals unser Kamerunbesitz eine Bedeutung für die deutsche Auswanderung erlangt, dann wird er sie nur als eine Eingangspforte zu jenem Hinterland erlangen, welches sich vom Venuë zum Rio del Rey und Kamerun erstreckt und dessen gebirgige Gegenden ein für deutsche Ansiedler geeigneteres Klima besitzen als die mangrovenumstandenen Ufer des Kamerun.

Der erste Sturm der Begeisterung für koloniale Erwerbungen in Afrika war verrauscht und begann nüchterner Erwägung Platz zu machen, als die Kunde von neuen Erwerbungen einlief, welche diesmal auf der entgegengesetzten Seite des Kontinents, auf der Ostküste zu suchen waren. Im stillen, aber mit großer Sorgfalt und Gründlichkeit vorbereitet, hatte dort eine deutsche Expedition im Hinterlande des Sultanats Sansibar, wo man die Oberhoheit des Sultans nicht mehr anerkannte, mit unabhängigen eingeborenen Fürsten Verträge abgeschlossen, durch welche sie ein Land von 2500 □ Meilen erwarb.

Die ersten Nachrichten, welche über dieses Land einliefen, riefen nicht mehr eine so freudige Begeisterung hervor, wie die ersten deutschen Erwerbungen an der Westküste, sie begegneten vielmehr einem gewissen Mißtrauen, da die Überzeugung, daß die Gründung deutscher Ackerbaukolonien im tropischen Afrika ein Ding der Unmöglichkeit sei, sich immer mehr befestigt hatte. Es mag dahingestellt bleiben, ob in der ersten Freude über den Erfolg der Wert der neuen Erwerbungen übertrieben und von ihnen eine Schilderung entworfen wurde, welche der Wirklichkeit nicht völlig entsprach. Hatte doch auch Stanley inbezug auf diese Gebiete geschrieben: „Wer direkt mit Usagara, Ufeguha, Ukutu, Uhehe Handel zu treiben wünscht, Elfenbein, Zucker, Baumwolle, Orseillewurzel, Indigo und Korn aus diesen Ländern beziehen will, dem eröffnet sich hier eine schöne Gelegenheit.“ Jedenfalls war auch dieses neue Gebiet zur Anlage von Ackerbaukolonien nicht geeignet, aber deshalb war es doch nicht gering zu schätzen, und jene, welche den Erwerbungen der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft allen Wert absprachen und in denselben nur eine Last für Deutschland sahen, durch welche dasselbe in Konflikte mit dem Sultan von Sansibar verwickelt werden konnte, schütteten das Kind mit dem Bade aus. Der Hauptwert dieser Erwerbungen lag zunächst darin, daß man in dem Hinterlande Sansibars, durch welches die Karawanenstraße nach den großen Seen führte, festen Fuß gefaßt hatte, und daß man von einer gesicherten Grundlage aus dem Ziele zustreben konnte, welches einzig und allein in Ostafrika begehrenswert ist. Auch dort sind Landstriche vorhanden, in denen Europäer ohne Schaden für ihre Gesundheit leben können, aber sie lagen damals, als die ersten deutschen Erwerbungen an der Ostküste gemacht wurden, noch so weit von diesen entfernt, und die Pläne, welche die Leiter des Unternehmens verfolgten, umgab ein so undurchdringliches Dunkel, daß dadurch Angriffe förmlich herausgefordert wurden und man den Gegnern des Unternehmens die Waffen gegen dasselbe selbst in die Hand drückte. „Wir Deutsche, die wir jetzt Besitzungen in Ostafrika haben,“ schrieb damals Dr. Fischer, „wir müssen unsern Blick anderswohin wenden, wir müssen eine Verbindung mit dem Viktoria-See herstellen. Hier liegt die Zukunft für das Sansibargebiet. Das ist eine Lebensfrage für das Unternehmen, wenn es von großer Bedeutung werden soll.“ Nun, die letzten Vorgänge in Ostafrika haben gezeigt, daß die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft sich dessen, was sie zu thun hatte, wohl bewußt war, und daß sie unbeirrt durch alle Anfeindungen auf ihr Ziel losging, wenn sie auch durch Rücksichten auf drohende Konkurrenz und um zu verhindern, daß andere ihr zuvorkamen, lange Zeit gezwungen war, die Welt über ihre Absicht im Unklaren zu lassen, ja sogar zu täuschen.

Nicht der Tanganjika, wie man lange Zeit glaubte, sondern der Ukerewe ist das Ziel unseres Vordringens in Ostafrika. „Auf diesem Wege,“ schreibt Dr. Fischer, „sind wir eher als die Italiener in den fruchtbaren, hochgelegenen Gebieten, deren Anfänge am Naiwascha-See ich kennen gelernt habe und die sich

nach dem Samburu-See und nach Abessinien hin erstrecken. Hier unweit von Massala findet man das beste, billigste und meiste Elfenbein; hier liegen die Hochplateaus bereits 5—6000 Fuß über dem Meerespiegel, während die Gebirge sich bis 15000 Fuß erheben. Der Nation, welche bei Massala zuerst Station macht, gehört ein Teil der besten Gebiete ganz Afrikas, welche die Italiener vom roten Meer durch das Land der feindseligen Somali zu erreichen bestrebt sind. Wenn überhaupt afrikanische Gebiete eine große Zukunft haben, dann sind es die nordöstlich vom Viktoria-See gelegenen; wenn man irgendwo im Binnenlande im Elfenbeinhandel ein Geschäft machen will, so ist es dort.“ Der eingeschlagene Weg ist der einzig richtige, da auf ihm nicht jene großen Schwierigkeiten zu überwinden sind, welche bei einem Vordringen von der Somaliküste aus die Feindschaft der raubgierigen Somalistämmen bereitet, und mit der Erwerbung von Dschagga und der Ausdehnung ihres Gebietes bis zum Kilima-Ndscharo hat die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft bereits eine wichtige Etappe auf dem Wege nach dem begehrenswerten Teil Ost-Afrikas erreicht.

Wir werden dasjenige, was unsere Landsleute schon jetzt in Ost-Afrika geleistet haben, besser würdigen können, wenn wir zunächst einen Blick auf die Thätigkeit anderer Nationen in diesem Teil Afrikas werfen und ihre Errungenschaften kennen lernen. Das wichtigste Unternehmen, auf das einst große Hoffnungen gebaut wurden, ist die belgische Station, die als äußerster Vorposten europäischer Kultur am Tanganjika-See gegründet wurde.

Die im September 1876 abgehaltene internationale geographische Konferenz konstituierte sich bekanntlich als Association internationale africaine, welche sich mit der Lösung dreier großen Aufgaben beschäftigen sollte: zunächst sollte die wissenschaftliche Erforschung des noch unbekanntem Innern Afrikas mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gefördert werden; dann wollte man versuchen, der europäischen Zivilisation einen Weg in das erforschte Innere zu erschließen; schließlich danach streben, den dort noch immer schwunghaft betriebenen Sklavenhandel vollständig zu unterdrücken. Ein von der Konferenz gewählter Ausschuss, welcher aus den Herren Dr. Nachtigal, Sir Bartle Frère und Quatrefages bestand, sollte die nötigen Vorarbeiten leiten.

Der auf der Konferenz angeregte Gedanke fand in den weitesten Kreisen aller Länder Europas und auch in Nord-Amerika die günstigste Aufnahme. Überall bildeten sich Lokal-Komitees zur Unterstützung des Unternehmens und namentlich zur Beschaffung der zu seiner Durchführung nötigen bedeutenden Geldmittel, und ehe ein Jahr verging, verfügte der Ausschuss der Association bereits über 600000 Franken. Der weitaus größere Teil dieser Summe, eine halbe Million Franken, war in Belgien gezeichnet worden, der Rest in Deutschland, Osterreich, Frankreich, Italien, Rußland, Spanien, Portugal, der Schweiz, Holland und in den Vereinigten Staaten.

Im folgenden Jahre wurde durch eine internationale Kommission in Brüssel der Plan für die erste Expedition in das Innere Afrikas festgestellt. Es wurde beschlossen, dieselbe von Sansibar zum Tanganjika-See vordringen zu lassen, wo sie — wenn möglich am westlichen Ufer des Sees — eine Station errichten sollte, welche imstande wäre, als Ausgangspunkt einer Expedition zur Durchquerung Afrikas zu dienen, welcher eine zweite Expedition von der Westküste aus entgegenziehen sollte.

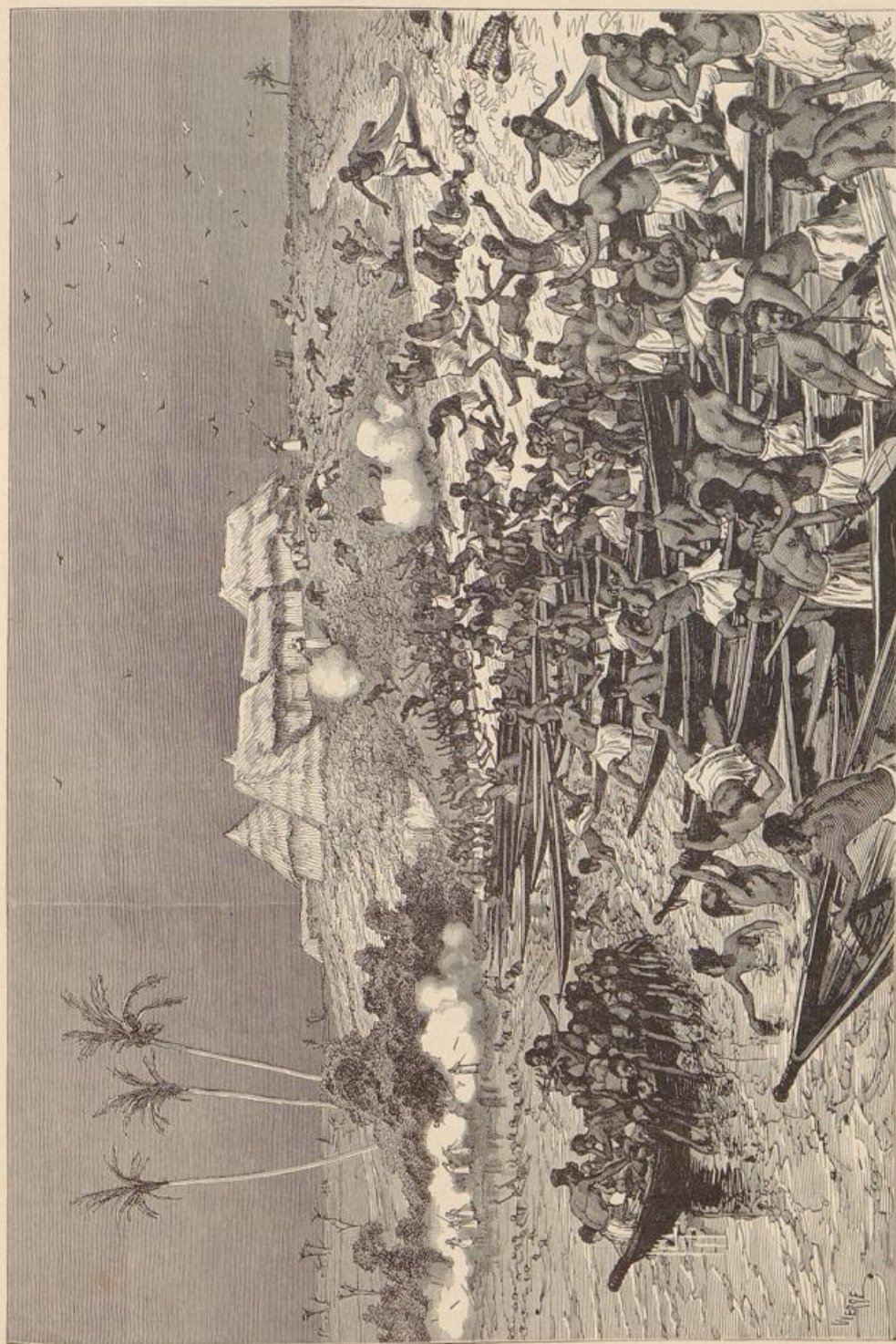
Gegen Ende desselben Jahres war die zur Errichtung der Station am Tanganjika-See bestimmte Expedition zum Aufbruch bereit, aber ein eigentümliches Mißgeschick waltete über der ersten Thätigkeit derselben. Hauptmann Crespel, der Führer der Expedition, starb bald nach dem Aufbruch, kurze Zeit darauf verlor die Expedition ein zweites Mitglied, Dr. Maes, durch die Folgen eines Sonnenstiches, und der Osterreichereicher Marno war durch Krankheit so entkräftet, daß seine Rückkehr nach Sansibar unvermeidlich war. Von der Expedition, welche so hoffnungsfreudig ausgezogen, war nach wenigen Wochen nur noch Hauptmann Cambier übrig, aber dieser war fest entschlossen, das Unternehmen auch allein durchzuführen. Er kam zwar nur langsam vorwärts, trotzdem die Association ihm wiederholt Expeditionen nachsandte und sich durch erneute Verluste, welche diese erlitten — der Tod der Leutnants Wauthier und Delen — nicht abschrecken ließ, aber im

August 1878 hatte er seine Aufgabe gelöst: der Tanganjika-See war erreicht, und an seinem Ost-Ufer wurde die erste Station der Association, Karema, gegründet. Cambier, dessen unermüdlicher Ausdauer dieser erste Erfolg zu verdanken war, behauptete den gewonnenen Posten bis zum Dezember 1880, und erst als es nach unermesslichen Anstrengungen gelungen war, die Station durch 5 nachgesandte Belgier zu verstärken, kehrte er nach Europa zurück.

Die Leitung der Station Karema übernahm an Cambiers Stelle Hauptmann Romaekers, welchem Leutnant Becker zur Seite stand. Im Jahre 1881 war man endlich imstande, nach dem Eintreffen neuer Verstärkungen an die weitere Durchführung des Planes zu denken, welchen die Internationale Kommission vor 4 Jahren in Brüssel vorgezeichnet hatte. Im April fuhrn Hauptmann Popelin und Herr Roger über den See, um am Westufer desselben einen zur Anlage einer zweiten Station geeigneten Platz zu suchen, aber der Tod Popelins, der schon nach wenigen Tagen dem Klima erlag, vereitelte das Vorhaben. Roger verfolgte den Plan nicht weiter, und kehrte unverrichteter Dinge nach Karema zurück, von wo er später mit einem Auftrage nach der Küste gesandt wurde.

Immer noch forderte der Tod neue Opfer. Am 25. Februar 1882 starb Hauptmann Romaekers, und die mit so vieler Mühe gegründete und behauptete Station hing abermals von der Ausdauer eines einzigen Mannes, des Leutnants Becker ab, aber in Europa war man nicht müßig gewesen, eine neue Expedition unter Führung von Leutnant Storms war schon unterwegs, und am 27. September 1882 traf sie in Karema ein.

So schloß das Jahr nicht ungünstig für die Association. Sie konnte mit den Erfolgen fünfjähriger Thätigkeit in Afrika zufrieden sein, so groß auch die Opfer an Menschenleben und Geld waren, welche das bisher Errungene gekostet hatte. Mit der Gründung und Behauptung der 800 Kilometer von der Küste entfernten Station Karema war mitten im dunkeln Erdteil eine europäische Niederlassung geschaffen, wie Afrika keine zweite besaß. Die Lage der Station war in jeder Beziehung eine günstige. Von 50 bis 60 Meter hohen Hügeln gegen Osten umschlossen, selbst auf einem kleinen Hügel gelegen, erfreut sie sich dank den Seewinden eines ausnehmend milden Klimas, und die mittlere Temperatur beträgt nur 25° C. Inmitten mehrerer Magazine, Ställe u. s. w. erhob sich das freundliche, aus Ziegeln erbaute Haus, in welchem die Europäer wohnten, und auf dem mehr als 200 □ Meter großen Raum, den alle diese Gebäude bedeckten, war auch ein Brunnen gegraben worden, so daß man nicht mehr nötig hatte, Wasser aus dem See zu holen, dessen Ufer immer mehr von der Station zurücktrat. Als die Station im Jahre 1875 gegründet wurde, befand sich der Hügel, den sie einnahm, noch unmittelbar am Ufer des Sees, da aber das Niveau des Tanganjika seitdem bedeutend fiel, war er im Jahre 1882 schon 500 Meter von demselben entfernt. Den Verkehr auf dem See vermittelten damals ein der Association gehörendes Dampfschiff und ein Segelfahrzeug. Die Europäer standen zu den Eingeborenen in den freundschaftlichsten Beziehungen. Die letzteren hatten sich überzeugt, daß die Europäer ihnen in vieler Beziehung von Nutzen sein konnten, daß die Anwesenheit derselben auch ihre Sicherheit vermehrte, da sie stets auf ihren Schutz rechnen konnten, und sie ehrten sie dadurch, daß sie häufig bei Streitigkeiten sie als Schiedsrichter anriefen, was wieder zur Folge hatte, daß eine Menge Streitfälle, in welchen früher die Waffen entschieden hatten, jetzt durch friedlichen Vergleich geschlichtet wurde. Die Station wirkte also trotz der kurzen Dauer ihres Bestehens schon segensreich in mancher Beziehung. Karema wurde eine Zufluchtsstätte für alle diejenigen, welche ein ruhiges Leben der durch unaufhörliche Kämpfe und Überfälle gefährdeten Existenz, welche sie bisher geführt hatten, vorzogen. Um die Stationsgebäude war ein neues Eingeborendorf entstanden, in welchem in 50 Häusern eben so viele Familien wohnten, und das Dorf Karema wies also eine Vermehrung seiner Bevölkerung um mehr als 30% auf. Man hatte Werkzeuge unter die Leute verteilt, hatte sie angeeifert, der Kultur ihres Bodens erhöhte Sorgfalt zuzuwenden, und die Erfolge, welche die Station selbst durch Anlage von Plantagen auf dem überaus fruchtbaren Boden erzielte, spornen die Neger zur Nachahmung an. Neben der Ölpalme, der Baumwollstaude und den meisten tropischen



Überfall eines Dorfes durch Sklavenhändler an einem Markttag.



Überfall eines Dorfes durch Sklavenhändler an einem Markttag.

Gewächsen, die in dem Boden Karemas gedeihen können und die man dort schon vorfand, hatte man europäische Gewächse zu pflanzen versucht und mit denselben die günstigsten Erfolge erzielt. Der Beweis war geliefert, daß die meisten der in Europa gebauten Gemüse auch am Tanganjika gezogen werden können. Auf den weiten Grasflächen der Umgegend entwickelte sich ferner auch die Viehzucht wieder, welche hier völlig aufgehört hatte, und die von den Europäern mitgebrachten Zuchtthiere vermehrten sich rasch.²³⁾

Karema war aber immer nur ein weit vorgeschobener, einsamer Posten, bloß durch eine schmale Straße mit der Küste verbunden, und es ist dies bis heute geblieben. Das Land, welches auf dem Wege nach Karema zur Rechten und zur Linken lag, blieb mehr oder minder unerforscht, denn alle Expeditionen zum Tanganjika folgten derselben Straße und wichen von derselben nicht ab. Erst wenn ein dichtes Netz von Stationen das Land zwischen dem Tanganjika und dem Meere bedeckte, gewann Karema hohen Wert. Der Schwerpunkt bei der Arbeit der Erschließung Ost-Afrikas lag also in den Forschungsreisen, welche sich die Aufgabe stellten, dieses Zwischengebiet zu erforschen und der Kultur zu erschließen. Dadurch gewinnen zunächst jene Forschungsreisenden große Bedeutung, welchen wir die Kenntnis des Hinterlandes der Besitzungen des Sultans von Sansibar verdanken, wo sie gleichsam die Pioniere der späteren Kolonistoren waren.

Hier läßt sich auch eine gewisse Berechtigung deutscher Erwerbungen schon aus dem Umstande ableiten, daß es in erster Reihe deutsche Forschungsarbeit war, welche diese Länder aus dem Dunkel hervortreten ließ. Portugiesen haben die Küste entdeckt, Deutsche das Binnenland erforscht. Nachdem Vasco de Gama das Kap der Guten Hoffnung umsegelt, fuhr er längs der Küste nach Norden, landete aber erst bei Malinda wieder, und hätte dann bei Mombas bald den Untergang gefunden, da ein verräterischer Kooftse ihn dort zwischen Klippen führte. In das Innere des Landes kam Vasco de Gama nicht, und obwohl die Portugiesen an der Küste Forts und Faktoreien errichteten und Jahrhunderte lang an derselben Handel trieben, kümmerten sie sich doch wenig um das Hinterland ihrer Kolonie, und die Kartographen blieben auf die dürftigen Mitteilungen beschränkt, die durch die Eingeborenen, welche an die Küste kamen, zu ihrer Kenntnis gelangten. Genauere Kunde über Land und Leute erlangten wir erst, als im Jahre 1842 der Missionär Dr. Krapf, von den abessinischen Galla aus seinem bisherigen Wirkungskreise vertrieben, nach Mombas kam, um zu versuchen, ob es nicht möglich sei, von dort aus dem Christentum eine Bahn ins Innere zu brechen. Das fernere Binnenland wurde aber erst durch Dr. Krapfs Kollegen Rebmann bekannt, der im Jahre 1847 mit 8 Begleitern nach Westen zog und bis zu dem interessanten Höhenzug von Teita vordrang. Im folgenden Jahre unternahm er einen zweiten Zug und gelangte durch die hinter Teita sich ausdehnende Wüste in das wohlbebaute Dschagga am Südabhang des Kilima-Ndscharo. „Lediglich mit einem Regenschirm bewaffnet“, hatte der kühne Glaubensbote eine Strecke von 2 Längengraden in einem bisher völlig unbekanntem, durch die Erzählungen der Eingeborenen mit allerlei Schrecken umgebenen Lande durchzogen, und brachte die überraschende Kunde heim, daß sich wirklich im äquatorialen Afrika Berge befinden, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist. Schon in einem im Jahre 1530 erschienenen portugiesischen Buche findet sich die Behauptung, daß westlich von Mombas der Olymp Äthiopiens zu sehr großer Höhe emporsteige, und daß hinter ihm das Mondgebirge liege, in welchem der Nil entspringe. Nun, nach mehr als 300 Jahren erfuhr man, daß jener alte Geograph nicht falsch berichtet gewesen. Auch den Eingeborenen, welche Rebmann begleiteten, erschien unglaublich, was man in Europa so lange bezweifelt hatte. Als Rebmann am Morgen des 11. Mai 1847 die Berge von Dschagga deutlicher wahrnahm, glaubte er anfangs, daß der Gipfel von einer auffallend weißen Wolke bedeckt sei. „Mein Führer,“ erzählt er, „hieß das Weiße, das ich sah, schlechtweg Kälte (beredi), es wurde mir aber ebenso klar als gewiß, daß das nichts anderes sein könne als Schnee, welchen Namen ich den Leuten nannte und die Sache zu erklären suchte; sie wollten mir aber nicht recht glauben.“²⁴⁾

²³⁾ Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, 1829—1882.

²⁴⁾ Dr. J. E. Krapf. Reisen in Ost-Afrika, ausgeführt in den Jahren 1847 bis 1855. Stuttgart, Selbstverlag, 1858; II. Teil, Seite 50.

Rebmann unternahm in demselben Jahre eine zweite Reise nach Dschagga, diesmal besser ausgerüstet und von 15 Trägern begleitet, welche mit Flinten und Bogen bewaffnet waren, und durchzog mit denselben fast alle Dschagga-Staaten am Südabhang des Kilima-Ndscharo. Das Entdeckungsfieber trieb ihn im Jahre 1849 abermals hinaus, und er wandte sich diesmal vom Kilima-Ndscharo nach Westen, um das Land Unjamwesi zu erreichen, von dem die Eingeborenen ihm erzählt hatten, aber diese Expedition mißlang, Rebmann wurde von dem Herrscher von Majame ausgeplündert und kam mit Mühe und Not nach Mombas zurück.

Seine Erlebnisse auf dieser Reise scheinen ihm die Lust zu ferneren Entdeckungsreisen benommen zu haben, denn er beteiligte sich fortan an keiner mehr, wogegen sein Kollege Dr. Krapf fortan umso regeren Forschungseifer entwickelte. Er zog im Jahre 1840 durch Teita, wandte sich aber dann mehr nach Norden als Rebmann und kam durch Kikumbulu nach Kitui. Auf dieser Reise erhielt Krapf Nachricht von einem zweiten Schneeberg, 6 Tagereisen hinter Kitui. Kiwoi, der Häuptling von Kitui erzählte ihm, „er habe die meisten Gegenden in Dschagga gesehen, und kenne den Berg (Kilima-Ndscharo) sehr wohl, aber es sei ein zweiter, noch größerer Kiima dscha dscheu (Berg der Weiße, weißer Berg) zwischen den Ländern Kikuyu, Mbe und Uimbu, von welchem Weißberg der Danafluß seinen Ursprung habe.“ Krapf sah bald darauf bei hellem Wetter von Kiwois Dorf aus den Kilima-Ndscharo, aber den Kenia, welcher nach Angabe des Häuptlings auch zuweilen sichtbar sein sollte, konnte er nicht sehen, „da es gegen Norden und Nordwest nicht hell war, indem der Regen bereits von jener Richtung zu fallen angefangen hatte.“ Auf der Weiterreise erblickte Krapf endlich am 3. Dezember den schneebedeckten Riesenberg. „Er erschien mir,“ schreibt er, „wie eine ungeheure Mauer, auf deren Spitze ich zwei große Türme oder Hörner erblickte, welche nicht weit voneinander stehen, und welche dem Berg ein imposantes Ansehen geben. Der Kilima-Ndscharo hat einen kuppelähnlichen Gipfel, der Kegnia dagegen ist mehr dachstuhlartig. Die Säulen oder Hörner werden ohne Zweifel von den nördlichen Bewohnern weithin gesehen werden, weshalb ich mich nicht wundere, daß schon Bruce berichten konnte, der weiße Fluß entspringe von Schnee, nur daß er diesen nach Kaffa versetzt, wo es keine Schneeberge giebt, wo man aber wohl von den Schneebergen im Süden hören kann.“²⁵⁾

In diesen Angaben Krapfs finden sich zwei Irrtümer, von denen der eine zwar noch entschuldbar ist, der andere aber doch etwas auffällig erscheint. Der Kenia erstreckt sich nämlich nicht, wie Krapf berichtete, „von Ost nach Nordwest bei West“, er liegt nicht westlich, sondern nördlich vom Kilima-Ndscharo, und er endigt nicht in zwei „Säulen oder Hörner“, sondern hat eine einzige zuckerhutähnliche Spitze.

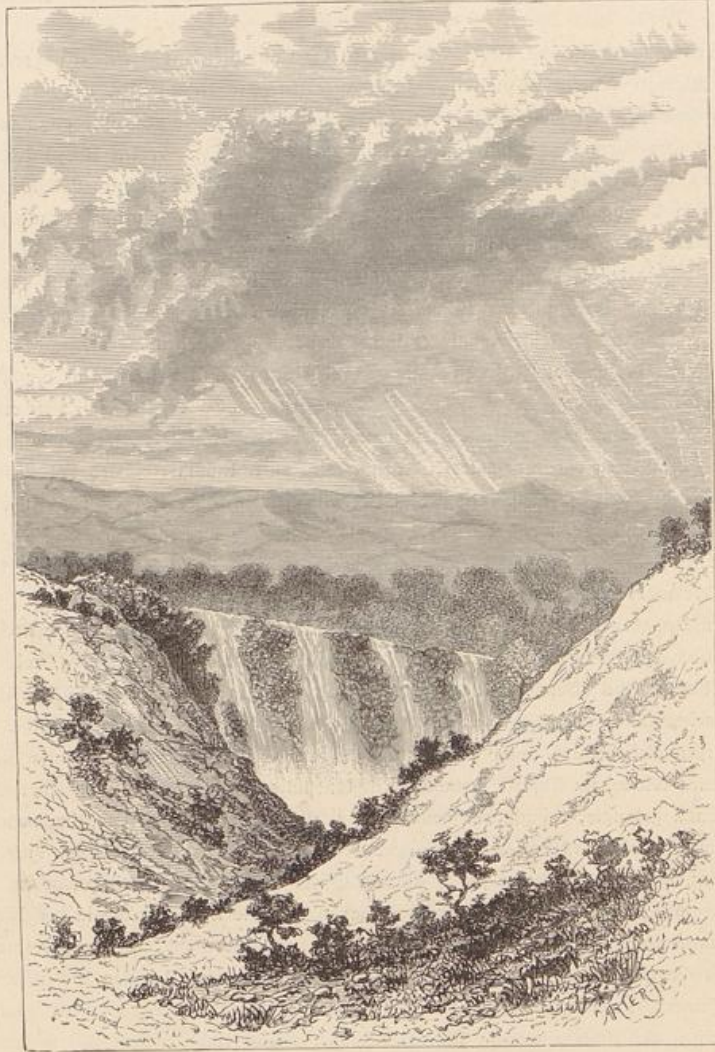
Dieser ersten Reise Krapfs nach Ukambani folgte schon im Jahre 1851 eine zweite, welche in der Absicht unternommen wurde, im Distrikt Jata eine Missionsstation zu gründen. Diese Expedition, auf welcher Krapf bis zum Tana gelangte, mißglückte, denn sie wurde von räuberischen Eingeborenen überfallen, und Krapf entran kaum den Pfeilen derselben. Seine Scheu, Menschenblut zu vergießen, hielt ihn ab, auf die Angreifer zu feuern, und er wäre dabei selbst bald ein Opfer seiner Gutmütigkeit geworden.

Diese mißglückte Expedition Krapfs war für lange Zeit die letzte, welche in der Richtung nach dem Kilima-Ndscharo unternommen wurde. Erst elf Jahre später kam wieder ein Reisender, abermals ein Deutscher, nach Mombas, der Freiherr Karl von der Decken, welchen der Geologe Thornton begleitete. Das Ergebnis ihrer Reise ins Innere, welche sie an den See Jipe und zum Kilima-Ndscharo führte, war die erste Karte des Gebietes zwischen der Küste und dem Kilima-Ndscharo, welche einigermaßen auf wissenschaftlichen Wert Anspruch erheben konnte. Freiherr von der Decken kam später nochmals zum Kilima-Ndscharo, diesmal begleitet von Dr. Kersten, erstieg den Bergriesen bis zu einer Höhe von 4300 Metern und nahm den Berg Meru durch Triangulation auf, aber den Plan, in Massai-Land einzudringen, mußte er aufgeben, da ihm an der Grenze mehrere tausend bewaffnete Krieger entgegentraten und ihn zur Umkehr zwangen. Den Ränken

²⁵⁾ Krapf, l. c., II. Teil, Seite 167.

des Karawanenführers Sadi ben Mhedi, welcher von der Decken begleitetete, scheint ein großer Teil der Schuld am Mißlingen der Expedition zuzuschreiben sein.²⁶⁾

Nach von der Decken unternahm in Begleitung des soeben erwähnten Karawanenführers Sadi eine Reise ins Innere der Missionär New. Er bestieg den Kilima-Udscharo und soll der Erste gewesen sein, der

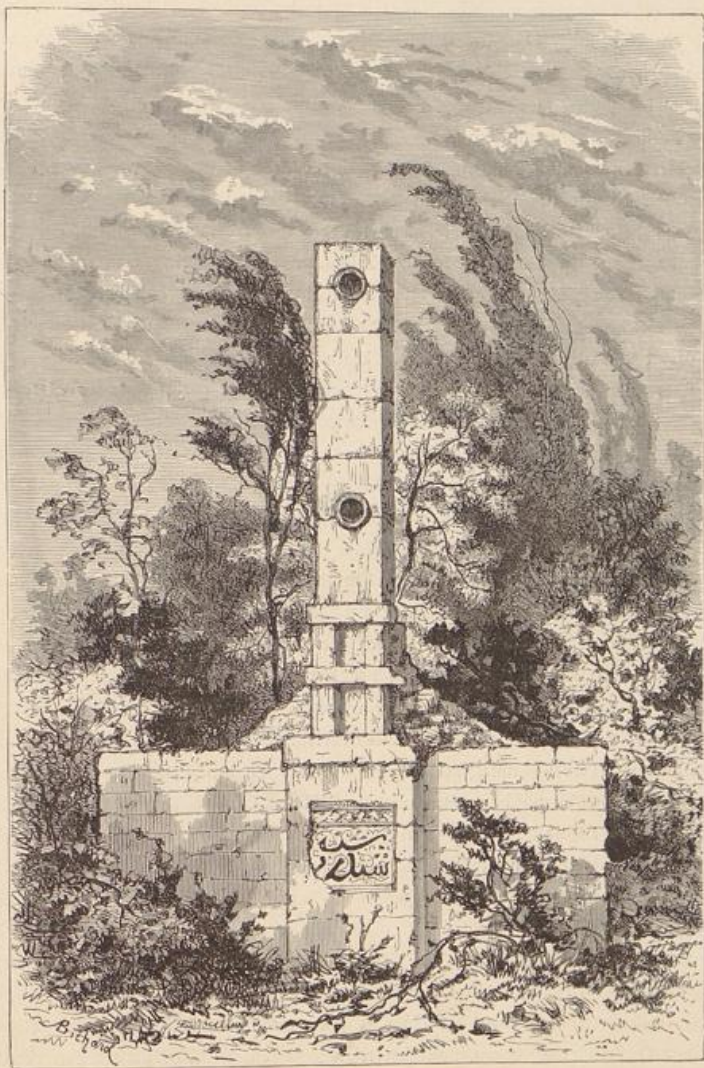


fall des flusses Pangani.

die Schneegrenze desselben erreicht hat; er entdeckte auch am Fuße des Berges einen herrlichen See, den Dschalla, welcher den Krater eines erloschenen Vulkans ausfüllt. Auf einer zweiten Reise, welche er einige

²⁶⁾ Baron C. C. von der Deckens Reisen, I. Band, Seite 251 u. f.; II. Band, Seite 9 u. f.

Jahre später unternahm, wurde New ausgeplündert, und wieder wurde als Hauptanstifter des Überfalls Sadi bezeichnet, der auch New auf dem Heimwege vergiftet haben soll, was jedoch weder erwiesen, noch glaubhaft ist, da Sadi jede Veranlassung zu einer solchen That fehlte.



Ruinen eines arabischen Grabdenkmals.

Im Jahre 1877 bereiste dasselbe Gebiet der Naturforscher Hildebrandt, er hielt sich aber genau auf der schon von früheren Reisenden betretenen Bahn und gelangte über deren Endpunkte nicht hinaus, so daß seine Reise außer verschiedenen Höhenbestimmungen keine Bereicherung unseres geographischen Wissens zur Folge hatte.²⁷⁾

²⁷⁾ Siehe seinen Bericht über diese Reise in den Verhandlungen der Berliner geographischen Gesellschaft für Erdkunde, 1877, II. 10.

Bald nach der Expedition Hildebrandts wurde in London in der Königlichen Geographischen Gesellschaft der Plan angeregt, eine Expedition nach Massai-Land zu senden. Keith Johnston, einer der begeistertsten Vertreter dieses Planes, wurde schließlich zwar nach Afrika gesandt, jedoch nicht um in Massai einzudringen, sondern zur Erforschung des Ukerewe (Victoria Njansa). Er starb gleich zu Anfang der Reise an Dysenterie, und seitdem war von einer Expedition nach Massai nicht mehr die Rede, bis in jüngster Zeit zwei Reisende, ein Deutscher und ein Engländer, der in Sansibar lebende Arzt Dr. Fischer²⁸⁾ und Joseph Thomson²⁹⁾ den Plan wieder aufnahmen und beide die Aufgabe, welche sie sich gestellt hatten, glücklich lösten.

Das Küstengebiet hatte indessen auch noch ein Franzose bereist, ohne jedoch über das erste Gebirge hinüberzudringen. Achille Raffray unternahm im Jahre 1874 von Sansibar aus eine Reise nach Mombas, von wo er das Gebiet der Wanika zwischen der Küste und dem Schimba-Gebirge besuchte. Durch seine Reise, die früheren Reisen Dr. Krapfs und Rebmanns, sowie durch die Mitteilungen von der Deckens und Kerstens ist das Wanikaland so bekannt geworden, wie wenig andere Gebiete im Innern Ost-Afrikas.³⁰⁾

Das Schimbagebirge ist etwa 25 bis 30 Kilometer von der Küste entfernt und streicht mit dieser parallel in der Richtung von Süden nach Norden vom Kap Wassin bis gegenüber von Mombas, wo es von den Thälern, durch welche der Rabhai und Ribé dem Meere zustießen, unterbrochen wird. Jenseits dieser Flüsse führt das Gebirge den Namen Dscherima. Nach Westen verläuft das Gebirge, welches nirgends 500 Meter Höhe übersteigt, in das Hochland, aus welchem gewaltige Gebirgsmassen emporsteigen, das Pare-Gebirge, der mit ewigem Schnee bedeckte Kilima-Ndscharo u. s. w.

Im Schimba- und Dscherima-Gebirge und in dem östlich von diesen sich ausbreitenden Flachland wohnen die Wanika, nach Süden Nachbarn der Wasambara, im Westen an die Wataita und im Norden an die Galla grenzend. Nach Osten erstrecken sich ihre Wohnsitze bis zur Meeresküste. Im Dscherima-Gebirge führen sie den Namen Alüpanga, im Schimba-Gebirge heißen sie nach den von ihnen bewohnten Bergen Waschimba, und die Bewohner der Ebene nennen sich Wadigo. Der Gesamtname Wanika, der für alle drei Stämme gebräuchlich ist, entstand aus dem Worte Nika, d. i. Wüste, Einöde, unter Hinzufügung der gewöhnlichen Vorsilbe Wa, sodaß die Wanika durch diesen Namen als Bewohner der Einöde bezeichnet werden, eine im Hinblick auf den sandigen, schwach bevölkerten Küstenstrich, den sie inne haben, sehr treffende Benennung. Die zahlreichsten sind die in der Ebene wohnenden Wadigo, welche etwa 30 000 Köpfe zählen; der Rest des auf etwa 50 000 Seelen geschätzten Volkes verteilt sich auf die Bevölkerung der beiden Gebirgszüge.

Die Bewohner der Ebene unterscheiden sich in ihrer äußern Erscheinung von den Bergbewohnern nicht. Jene, bei denen keine Vermischung mit anderen Völkern stattgefunden hat, unterscheiden sich von den anderen Negern durch ihre tiefdunkle Farbe. Meistens sind sie mittelgroß, und ihre Körperverhältnisse würden gefällig genannt werden können, wenn ihre Gliedmaßen nicht gar so schwächlich wären. Die Wanika, sagt Burton, sind in physischer Hinsicht keine untergeordnete Rasse. Den Gesichtstypus des Negers haben sie nur von den Augen nach abwärts. Ihr Schädel ist pyramidal und länglich rund, wie bei den Galla, abgeplattet in der Gegend, in welcher sich nach den Phrenologen der Sitz der Moralität befindet, an den Seiten zusammengedrückt, das Gesicht ziemlich breit und flach, die Jochbeine stark vorspringend, die Stirn wenig hervortretend, hoch und breit, wogegen die Nase, Lippen und Kinnbacken denen der Neger gleichen. Ihr Haar wächst lang und straff und hängt von fett triefend in dünnen Korkzieherlocken herab. Es wird nur über der Stirn von einem Ohr zum andern abrasiert. Gleich ihren Gesichtszügen ist auch ihr Körper im obern Teil, d. i. am Rumpfe, semitisch, im untern Teil, in den Gliedern, negerartig. Ihre Haut ist weich

²⁸⁾ Dr. G. A. Fischer, Reise durch das Massai-Land. Hamburg, E. Friederichsen & Co., 1885.

²⁹⁾ Joseph Thomson, Durch Massai Land. Forschungsreise in Ost-Afrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndscharo und Victoria-Njansa in den Jahren 1885 und 1884. Aus dem Englischen von W. Freedent. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1885.

³⁰⁾ Achille Raffray, Voyage chez les Ouanika, sur la côte du Zanguebar. Le Tour du Monde, 1878, 55. Band, Seite 289 u. f.

und von Schokoladenfarbe, selten schwarz — letzteres nur dann, wenn die Mutter eine Sklavin aus dem Süden war — und ihre Ausdünstung ist echt afrikanisch. Stiere Augen, ungestüme Bewegungen, eine barsche, laute, bellende Stimme kennzeichnen sie als Wilde.³¹⁾

Den semitischen Zug, welchen Burton erwähnt, haben die Wanika mit den Galla gemein, welche ja mit den Semiten verwandt sein sollen. Raffray findet in ihren Gesichtszügen, in den geschwungenen Augenbrauen und den mandelförmig geschlitzten Augen Ähnlichkeit mit ostasiatischen Völkern; ihre Nase sei kurz, aber nicht so breit wie bei anderen Negern, und auch die fleischigen, sinnlichen Lippen weniger dick als bei den südlicheren Völkerschaften.

Die Wanika glauben an Unsterblichkeit der Seele und eine Art Seelenwanderung, indem sie annehmen, daß die Geister der Verstorbenen in neugeborene Kinder übergehen. Bevor sie zu einer solchen Übersiedelung Gelegenheit finden, weilen sie bald unter, bald über der Erde, bald im Donner, bald im Bliz, sind aber stets unsichtbar. Man verehrt sie und bringt ihnen Gaben dar, doch werden sie nicht abgebildet, und Götzenbilder sind überhaupt den Wanika unbekannt. Dagegen ist ihre Religion, welche in sehr unklaren Vorstellungen von einem höchsten Wesen, dem Mukungu, besteht, mit einer Menge Aberglauben verquickt. Die Bäume und die Quellen denkt sich der Wanika von Geistern bewohnt, welche er hoch verehrt, namentlich die in den Kokospalmen hausenden, da diese Bäume ihm großen Nutzen gewähren. Es giebt bei den Wanika eine Menge Leute, welche sich mit der Ausbeutung des Aberglaubens beschäftigen, Zauberer aller Art, Regenmacher, Traumdeuter u. s. w., und die Leichtgläubigkeit des Volkes wird auf die schamloseste Weise ausgebeutet. Bemerkenswert, sagt Krapf, ist der Glaube an die Regenmacher, welche überhaupt eine große Rolle in Ost-Afrika spielen. Bei den Wanika sind es einzelne Familien, welche das Regenmachen in Anspruch nehmen. Sie behaupten, dieses große Geheimnis vom Vater auf den Sohn fortpflanzen zu können. Diese erbliche Regenmacherwürde giebt ihnen großes Ansehen unter den Leuten, was sie natürlich antreibt, ihr Möglichstes zu thun, um die öffentliche Meinung zu befriedigen. Sie beobachten genau den Stand der Witterung und wissen aus langer Erfahrung ungefähr die Zeit, wann der erste Regen fallen wird. Sogleich fordern sie die Häuptlinge auf, ein Opfer zu bringen. Diese befehlen den Leuten, ein Zansi zu machen, d. h. einen Beitrag zu geben zum Ankauf einer Kuh oder eines Schafes zum Regenopfer. Wenn der Regen wirklich kommt, so wird derselbe natürlich dem Regenmacher zugeschrieben. Kommt der Regen nicht, so weiß der listige Regenkünstler abermals ein Opfer zu verrichten, bestimmt aber die Farbe des Opfertieres so, daß einige Zeit hingehet, bis das zum Opfer taugliche Tier gefunden ist. Indessen kommt der Regen, und der Künstler hat sich aus der Klemme gezogen. Die Regenmacher sollen auch eine Art Thermometer haben durch ein gewisses Holz, das sie ins Wasser stellen. Auch beobachten sie die Wolkenzüge, welche meist den Berg Höhen folgen. Übrigens giebt es viele Wanika, welche das Regenmachen nur für Matejo d. h. für ein Spiel und eine hergebrachte Sitte halten, ohne daß ihr Wahrheit zu Grunde läge.

Krapf erzählt auch von einer Frau namens Amehari Pegue, welche bei Nacht plötzlich ein Geschrei zu erheben und dann zu behaupten pflegte, der Koma (Geist) dieses oder jenes Verstorbenen sei ihr erschienen und habe ihr befohlen, irgend ein Opfer zu verrichten. „Die Anwesenden fragen die Träumerin, worin das Opfer bestehen soll? Sie erwidert, es muß ein rotes oder schwarzes Schaf oder eine Kuh sein. Dieser Auftrag wird morgens sogleich den Häuptlingen oder den Verwandten des Verstorbenen berichtet, und das Opfer muß alsbald gebracht werden. Natürlich erhält die Träumerin (alofaye), sowie die Häuptlinge u. s. w. ihren Anteil an den Opferstücken. Die Frau, welche wahrscheinlich hysterisch ist, oder überhaupt eine gewisse Divinationsgabe hat, soll selten essen und trinken. Oft soll sie nur Kot genießen, um sich für die Inspiration des Koma empfänglich zu machen. Übrigens steckt auch hier wieder viel Betrug hinter der Sache. Die Häuptlinge haben nicht Macht genug, ihren Befehlen Nachdruck zu verschaffen. Sie legen es daher einer

³¹⁾ Richard Burton, Zanzibar. City, island and coast. London, Tinsley Brothers, 1872, 2 Band, Seite 62.

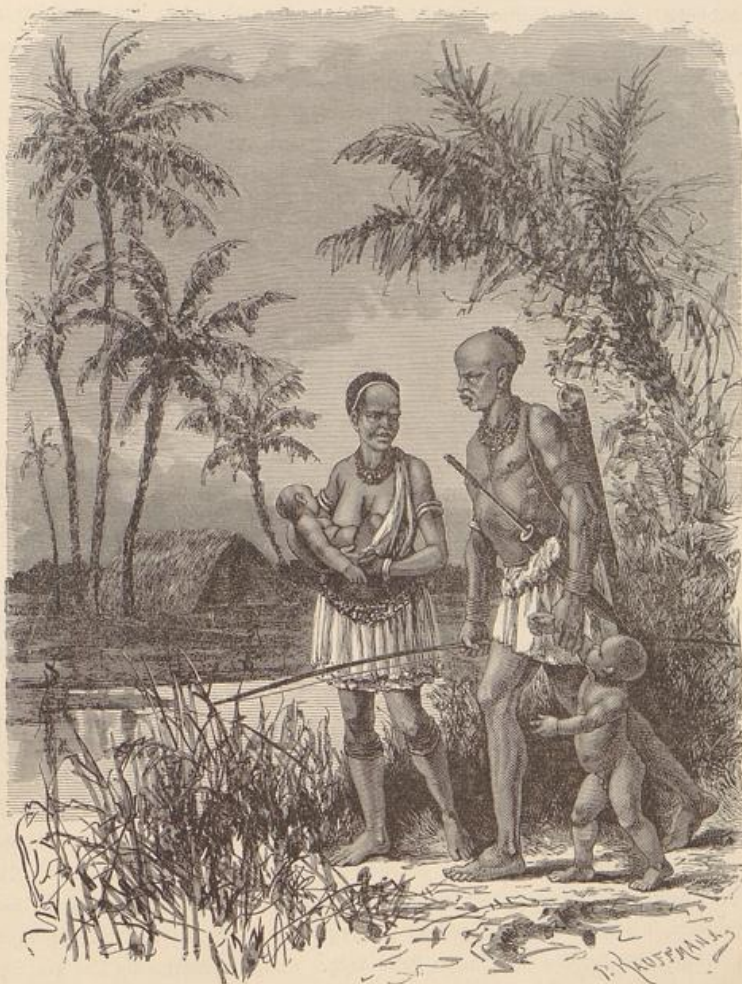
Träumerin in den Mund, was sie im Auftrag eines Koma dem Volksstamm zu sagen hat. So z. B. sah die Träumerin ein gewisses fabelhaftes Raubtier in Mombas. Sogleich befahl sie, daß man ein Opfer bringen soll, damit niemand von diesem Tier gefressen werde, wenn etwa ein Mniwa während der Freß- und Saufzeit (von Dezember bis März) betrunken außer dem Hause liegend gefunden würde. In diesem Fall hat die Träumerin gewiß die Anregung von den Häuptlingen erhalten, welche ihren Leuten Vorsicht und eine gewisse Nüchternheit während der bevorstehenden Genuß- und Vergnügenszeit einschärfen wollen."

Die Frauen sind, mit Ausnahme der jungen Mädchen, welche noch nicht mit Arbeit überlastet werden, sehr häßlich und auffallend stark beleibt. Ihre Kleidung ist sehr einfach: ein Stück Zeug oder Fell, das sie um die Hüften schlingen, genügt ihnen meistens, nur zuweilen bedecken sie auch noch den Busen mit einem Stück Zeug. Schmuck wird sehr viel getragen, Halsketten, Ohr-, Arm- und Beinringe u. s. w., und um den Hals legen sie eine dicke, flache Scheibe von Kupferdraht, „daß es aussieht, als stände der Kopf auf einem Teller.“ Auch Tätowierungen kommen bei den Frauen, jedoch nur bei diesen vor. Die Männer tragen um die Hüften ein Stück weißen oder blauen Baumwollstoff, der jedoch meist infolge der Unreinlichkeit, welche überall herrscht, schon nach kurzer Zeit eine schmutziggraue Farbe annimmt. Sie rasieren den Kopf, lassen jedoch auf dem Scheitel einen Schopf stehen, eine Art Skalplocke, welcher in eine Menge kleiner Zöpfe geflochten wird, in welche man korallenrote Perlen einflacht. Ein schweres Halsband von schwarzen, weißen und roten Perlen schmückt den Hals. Einige tragen auch kupferne oder eiserne Kettchen, die mit allerlei Verzierung versehen sind. Solche Kettchen verfertigen die Bewohner des Dscherima-Gebirges, welche überhaupt als Metallarbeiter sich eines gewissen Rufes erfreuen, aber diesen Schmuck können nur Wohlhabende tragen, er gehört wegen seines Preises bereits zum Luxus. Alle Männer tragen außerdem Ringe von Kupfer, Elfenbein oder Giraffenfell und Gewinde von Kupferdraht, welche an den Ellbogen, an den Handgelenken und den Knöcheln angebracht werden. Als Waffen gebrauchen sie ein langes, roh gearbeitetes Schwert, einen Speer, Messer und Wurfspeule, die sie stets im Gürtel tragen, und Bogen und Pfeile; letztere sind aus Rohr verfertigt und mit vergifteten Spitzen aus Holz oder Eisen versehen.

Frauen, welche einen Säugling zu ernähren haben, befestigen schräg über Brust und Rücken einen Streifen Baumwollzeug, in welchem sie ihr Kind während seiner ersten Lebensmonate tragen, bis dasselbe imstande ist, zu gehen. Sie lieben ihre Kinder sehr, aber trotzdem werden mißgestaltete Kinder sofort nach der Geburt getötet, weil man glaubt, daß in solche der böse Geist irgend eines Verstorbenen gefahren ist. Die Kinder werden im 8. oder 10. Lebensjahr, oft noch später, beschnitten, und zwar stets alle gleichalterigen zu derselben Zeit. Eine solche Massenbesneidung findet alle 5 bis 6 Jahre statt. Sobald ein Wanika-Knabe herangewachsen und mannbar geworden ist, muß er sich einem Gebrauch unterziehen, welcher Wagnaro genannt wird. Alle mannbar gewordenen jungen Leute begeben sich in den Wald und leben dort so lange, bis sie einen Mann erschlagen haben, und es ist zu solcher Zeit gefährlich, sich einem Wanika-Dorf zu nähern, weil die jungen Leute, um aus ihrer Verbannung erlöst zu werden, den ersten besten todschlagen, der ihnen in den Weg kommt, ohne darnach zu fragen, ob sie einen Freund oder einen Feind sich gegenüber haben.

Die Wadigo sind kriegerischer und tapferer als die nördlicheren Stämme. Bei den Waschimba hatte Raffray Gelegenheit, zu beobachten, wie sehr sie ihre feindlichen Nachbarn scheuen, und wie das bloße Gerücht, daß Feinde in der Nähe seien, ein ganzes Dorf in die heillosste Verwirrung bringen kann. Er bemerkte plötzlich große Aufregung im Dorfe, sah Frauen mit Kindern auf dem Arm an sich vorüber-eilen und Männer, die Waffen in der Hand, ihnen eilig folgen. Sein schwarzer Gewehrträger Kamena rief ihm zu: „Mwita! Mwita!“ (Krieg! Krieg!), und Raffray eilte in sein Zelt, wo er rasch Munition an seine Leute verteilte und sie dann aufforderte, tapfer standzuhalten. Nun erfuhr er erst, was eigentlich geschehen war. Die Araber sowohl, als die Negerstämme, welche Nachbarn der Waschimba sind, pflegen Raubzüge in das Gebiet derselben zu unternehmen, um Sklaven und Vieh zu erbeuten, und namentlich die kriegerischen Massai sind sehr gefürchtet, weil sie alles, was ihnen unter die Hände kommt, schonungslos niedermeßeln. Nun hieß es, ein

Waschimba sei entführt worden — von wem, das vermochte niemand anzugeben, aber bei den Waschimba genügte schon die einfache Thatsache, sie in wilde Flucht zu jagen. Raffray mußte lange warten, bevor er wieder einen der Waschimba erblickte, denn die Frauen und Kinder kamen aus dem Verstecke, in das sie sich geflüchtet hatten, nicht hervor, und die Männer verfolgten die unbekanntenen Räuber, um ihnen den Gefangenen



Waschimba-familie.

abzujagen. Erst gegen Abend kamen die Waschimba niedergeschlagen zurück. Trotz eifriger Durchforschung der Umgegend hatten sie keine Spur von irgend einem Feind gefunden. Da ertönten plötzlich Rufe der Verwunderung und Freude, denn der verloren Geklaubte, die Ursache der allgemeinen Aufregung war wieder da. Er war gleich den anderen Männern den ganzen Tag umhergestreift und hatte den garnicht vorhandenen Feind gesucht, und als die anderen umkehrten, hatte auch er sich ins Dorf zurückbegeben. Ein Spatzvogel

hatte der ganzen Bevölkerung Schrecken eingejagt, indem er am Morgen den Alarmruf ausstieß, welcher sofort nach allen Seiten hin ein Echo fand. Seine Schuld kam nun bald an den Tag, und alles eilte zu seiner Hütte, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Es wurde zwar kein Gericht über den Schuldigen gehalten, aber ohne Strafe kam er doch nicht davon. „Du hast uns unnütz müde gekehrt,“ sagten die von ihm Betrogenen, „dafür mußt Du uns jetzt entschädigen. Wir wollen mit einem Hammel zufrieden sein.“ Der Übelthäter mußte den Hammel opfern, der dann gemeinsam verzehrt wurde.

Die Waschimba hatten mit Raffray Geschenke ausgetauscht und kamen ihm freundlich entgegen, aber plötzlich fand das freundschaftliche Verhältnis ein Ende. Bewaffnete Scharen umringten eines Tages das Zelt des Reisenden, der durch einen Fieberanfall ans Lager gefesselt war, und beschuldigten ihn der Zauberei. Er sollte schuld daran sein, daß es schon lange nicht geregnet hatte, und außerdem habe er in einem heiligen Hain eine Liane abschneiden lassen, wodurch dieser entweiht worden sei. Der Reisende raffte sich auf und trat möglichst festen Schrittes vor das Zelt hinaus. Die Waschimba, welche ihn für schwer krank hielten, waren im ersten Augenblick überrascht, als sie ihn vor sich sahen, drangen aber bald mit Drohungen auf ihn ein und machten Miene, ihre Bogen zu spannen und vergiftete Pfeile auf ihn abzuschließen. Raffray holte seinen Revolver und ließ dann durch den Dolmetsch den Waschimba erklären, daß er mit dieser Waffe vierzehn Schüsse abgeben könne ohne zu laden, und daß er jeden, der ihn angreife, sofort niederschließen werde. Nochmals wichen die Waschimba zurück, worauf Raffray schleunigst einen Boten nach Mombas schickte, um von dort Träger zu holen, mit denen er den Rückweg antreten könnte. Bevor die Träger kamen, sammelten die Waschimba sich am nächsten Tage zum dritten Mal vor seinem Zelt, und einer wollte sogar den Bogen spannen und auf ihn schießen, als er noch rechtzeitig gegen den Verwegenen anlegte und ihn dadurch einschüchterte. In der Nacht vernahm Raffray vom Dorfe her Geschrei und das Geklapper des Albiru, zweier trockener Holzstücke, welche man gegeneinander schlägt, wodurch ein weithin vernehmbarer Ton erzeugt wird, weshalb die Waschimba sich dieses Instrumentes bedienen, um Alarm-Signale rasch zu verbreiten. Da demnach ein Angriff auf Raffrays Lager zu befürchten war, entschloß sich dieser trotz seines Unwohlseins zur schleunigsten Flucht. Er nahm nur zwei seiner Begleiter mit, welche seine Bücher und Sammlungen in Sicherheit bringen sollten, und ließ Seliman und einen Knaben zurück mit dem Auftrage, den Waschimba zu sagen, sein Herr sei auf die Jagd gegangen und noch nicht zurückgekehrt; vermöge er sie nicht länger von einer Plünderung des Lagers abzuhalten, so solle er dasselbe ihnen preisgeben und auch fliehen.

Nach einem anstrengenden Nachtmarsch erreichte Raffray am folgenden Tage um 3 Uhr nachmittags Mombas und bewog dort den Statthalter des Sultans, ihm einige Soldaten zur Verfügung zu stellen, welche sofort nach dem Waschimba-Dorf eilten. Sie fanden sein Lager noch unverfehrt. Seliman erzählte ihm nachher, am Morgen seien die Waschimba gekommen und hätten sich seiner bemächtigen wollen. Er habe ihnen erklärt, der Herr sei auf der Jagd, sie möchten warten bis er zurückkomme, und die Waschimba warteten in der That so lange auf Raffrays Rückkehr, bis am nächsten Tage die Soldaten ankamen. Als sie plötzlich die mit Flinten bewaffneten Beludsch erblickten, merkten sie wohl, daß sie die Betrogenen waren, aber sie wagten nun nicht mehr, sich an Raffrays Eigentum zu vergreifen, und zogen sich rasch in ihr Dorf zurück.

Raffrays Aufenthalt bei den Waschimba hatte lange genug gedauert, um ihn mit ihren Sitten und Einrichtungen vertraut zu machen. Er erfuhr auch, daß sie im Walde eine Zufluchtsstätte hatten, wohin sie sich zurückzogen, wenn irgend ein stärkerer Feind sie bedrohte, aber er forschte nicht weiter nach der Lage dieses Verstecks, um keinen Verdacht zu erregen. Solche Zufluchtsstätten besitzt jedes Waschimbadorf. Mitten im dichtesten Urwald wird durch Fällen der Bäume und Ausroden der Gebüsche ein kleiner freier Platz geschaffen, den man mit Palissaden umgiebt. Innerhalb derselben werden einige Hütten erbaut, in denen die Flüchtlinge zur Not ein Obdach finden, und ein Vorrat von Maniok und Sorgho, sowie Trinkwasser ist dort stets für alle Fälle bereit. Den Zugang zu solchen Festungen vermittelt stets nur ein schmaler Pfad, dessen Anfang so sorgfältig verborgen ist, daß ein von seinem Vorhandensein nicht Unterrichteter ihn nur schwer zu

entdecken vermag. Raffray mußte auf seinen Ausflügen mit der größten Aufmerksamkeit den Rand des Waldes, in welchem sich die Zufluchtsstätte seiner Wirte befinden mußte, aber es vergingen 14 Tage, bevor er den geheimen Pfad entdeckte. In der Regel können sich die Waschimba, sobald sie ihr Versteck im Walde erreicht haben, gegen alle Verfolgung gesichert halten, und gelingt es dem Feinde, den verborgenen Zugang zu entdecken, so erleichtert das undurchdringliche Gehölz die Verteidigung. Wenn der Feind dann nicht den Wald anzünden will, bleibt ihm nichts übrig, als die Flüchtlinge auszuhungern, was mitunter, wenn genügende Vorräte vorhanden sind, sehr lange dauern kann.

Die Hütten, welche die Waschimba in Friedenszeiten bewohnen, gleichen einem unmittelbar auf der Erde stehenden Dache (siehe Seite 117). Große Baumzweige werden in zwei Reihen nebeneinander in die Erde gesteckt, die oberen Enden einer Reihe gegen jene der andern geneigt und beide zusammengebunden, worauf man sie mit Blättern der Kokospalme bedeckt. Die Thür befindet sich an einer der Siebelseiten der Hütte. Die innere Einrichtung ist höchst einfach. Außer der Lagerstätte, welche aus einem Haufen Laub besteht, über welches eine Matte gebreitet ist, findet man im Innern einer Waschimbahütte selten mehr als einen zum Stampfen des Sorgho dienenden Mörser und einige Gefäße für Wasser oder Palmwein. Wären diese Anzeichen der Anwesenheit von Menschen nicht vorhanden, könnte man leicht glauben, man befände sich in der Höhle irgend eines wilden Tieres, und nicht in einer Menschenwohnung.

Von Haustieren züchten die Waschimba nur Schafe, Ziegen und Hühner. Ihren Lebensbedarf deckt hauptsächlich der Ackerbau, der ihnen Mais, Maniok und Sorgho liefert. Man macht nur ein kleines Stück Land bei der Hütte urbar, aber der Ertrag desselben genügt zur Ernährung der Familie. Die Kokospalmen liefern ihnen den sehr berausenden Palmwein, aber Früchte tragen sie nicht, da ihnen durch die häufige Anzapfung alle Triebkraft entzogen wird.

Die Felder werden von den Frauen bestellt, die Männer arbeiten, wie bei den meisten Negervölkern, nicht. Sie verbringen den Tag mit Anfertigung von Pfeilen oder auf der Jagd, mit Rauchen und Tabakrauchen. Dem Trunk sind sie sehr ergeben, und Betrunkene trifft man unter ihnen sehr häufig. Mancher kommt sein Lebenslang aus einem Zustand, welcher an Trunkenheit grenzt, nicht heraus. So sanftmütig und scheu die Waschimba gewöhnlich sind, so können sie doch böseartig und streitsüchtig werden, wenn sie zu viel Palmwein getrunken haben.

Die Wanika sind gegen Fremde sehr mißtrauisch, und namentlich Europäer und Araber stehen bei ihnen nicht im besten Ruf, weil sie früher viel durch die Portugiesen zu leiden hatten, und jetzt die Araber sich nach Kräften bemühen, ihren Haß zu verdienen. Trotzdem unterhalten die meisten Wanika regen Handel mit ihren Nachbarn, besonders mit den Galla und Wakamba, doch auch mit Arabern und Suaheli. Ein großer Markt, auf welchem es sehr lebhaft zugeht, wird in Emberria im Kiriamagebiet abgehalten. In dem Dorfe und vor demselben herrscht während der Dauer des Marktes ein reges Leben und Treiben. Vor dem Dorfe ist ein Lager entstanden, in welchem die Galla in aus Baumzweigen errichteten und mit Gras gedeckten Hütten wohnen. Die Großhändler, die Araber und Suaheli, wohnen im Dorfe selbst, wo sie bei ihrer Ankunft mit Musik und Tanz begrüßt werden. Man überläßt ihnen als Wohnung die besten Hütten, denn mit ihnen hofft man ein großes Geschäft abzuschließen, und Gäste ihrer Art müssen bei guter Laune erhalten werden. Die Wanika liefern Kühe, Schafe und Ziegen, außerdem auch Elfenbein gegen Baumwollstoffe, Messingdraht und Glasperlen, und beide Teile stehen sich bei diesem Geschäft gut, sodaß die Waschimba von Emberria bei ihren Stammesgenossen für reiche Leute gelten.

Nicht jeder Fremde wird unbedingt zum Markte zugelassen. Die Wanika trauen den Galla, deren kriegerische Neigung sie kennen, nicht, und der Führer einer vor Emberria ankommenden Gallakarawane muß erst das feierliche Versprechen geben, daß er und seine Leute während des Marktes keinen Streit erregen und sich aller Ausschreitungen enthalten werden, bevor man gestattet, daß ein Lager für die Karawane auf-

geschlagen wird. Auch nachher aber geben sich die Wanifa keiner zu großen Vertrauenseligkeit hin, sondern stellen Wachen aus, welche namentlich bei Nacht das Galla-Lager scharf beaufsichtigen müssen.

Für die Aufrechterhaltung der Ordnung auf dem Marktplatz sorgen die Ältesten, welche mit unumschränkter Gewalt ausgestattet sind. Die Regierungsweise ist zwar auch bei den Wanifa eine republikanische,



Zauberer aus dem Dscherima-Gebirge.

aber die Ältesten, welche dieselbe repräsentieren, üben einen Despotismus aus, welcher jede Widerrede gegen ihre Anordnungen unmöglich macht, und sehr häufig ist der Häuptling neben ihnen völlig machtlos. Alle wichtigeren Angelegenheiten werden zunächst von einer Art Volksversammlung beraten, welche aus den reichsten und angesehensten Leuten des Dorfes besteht und auf einem weiten Platze im Schatten alter Bäume abgehalten wird. Sobald diese Versammlung sich geeinigt hat, ziehen die Ältesten sich in eine Hütte zurück und beraten



Die Wajchimba durch blinden Käum in die Flucht gejagt. (Siehe Seite 112.)



Die Wafsimba durch blinden Käern in die Flucht gejagt. (Siehe Seite 112.)

dort, ob der Beschluß der ersten Versammlung gutzuheißen oder zu verwerfen sei, aber was sie beschließen, gilt als unumsstößliches Gesetz für alle Gemeindeangehörige.

Zur Erhaltung ihres Ansehens dient den Ältesten ein Geheimbund, welcher manches mit dem Egbo-bund der Dualla am Kamerun gemein zu haben scheint. Was der Muansa, mit dem die Ältesten die Menge zu schrecken und in Unterwürfigkeit zu halten pflegen, eigentlich ist, vermag niemand zu sagen, aber jeder fürchtet ihn. „Soviel ist indessen bekannt, daß der Muansa ein hohler Baum oder ein hohles Stück Holz ist, vermittelt dessen man, ähnlich wie mit unseren „Waldteufeln“, ein starkes Brummen hervorbringt. Der Muansa bildet den Mittelpunkt des bürgerlichen und religiösen Lebens. Bei allen wichtigen oder feierlichen Angelegenheiten wird er in Bewegung gesetzt: wenn geopfert oder Regen erseht werden soll, wenn man ein mißgestaltetes Kind im Walde erdroffeln oder neue Gesetze einführen will, so muß immer das Brummen des Muansa die Gemüter darauf vorbereiten.“ Das Geheimnis kennen nur die Ältesten und die Wenigen, welche durch diese in dasselbe eingeweiht wurden, nachdem sie eine namhafte Geldsumme oder eine große Menge Fleisch und Reis den Ältesten gespendet haben. Dafür nehmen sie dann eine bevorzugte Stellung unter den Wanika ein und genießen hohes Ansehen. Jeder Eingeweihte besitzt einen Muansa. Man läßt denselben nur im Walde ertönen, damit Uneingeweihte nicht hinter das Geheimnis kommen, und diese ergreifen ohnehin sofort die Flucht, sobald sie die gefürchteten Töne vernehmen, denn den Muansa darf bei schwerer Strafe kein Nichtmitglied des Bundes erblicken. Wenn der Popanz, der ihn darstellt, endlich aus dem Walde in das Dorf kommt, kann er sicher sein, daß alle Bewohner desselben sich in ihren Häusern versteckt und die Thüren geschlossen haben, genau so, wie auch der Egbo den Uneingeweihten unnahbar bleibt. Vor neugierigen Blicken schützt ihn am besten das Gerücht, daß jeder Mann, der ihn erblickte, sofort tot niederfallen, ein Weib dagegen unfruchtbar werden würde.

Südlich vom Wanikaland liegt Usambara, eines der interessantesten Gebirgsländer Ost-Afrikas. Dr. Krapf war dort lange Zeit als Missionär thätig, und seine Schilderungen von Land und Leuten, welche in den Berichten über zwei Reisen nach Usambara enthalten sind, waren so erschöpfend, daß später Burton und Speke kaum noch etwas Neues hinzuzufügen vermochten.

Usambara ist ein wohl organisiertes Königreich. Der König residiert in der Hauptstadt Fuga und ernennt für alle wichtigeren Orte Statthalter. Die Herrschaft über Usambara geht stets auf den nach der Krönung des Königs zuerst geborenen Sohn desselben über, welcher den Titel Sebuke führt und nach erreichter Mannbarkeit sich in dem Gebiete von Bumburri niederlassen muß. Der König ist von einer Leibwache umgeben, welche Wangreje (Engländer) genannt wird, und auch der Sebuke hat in Bumburri seine eigene Leibgarde, die Waduruma. Die Krieger, welche unter dem Befehl der Statthalter stehen, heißen Wapuna.

Das Reich Usambara war einst viel größer als jetzt. Der Vater des Königs Kmeri, welchen von der Decken kennen lernte, zog von seinem Stammlande auf Eroberungen aus und unterwarf sich die Bezirke Bondei und Kmeri, das Gebiet der Waschinsi und einen Teil des Wadigo-Gebietes, aber später erhoben sich die im Süden des Reiches ansässigen Wasagua, und da sie über neue Feuerwaffen geboten, wurde es ihnen leicht, sich von der Abhängigkeit von Usambara zu befreien. Auch die Küstenbewohner machten sich nach und nach unabhängig, und Usambaras Grenzen schrumpften zu jenem Umfang zusammen, den sie heute haben.

Dr. Krapf kam nach Usambara von Norden her über die Berge, auf Wegen, welche ziemlich beschwerlich waren, namentlich für einen das Klettern nicht Gewöhnten. Mühsam muß man auf der einen Seite steile Höhen erklimmen, um dann auf der andern wieder tausende von Fuß in abschüssige Thäler hinabzusteigen. Einen weit bequemern Zugang zu dem Lande bildet der Fluß Pangani, welcher mehrere Meilen aufwärts schiffbar ist. Weiterhin liegen in seinem Bette zahlreiche Inseln, und Wasserfälle (siehe Seite 108) setzen der Schifffahrt eine unüberwindliche Grenze. An der Mündung des Flusses liegen 4 Dörfer, deren Bevölkerung aus etwa 4000 Seelen besteht. Die Bewohner sind ausschließlich Muhammedaner, aber durchaus nicht fanatisch. Der ganze Distrikt gehörte früher der Waschinsi-Dynastie, welche in dem Dorfe Handi der

Provinz Bondei residierte, und kam nach der Überwindung dieser Herrscher durch die Könige von Usambara unter die Herrschaft der letzteren. Das Land am Flusse ist fruchtbar, liefert viel Reis und Mais, und die Eingeborenen sind im Besitze großer Herden von Rindern, Schafen und Ziegen. Der weitaus größere Teil des ebenen Landes zwischen der Küste und den Bergen ist jedoch trotz der Fruchtbarkeit des Bodens noch unangebaut. Durch die südlicher wohnenden Wasegua (Bewohner von Usegua), welche Raubzüge über den Fluß unternahmen, sollen viele Dörfer und Pflanzungen zerstört worden sein, die sich früher dort befanden. Besonders fruchtbar ist die Umgebung des Berges Tongwe (siehe Seite 101).

Dr. Krapf, der auf seiner zweiten Reise nach Usambara den Weg längs des Pangani einschlug, zog von Madanga, einem etwa 3 Stunden von der Küste entfernten Dorfe, durch eine ebene, gras- und holzreiche Gegend auf einem guten, viel betretenen Wege. Während weniger Stunden kam er durch 3 Dörfer, Muasagnombe, Kumburi und Dafa, und sah zur Rechten das Dorf Nuginiri liegen. Bald darauf wurde einer der 5 Flüsse des Waschinsi-Landes, der aus den Bergen von Bondei (Bodeni) kommende Mkulumusi überschritten. Überall sah man in der wohlangebauten Gegend Waschinsi-Dörfer. Im Westen tauchte der Berg Magira und der noch höhere Mringa auf, welcher letztere auch von der See aus sichtbar ist. Das erste Nachtlager Krapfs war das große Dorf Dschumbi, wo der Gouverneur von Pambire seinen Sitz hat. Hinter Dschumbi wurde der Mruka überschritten, der sich in den Fluß Mgambo ergießt. Krapf bezeichnet die Umgegend des Mruka als ungemein romantisch und erklärt, daß sie ihn an manche Gegend der Schweiz und des Schwarzwaldes erinnerte. „Der Mruka fließt durch eine Felsenschlucht, an deren Seiten ein schöner Wald sich ausbreitet.“ Abends erreichte Krapf das auf einem Hügel gelegene Dorf Kadango, hinter welchem er am folgenden Tage den etwa 40 Ellen breiten und $2\frac{1}{2}$ Fuß tiefen Fluß Sidshi überschritt. Hinter demselben begann morastiges, von vielen Bächen, deren größte der Schelungu und Schimdoe sind, durchschnittenes Land. Nachdem der Schimdoe überschritten war, ging es den Kombora hinauf, eine von Nord nach Süd sich hinziehende Bergkette, welche 4000 Fuß Höhe erreicht, das erste Hochgebirge auf dem Wege von der Küste her, von welcher es nur durch 600 – 800 Fuß hohe Hügel getrennt ist. Die Übersteigung des Kombora bereitete Schwierigkeiten, da der Weg, der durch Wald, Gebüsch und hohes Gras führte, bald steil und schlüpfrig wurde. Erst gegen Abend war die Höhe des Gebirges erstiegen, wo sich eine großartige Aussicht eröffnete. In dem Waschinsi-Dorf Hingo wurde übernachtet. Es ist von Wasagebichu bewohnt, welche, von den Wadigo gedrängt, hierher ausgewandert sind. Hinter Hingo begann wieder das Bergsteigen, und dann ging es durch einen Wald von Bananen und Zuckerrohr in eine tiefe Schlucht hinab, welche ein Bach durchfloß. Von dem jenseits der Schlucht auf einem hohen Berge gelegenen Dorfe Kisara bot sich wieder eine herrliche Aussicht auf die Berge und Thäler von Usambara. Über viele steile Höhen erreichte Krapf von Kisara aus in einem Tagmarsch das Dorf Utinde, wo bereits eine so empfindliche Kälte herrschte, daß er nicht mehr außerhalb der Hütte schlafen konnte. „Die Bergspitze, auf welcher das Dorf Utinde erbaut ist, hat eine Ebene von kaum 50 Ellen Breite, und der höchste Punkt besteht aus einem Granitblock, welcher wie eine senkrechte Mauer sich erhebt und eine uneinnehmbare Naturfestung bildet.“ Krapf bezeichnet die Aussicht von der Höhe von Utinde als eine der großartigsten, welche er in Afrika kennen gelernt. Tief unten sieht man das Thal Kerenge und überblickt weithin die Berghöhen, über welche der hohe Bumburri emporragt. Im Osten des Kerenge-Thales erhebt sich der Berg Msihi, auf welchem Bundu, die Hauptstadt des Landes Msihi liegt. Krapf erzählt, daß der Vater des Königs Kmeri von Usambara die Regierung auf dem Berg Msihi einer seiner Töchter übergab, welche einen Eingeborenen heiratete, dem sie mehrere Söhne gebar. „Als diese erwachsen waren, bestimmten sie die Mutter, sich von dem König unabhängig zu machen. Der König, der von der Empörung Nachricht erhielt, sandte sogleich eine Armee, aber diese konnte die starke Festung nicht erobern, indem die Feinde Steine auf die Soldaten herabwälzten. Der gegenwärtige König hielt es deswegen für besser, die Unabhängigkeit der neuen Dynastie anzuerkennen und auf freundlichem Fuße mit derselben zu stehen. Beide Herrscher sollen einander von Zeit zu Zeit Geschenke senden.“

Von Ulinde stieg Krapf in das Kerenge-Thal hinab, das er in der Gegend, in welcher er es durchzog, völlig unbewohnt fand. Hinter dem vom Bumburri kommenden Fluß Ngerea oder Luengera, der sich in den Pangani ergießt, ging es wieder bergan. Übernachtet wurde in dem Dorfe Dschairi, dessen Bewohner Wambugu waren, welche aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen in Usegua vor den Raubzügen der Massai sich hierher geflüchtet hatten. Krapf fiel die Menge Glasperlen auf, mit denen die Frauen der Wambugu sich schmückten. Sie trugen Perlenschnüre um den Hals und große Perlen als Ohrringe, und der ganze Schmuck einer Frau mochte 4 bis 6 Pfund schwer sein.

Der nächste Marschtag, an welchem mehrere Bäche überschritten wurden, war wieder reich an Beschwerden. Bergauf, bergab führte der Weg, bald an Abgründen vorbei, bald auf steile Felsen empor, wo weder ein Busch noch Gras dem Kletternden einen Halt bot. Abends erreichte man das Dorf Ponde und mußte in einer unsaubern und rauchigen Hütte übernachten, welche ihre Bewohner mit den Ziegen und Kälbern teilten.

Je näher wir der Hauptstadt kamen, erzählt Krapf, je mehr nahm die Rauheit der Berge ab. Wir hatten nicht mehr in tiefe Schluchten hinabzusteigen, sondern konnten über ziemlich ebenes Land marschieren, wo ich meinen Esel wieder gebrauchen konnte. Aber die Berge wurden auch jetzt kahler, gras-, gebüsch- und baumloser. Der Boden sieht ganz rot aus, daher die Wasamba sich hier nicht mit roter Erde zu bemalen brauchen, sie dürften sich nur auf die Erde setzen, so würden ihre Kleider und ihr Körper bald eine rote Gestalt gewinnen. Wo ich mich setzte, wurden meine Kleider und Hände sogleich rot gefärbt. Hier und da erblickte ich eine Tabak-, Bananen- und Zuckerrohr-Pflanzung, im übrigen sind diese Berge kahl, unfruchtbar und unangebaut. Sie sind dem Dotter eines zerbrochenen Eies, oder der Kuppel eines Turmes sehr ähnlich. Auf diesen Kuppeln stehen die Hütten der Eingeborenen. Die Hauptstadt Fuga selbst steht auf einem solchen Kuppel-Berg. In dieser Beziehung sind diese Berge und Hügel den abessinischen Ambas ganz ähnlich. Und in der That, die Wasambara heißen diese Art Hügel Kiambo, was auch „ein großes Dorf“ bezeichnen kann, weil die Dörfer auf solchen Hügeln errichtet sind. Ich bemerkte auch einen Unterschied in der Gestalt des Viehes auf diesen Bergen. Die Ochsen sind nicht so wild wie in Bondei und in den niederen Gegenden. Ihre Haut ist meist schwarz und haarig. Sie haben Hörner, und Kühe oder Ochsen mit Höckern werden hier selten gesehen. Alles dies entspricht ganz dem kalten und melancholischen Klima dieser Alpengegend. Ein großer Bach fließt gegen Fuga, wo er sich südlich wendet und ins Kerenge-Thal geht. Ehe wir den Fuß des Hügels erreichten, auf dem Fuga liegt, passierten wir den Hügel Muhesa, wo Kmeri neuerlich ein kleines Dorf anzulegen begonnen hat. Als wir den Ort passierten, feuerten meine Leute einen Salut zu Ehren des Königs, dessen Musketiere die kleine Kanonade erwiderten. Auf dem Weg nach Muhesa hatte ich eine schöne Aussicht auf den Berg Mase, der in der Wildnis liegt, durch welche der Lufu oder Pangani von Westen nach Osten fließt. Der Mase ist von Wasagua bewohnt und von dem Häuptling Kifumu beherrscht, welcher sich vor langer Zeit von Kmeri unabhängig gemacht und diesem viel Not bereitet hat. In weiterer Entfernung von Mase gegen Süden sah ich die Berge von Ugu, welche gegenwärtig von vielen Häuptlingen und nicht mehr von einem Alleinherrscher regiert werden.

In Fuga wurde Krapf mit großen Ehren empfangen. Eine Kriegerschar war ihm entgegengesandt worden, welche, als sie ihn erblickte, ihre Gewehre abfeuerte. Es wurde ihm eine geräumige, helle Hütte zur Wohnung angewiesen, „und überhaupt alles gethan, was mich bequem logieren konnte“. Bald darauf erschien der Befehlshaber der königlichen Leibgarde, um den Fremden zu begrüßen und ihm Lebensmittel zu überbringen. Der König war abwesend, er befand sich in Muhesa, wurde aber sofort von der Ankunft des Missionärs benachrichtigt und kam bald nach Fuga. Soldaten zogen vor ihm her, welche beim Einzug in die Stadt ihre Gewehre abschossen. Er begab sich in die Hütte des Zauberers Osman, wo er sich auf einem Lager niederließ und ohne ein Wort zu reden seine Tabakspfeife in Brand setzte. „Eine Menge Leute von Fuga und anderen Orten kamen, um den König mit den Worten Simba oder Schimba wa Muiene (der Löwe

Gottes, oder wie das Wort auch übersetzt werden kann: Der Löwe bist Du selbst!) anzudeuten, worauf er nur den summenden Ton „M“ zur Antwort gab und die Grüßenden sich entfernten, um einer andern Partie Platz zu machen.“ Krapf wurde von ihm sehr freundlich empfangen und seine Entschuldigung, warum er nicht schon früher, wie er dem König versprochen hatte, gekommen war, gnädig aufgenommen.

Die Zustände in Usambara erinnerten Krapf lebhaft an Schoa, wo er lange Zeit als Missionär gewirkt hatte. „In beiden Ländern,“ sagt er, „ist der König der alleinige Herr des Landes und seiner Bewohner, und ein Fremder, der seine Gunst besitzt, darf nie über die Mittel zur Transportierung seiner Effekten verlegen sein. In beiden Ländern darf sich der Fremde nur nach dem Willen des Königs bewegen,



Landschaft in Usambara.

darf weder ins Land hinein, noch hinaus gehen ohne allerhöchste Erlaubnis. In beiden Ländern wird der Fremde auf Kosten des Königs versorgt, und die Gouverneure auf dem Weg müssen für seine Sicherheit, Nahrung und Weiterbeförderung Sorge tragen. In beiden Ländern wird aber auch erwartet, daß der Reisende dem König ein angemessenes Geschenk mache. In Schoa sowohl als in Usambara gehört alles Eigentum der Leute dem König (Giena im Amharisch, Vana im Suaheli), denn er ist die Seele des ganzen Landes. Selbst die Frauen gehören ihm. Warum, sagen die Afrikaner, ist er König, wenn er nicht absolut und eine Art Mulungu (Gott) ist? Freilich treibt er den Despotismus nicht immer auf die äußerste Spitze, wie ja auch der Löwe nicht immer auf Raub ausgeht, sondern sich ruhig in seine Höhle legt, wenn er satt geworden ist. Ebenso verhält sich auch der usambarische Simba wa Muene (Der Löwe ist er selbst, im Gegen-

saß zu den Gouverneuren, welche als kleine Löwen auf den Bergen von Usambara wohnen); er ist oft mild gegen seine Unterthanen, aber nur darum, daß sie sich seinen Despotismus geduldiger gefallen lassen.³²⁾

Die Wasambara, die Bewohner Usambaras, sind ein kräftiger Menschenschlag, ihre Hautfarbe bedeutend heller als jene aller Nachbarvölker. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, und ihr fruchtbares Land würde sie, wenn sein Reichthum besser ausgebeutet würde und das Zuckerrohr, der Tabak und andere Produkte, welche es in vorzüglicher Güte hervorbringt, besser verwertet werden könnten, bald zum reichsten Volke der Ostküste machen.

Die Bevölkerung von Usambara blieb trotz aller Ergiebigkeit ihres Bodens arm, weil der König sie mit zu hohen Abgaben belastete. Die Wasambara haben meist nur eine Frau, weil sie nicht imstande sind, mehr als eine zu ernähren. Die Abgaben, welche der König beansprucht, werden von das Land bereisenden Bevollmächtigten desselben, die von Gewehrträgern begleitet sind, erhoben und nach Fuga gebracht. Während Krapf beim König weilte, wurde diesem der Tribut des Küstengebietes überbracht, der in 200 Stück Baumwollzeug und einer Anzahl Ochsen und Schafe bestand. Von den ersteren behielt der König 100 für sich und verteilte den Rest unter die Häuptlinge. In den Panganiddörfern hörte Krapf darüber klagen, daß die Krieger, welche den Abgesandten des Königs die Abgaben eintreiben halfen, gewalthätig vorgingen und den Leuten Hühner und andere Dinge wegnahmen. Der Mann, bei welchem der Missionär übernachtete, hatte aus Furcht vor Verabreichung seine Schätze vergraben.

Eben diese Verhältnisse, schrieb schon im Jahre 1869 Kersten, welche die Wasambara selbst am Aufschwung hindern, würden für unternehmende Fremde, welche sich im Lande niederlassen wollten, von größtem Vorteile sein; sie brauchten die Eingeborenen und ihren Herrscher nur ein wenig zu beeinflussen und zu leiten, um den reichsten Gewinn zu ziehen. Ein Beispiel hierfür genüge. Es würde ein Leichtes sein, den König Kmeri, welcher den Europäern überaus freundlich gesinnt ist und deren Niederlassung im Lande wünscht, zu einem ähnlichen Geschäfte zu bewegen, wie es der Sultan von Sansibar schon früher einmal eingegangen ist: daß er nämlich Zuckerrohr in gewünschter Menge bauen läßt, während die Europäer es weiter zu Zucker verarbeiten. Solches Geschäft würde in Usambara mit noch viel größerem Erfolge betrieben werden können, als in Sansibar, denn hier sind Arbeitskräfte und Lebensmittel billig, und ergiebige Wasserkräfte machen die kostspielige Aufstellung und Erhaltung von Dampfmaschinen unnötig. Usambara liegt nahe genug an der Küste, um das Erzeugnis dieser Industrie ohne große Kosten auf den Markt bringen zu lassen; man würde die nötigen Träger entweder vom Könige selbst erhalten oder könnte sie für $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Thaler monatlich mieten. Daß Kmeri durchaus nicht abgeneigt ist, Europäern in seinem Lande Aufenthalt zu gestatten, dafür finden wir in den Aufzeichnungen Krapfs einen Beleg: der Missionär erhielt auf seine Bitte ohne weiteres den Berg Tongwe geschenkt, um darauf eine Schule errichten zu können! Wie viel mehr müßte Kmeri nicht zur Abtretung von Land geneigt sein, wenn er greifbaren Vorteil von solcher Niederlassung ziehen könnte?³³⁾

Der deutsche Missionär war dem König nicht fremd, denn er hatte Usambara schon vor 2 Jahren besucht und ihm damals versprechen müssen, bald wieder zu kommen. Auf dieser ersten Reise kam Krapf von Mombas durch das Waschimba-Gebiet nach Usagara, und hatte damals mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen als auf der zweiten Reise. Er landete bei dem muhamedanischen Dorfe Dschambo und begab sich von dort nach Lunguma, dessen Bevölkerung Lungo sind, ein Wadigo-Stamm. Die Hauptorte der Lungo sind Lunguma, Fuga und Kirimani. In Kuala erhielt Krapf von dem Häuptling Mualuahua bereitwillig die Erlaubnis zu einer Reise nach Usambara und wandte sich von dort nach Südwesten, „in die Wakuasi-Wildnis, welche von der Küste von Wasin und Tonga, sowie vom Wanika-Land an als eine unermessliche Ebene bis ins Innere des afrikanischen Kontinents sich ausbreitet, und aus welcher nur hier und da ein isolierter Berg oder eine Bergmasse sich erhebt. Die Landschaft umher sieht sehr schön aus und könnte ohne viele Mühe

³²⁾ J. L. Krapf, Reisen in Ost-Afrika etc., 2. Band, Seite 277.

³³⁾ Baron C. C. von der Deckens Reisen etc., 1. Band, Seite 154.

viele tausend Bewohner nähren.“ Krapf überschritt den kleinen Mto wa Pemba (Fluß von Pemba) und blieb über Nacht in dem Dorfe Bundini, wo er freundliche Aufnahme fand. Von dort aus wandte er sich östlich, um die Sklaven-Kolonie Muasagnombe zu umgehen. „Der Stifter dieser sich selbst emanzipierenden Sklaven-Republik war ein gewisser Mnifa, Namens Muasagnombe oder Muagnombe (für mana wa gnombe, Sohn der Kuh), welcher mit seinem Bruder Mua Kifonga auf dem hohen Berg Jombo (oder Dschombo, wie ihn Andere aussprechen) gelebt hatte, bis ein Streit zwischen beiden Brüdern entstand, welcher den Muasagnombe bewog, sich von seinem Bruder zu trennen und auf einem andern Berg bei Schimba sich niederzulassen, wo er, um seine Macht zu stärken, alle Sklaven aufnahm, welche von ihren Herren in Mombas und der Umgegend wegliefen. Hier nun vereinigten sich Heiden und Muhammedaner unter einem Oberhaupt, das nach und nach eine numerische Stärke erlangte und leicht den Weg nach Usambara und dem Innern gefährden konnte, weshalb sein Gebiet umgangen werden mußte.“

Durch mit Akazien und anderen Bäumen und Gebüschen bedecktes, unbewohntes Land gelangte Krapf zum Flusse Kamis, der um jene Zeit ausgetrocknet war, in der Regenzeit aber die Küste erreicht und bei dem Suaheli-Dorfe Gassi ins Meer mündet. Überall waren Spuren von Büffeln und Elefanten zu sehen. Jenseits des Kamis kam man in Sumpfland, welches mit Sandboden abwechselte. „Das hohe Gras,“ schreibt Krapf, „und der dicke Wald nahm zu, je weiter wir kamen. Der Boden war feuchter und daher der Kultur fähiger. Ich zweifle nicht, daß ein Botaniker, der die Flora der Wakuasi-Wildnis untersuchte, reichlich belohnt werden und manches Neue entdecken würde.“ Der Führer der Karawane hatte sich verirrt, und sie befand sich in einem kaum noch zu durchdringenden Dschungel-Dickicht von Euphorbien und wilder Aloe, wie es das Nashorn mit Vorliebe zu seinem Aufenthalt wählt. Als man endlich aus dem Dschungel herauskam, sah man eine mit einzelnen Bäumen bestandene Wiesenfläche vor sich, auf welcher in Herden von 8 bis 10 Tieren Giraffen weideten, welche bei der Annäherung sofort die Flucht ergriffen. Nach langem Herumirren in der Wildnis erreichte die Karawane am Fluß Leni das Wadigo-Dorf Gondscha in einer fruchtbaren, mit Mais, Reis, Bohnen u. s. w. bebauten Gegend, von wo der Häuptling Mua Muriri sie nach Nugniri begleitete. Über den 25 bis 30 Schritte breiten und 1½ Fuß tiefen Fluß Umba kam man in waldloses, aber reich bewässertes Land. Westlich vom Hügel Kilulu lagen mehrere kleine Seen, an deren Ufern sich Reisplantagen befanden, und die Karawane kam durch viele große Dörfer, Kuse, Bamba Emtende, Mua Karanga, Manigni, Kadshandu, Ponde, Sidshi, Mukesa. Der aus Usambara, wo er Sidshi heißt, herabkommende Fluß Emgambo war 60 bis 70 Fuß breit, aber nicht schiffbar, denn sein Bett ist voll Felsen, aber er würde sich vielleicht doch dazu eignen, die mächtigen Bäume von Usambara auf ihm nach der Küste zu flößen.

Bei dem Dorf fumoni betrat man das Gebiet von Usambara. Dort führte eine Tochter des Königs von Usambara die Herrschaft, die sich jedoch von den übrigen Waschinsfrauen in nichts unterschied und gleich diesen alle Arbeiten verrichtete.

Die Waschinsi, welche hier wohnen, unterscheiden sich durch ihre braune Farbe von den Suaheli und Wanika. Sie treiben Ackerbau, pflanzen Mais, Reis, Hirse, Zuckerrohr, Pfirsang u. s. w. Als Kleidung dient ein Stück Baumwollzeug von 2 oder 2½ Ellen, welches um den Oberkörper geschlungen wird, und ein bis auf die Kniee reichendes Lendentuch, das durch einen Gürtel, in welchem ein Messer steckt, zusammengehalten wird. Uschinsi, das Land der Waschinsi, ist durch das schöne Thal Kerenge von dem eigentlichen Usambara getrennt. Dieses liegt westlich vom Thal Kerenge, das Land im Osten des Thales heißt Bunde, wovon Uschinsi einen Teil bildet.

Von Nugniri reiste Krapf durch ebenes Land bis zu dem 2000 Fuß hohen Berg Pambire. Dann ging es wieder bergauf, bergab durch das Gebirge. Kaum war eine Höhe erstiegen, so mußte man schon wieder auf der andern Seite ebenso tief hinabsteigen, und stellenweise wurde der Weg so schwierig, daß man nur kriechend vorwärts gelangen konnte. „Wahrhaftig,“ ruft Krapf aus, „das ist Usambara oder Usambala, „das Land des Kriechens“, wie das Wort Tamba oder Tambala (kriechen) anzudeuten scheint.“ Er klagt in

den Berichten über die folgenden Tage unablässig über das ermüdende Bergsteigen, wobei er sich schließlich noch auf einem abschüssigen Wege den Fuß verrenkte. Nachdem er fast 3000 Fuß in der Bergfette von Handei emporgestiegen, sah er das Thal Kerenge zu seinen Füßen liegen. „Das Thal ist offen gegen Nordost und Südwest und hat darum eine sehr wichtige strategische Bedeutung. Der Feind, der dieses Thal erobern



Junger Mann aus Usagara.

kann, ist in das Herz des Usambara-Reiches eingedrungen, aus dem er schwer wieder zu vertreiben wäre.“ Von der Höhe, von welcher Krapf in das Thal Kerenge hinabsah, konnte er auch einen großen Teil des Landes übersehen, welchen der Pangani durchfließt. Nach einem schwierigen Abstieg gelangte Krapf in eine mit mannshohem Gras bedeckte Ebene, durch welche der tiefe Engerea, ein Nebenfluß des Pangani floss, und schlug sein Lager bei dem Dorfe Kerenge auf, das im westlichen Teil des Thales lag und durch Dorngebüsch

und Gehörs gut befestigt war. Über den Fluß Kole, der sich in den Engerea ergießt, wurde am folgenden Tage das hoch in den Bergen gelegene Dorf Tamotta erreicht, von wo Krapf im Westen die Berge von Bamburri erblickte, wo der Sebuke von Usambara residierte. Im nächsten Nachtlager, dem Dorfe Emlola, mußte er Botschaft vom König abwarten, und erst als die Einladung eintraf, sofort nach Fuga zu kommen, setzte er die Reise fort und erreichte in wenigen Stunden die Hauptstadt.



Wagogo.

In seinem Bericht über diese Reise preist Krapf wiederholt die schönen Wälder Usambaras. Bevor er die Bergkette von Handei erreichte, war er stundenlang durch einen herrlichen Wald gezogen, der, wie er sagt, „wegen seiner hohen, geraden und dicken Bäume, die sich besonders zum Schiffbau eignen, Millionen wert wäre“, wenn der Holzreichtum ausgebeutet werden könnte. Von den Höhen, die er so mühsam erstieg, boten sich überall großartige Fernsichten über waldbedeckte Berge.

Von den prachtvollen Landschaften Usambaras sprechen auch neuere Reisende mit Begeisterung. Thomson meint, es sei fast unmöglich, in zu begeisterten Worten davon zu sprechen. „Es war in der That ein wundervoller Wald,“ schildert er seinen Marsch über das südliche Ende des Berges Magila. „Jeder Baum ein wahrhafter Riese, den bloßen Stamm bis zu einer Höhe von 70 bis 100 Fuß emporgerichtet, um die frische Himmelsluft zu gewinnen, alsdann erst sich verzweigend und eine fallschirmförmige Krone bildend, welche die Sonnenstrahlen vergeblich zu durchdringen suchten. Kaum weniger gigantisch als die Bäume erschienen die unvermeidlichen Kriechpflanzen; keine dünnen Windengewächse oder Passionsblumen oder Epheu, sondern massive Bursche, dick wie eines Mannes Schenkel und 300 bis 400 Fuß in der Länge, von Baum zu Baum hängend, oder gekrümmt und verflochten um die Stämme geschlungen. Alles erschien seltsam, großartig und riesig. In solcher erstaunlicher Entwicklung des Pflanzenlebens suchte man vergeblich einen Gegenstand von einfacher Schönheit, irgend eine Blume oder einen hübschen Vogel oder ein Insekt. Was für eine lichtfreundliche Schönheit konnte man in den feuchten und dunklen Vertiefungen dieses mächtigen Waldes zu finden erwarten? Auch die Natur, als ob sie durch die Aufrichtung dieser Baumriesen erschöpft wäre, bot nichts dar, um das Dunkel zu beleben; kein Zeichen von tierischem Leben war sichtbar, nur daß man das ferne heisere Geschrei eines Hornschnabes oder gelegentlich das Quaken eines Frosches vernahm.“³⁴⁾ Man findet in den Wäldern Bäume, welche 100 bis 200 Fuß hoch und entsprechend dick sind. Einige sehen aus, als ob sie auf einem riesigen Fußgestell ständen, denn der Stamm nimmt in einer Höhe von 10 Fuß über dem Boden plötzlich an Breite ab, und die Krone mancher Bäume besteht aus wenigstens einen Fuß breiten und 3 Fuß langen Blättern.

Dieselbe üppige Vegetation zeichnet das jenseits des Pangani, südlich von Usambara sich ausbreitende Usegua aus. Stanley, der auf seinem Zuge zur Auffindung Livingstones das Thal des Ungerengeri durchzog, nennt die Fruchtbarkeit desselben eine wunderbare. Das Watamaforu werde dort so hoch wie in keiner andern Gegend, und der im Ungerengeri-Thal gebaute Mais komme dem besten gleich, der jemals in Arkansas geerntet worden.³⁵⁾

Die Hauptstadt von Usegua ist das in einem schönen, von zwei Flüssen und mehreren Bächen bewässerten Thal gelegene Simbamweni, welches etwa 1000 Häuser zählt, also eine Bevölkerung von 5000 bis 5000 Einwohnern haben dürfte. Die Stadt ist gut befestigt, von einer feineren Mauer umgeben, in der sich Schießscharten befinden, und jede Ecke des Vierecks, welches die etwa eine halbe Quadratmeile bedeckende Stadt bildet, ist durch Thürme geschützt. In der Mitte zwischen je zwei Thürmen befindet sich ein Thor, das durch eine feste Thür aus Teakholz verschlossen ist. Wegen der feinen Schnitzerei, mit welcher die Thüren verziert sind, vermutet Stanley, daß sie in Sansibar verfertigt worden sind, ohne jedoch für unmöglich zu halten, daß Eingeborene die Verfertiger waren, da der lebhafteste Verkehr mit Bagamoyo ihnen Gelegenheit zur Aneignung solcher Fertigkeit geboten haben kann.

Die Stadt Simbamweni ist keine alte Stadt. Sie wurde durch einen Mann von niedriger Herkunft, einen gewissen Kisabengo gegründet, der sich durch seine Körperkraft und Redegewandtheit großen Anhang verschafft hatte. Er entzog sich einer ihm drohenden Bestrafung durch den Sultan von Sansibar durch die Flucht und kam nach Ukami, wo er in Kämpfen mit den Wakami die Abtretung eines Landstriches erzwang, auf dem er die Stadt Simbamweni („der Löwe“, oder die stärkste Stadt) erbaute. Später nannte er sich selbst nach der von ihm gegründeten Stadt Simbamweni. Dieser Name ging auf seine älteste Tochter über, welche nach seinem Tode seine Nachfolgerin wurde.³⁶⁾

³⁴⁾ Joseph Thomson, Expedition nach den Seen von Central-Afrika in den Jahren 1878 bis 1880, im Auftrage der Königlich-britischen Geographischen Gesellschaft. Autorisierte deutsche Ausgabe, Jena, Hermann Costenoble, 1882. 1. Teil, Seite 47.

³⁵⁾ Henry M. Stanley, Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Zweite vermehrte Auflage, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1885, 1. Band, Seite 116.

³⁶⁾ Vergl. Verney Corbett Cameron, Quer durch Afrika. Autorisierte deutsche Ausgabe, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1877, 1. Band, Seite 48.

Die Stadt Simbanwenni (oder wie sie früher hieß: Mrogoro) liegt in einer großen Ebene am Fuße des Uruguru-Gebirges, von dem der Mrogoro, Mwhale und noch viele andere Flüßchen und Bäche herabkommen, die alle in den schönen, breiten Ungerengeri münden, welcher durch Mfami dem Rufu oder Kingani zufließt. Der fruchtbare Boden bringt einen üppigen Pflanzenwuchs hervor. Die Felder liefern große Mengen Mais, Sorgho, Bohnen, Zuckerrohr, Bananen u. s. w. Früher wurde auch viel Reis gebaut, aber der Aberglaube hat den Reiskbau vollständig aus der Gegend verbannt. Eines Tages kamen Löwen in die Gegend von Simbanwenni und töteten dort viele Leute, worauf die Zauberer erklärten, daß dies ein Zeichen sei, daß die Geister den Reiskbau nicht gern sehen, weshalb dieser sofort aufgegeben wurde.

Der Glaube an Zauberer steht bei den Wasegua noch in der schönsten Blüte, aber die Zauberer sind trotzdem nicht auf Rosen gebettet. So lange ihre Vorhersagungen sich bewähren, werden sie geehrt, aber wenn eine Familie irgend ein Unglück trifft und sie beschwört, daß das Unglück durch den Zauberer verursacht worden sei, ergeht es diesem schlecht. Es tritt dann sofort ein Gerichtshof zusammen, welcher den Zauberer zum Feuertode verurteilt. An der Stelle, an der er verbrannt worden, wird sein Lendentuch zur Warnung für alle falschen Propheten aufgehängt, und man sieht häufig am Wege solche Kleidungsstücke auf Baumzweigen hängen und darunter auf dem Boden ein Aschenhäufchen, welches die Stelle des Autodafes anzeigt.

P. Baur, der apostolische Präsekt von Sansibar, der auf der Rückreise von Udoë nach Bagamoyo die Hauptstadt von Usegua besuchte, hielt die Umgebung derselben für vortrefflich geeignet zur Anlage einer Missionsstation. „Von den Höhen aus, welche Mrogoro beherrschen,“ schreibt er, „konnten wir uns an dem herrlichen Panorama kaum satt sehen. Berg und Thal sind mit zahlreichen wohlbevölkerten und hübsch gebauten Weilern bedeckt. Die Hitze schien nicht so übermäßig und das Klima gesund.“

Das Land Usegua erstreckt sich über 2 Längengrade und ist an seiner breitesten Stelle 90 (engl.) Meilen breit. Es zerfällt in Süd-Usegua von Uruguru bis zum Wami, und Nord-Usegua vom Wami bis Amagassi und Usambara. Noch vor 30 Jahren waren die Wasegua auf ein kleines Gebiet zwischen den Wasambara und Wadoë beschränkt, aber der Menschenraub und Sklavenhandel, der hier besonders durch den oben erwähnten Kisabongo einen großen Aufschwung nahm, hat die Macht der Nachbarstämme herabgedrückt und den Wasegua zu ihrer heutigen Stellung verholfen. Die Wadoë waren wegen ihrer schönen Gestalt und sonstiger Vorzüge auf den Sklavenmärkten sehr begehrt, und ihr Land wurde daher ganz besonders das Ziel wohlorganisierter Raubzüge der Sklavenhändler, durch welche der Stamm in wenigen Jahren fast gänzlich aus den von ihm bewohnten fruchtbaren Thälern vertrieben wurde.

Auch heute noch versorgt Usegua die arabischen Händler reichlich mit Menschenware. Die Wasegua sind alle mit Feuerwaffen und reichlicher Munition versehen, welche ihnen die Araber liefern, und sie unternehmen gut ausgerüstete Raubzüge in das Gebiet der Waruguru, Wadoë und Wakwenni, um dort Sklaven zu erbeuten. Erst vor wenigen Jahren haben sie einen Raubzug nach Ufagara unternommen, auf welchem sie die volkreichsten Teile der Makatebene verwüsteten und mehr als 500 Sklaven fortführten.

Bei Rosako beginnt das Gebiet Ukwere, welches sich bis Kisemo, etwa 60 Meilen in westlicher Richtung erstreckt, im Norden vom Wami, im Süden vom Rufu begrenzt wird. Das ganze Gebiet umfaßt etwa 30 (engl.) Quadratmeilen, auf denen höchstens 5000 Menschen in etwa 100 Dörfern wohnen. Die Ukwere sind, wie Stanley sagt, die ersten Vertreter des reinen Barbaren, auf welche der Reisende stößt, sobald er 2 Tagereisen von der Küste ins Innere vorgedrungen ist. Sie erfreuen sich keines guten Rufes und gelten als unehrlich, wovon sich zu überzeugen, auch Stanley Gelegenheit hatte. Dabei sind sie furchtsam und durchaus nicht zu Raubanfällen geneigt. Unter der Herrschaft eines einzigen Häuptlings stehend, würden sie trotzdem eine beachtenswerte Macht bilden, aber sie sind in eine Menge kleiner Gemeinwesen zerplittert, welche

²⁷⁾ Eine Reise nach Udoë und Ufigova an der Ostküste Afrikas. Nach den Mittheilungen P. Baur's, des apostolischen Präsekten von Sansibar. — Die katholischen Missionen, 1883, Seite 98.

kein einigendes Band umschlingt, und die Häuptlinge im östlichen Teil von Ukwere erkennen wenigstens nominell die Oberhoheit der Diwans von Mtrima²⁸⁾ an. Um sich gegen feindliche Überfälle zu schützen, haben sie ihre Dörfer auf den dichtesten Dschungeln angelegt und die Zugänge zu denselben stark befestigt. Holzthüren, die oft so enge sind, daß man sich kaum hindurchzwängen kann, vermitteln den Eingang in das Dorf, und die dichte Vegetation der Dschungeln, meist Aloe- und Dornarten, welche jedem Eindringling eine Wand voll scharfer Dornen entgegenstellt, macht es einem unbekleideten Feind ungemein schwer, sich einem Wakweredorfe zu nähern. Die vortreffliche Schutzwehr, welche diese Dornenwände bilden, hat auch verschiedene Räuberbanden veranlaßt, sich in den Dschungeln des Wakwerelandes niederzulassen, wo sie auf die Gelegenheit lauern, vereinzelte Reisende, namentlich Wangwana, zu überfallen und auszuplündern.

Die bedeutendsten Flüsse des Landes sind der Wami und der Kingani. Der letztere mündet 3 Meilen nördlich von Bagamoyo ins Meer, die Mündung des Wami liegt ungefähr in der Mitte zwischen den Häfen von Whinde und Saadani. Speke hat die Quellen des Kingani vergebens gesucht und hat nur entdeckt, daß einer der Hauptzuflüsse, der Mgeta, am Westabhange des Mlambaku entspringt. Durch Stanley ist dann festgestellt worden, daß der zweite Hauptzufluß des Kingani, der Ungerengeri, westlich von den Uruguru-Bergen entspringt, sich nach Norden wendet, durch Ujegua und Udoe und dann durch Ukwere und Ukami dem Kingani zusießt. Der letztere führt verschiedene Namen, was die Ursache vieler Irrtümer in bezug auf seinen Lauf war. Bei seinem Eintritt in Ukwere erhält er den Namen Rufu und führt denselben bis zu seiner Mündung oberhalb Bagamoyo, die Araber aber nennen ihn nach der Vereinigung mit seinen Zuflüssen Kingani, unter welchem Namen wir ihn auch auf den Karten finden. In gleicher Weise wie der Kingani wechselt auch der Wami mehrmals seinen Namen und heißt bald Wami, bald Rudewa oder Makata oder Mukondokwa. Wenn man in das weite Thal von Makata eintritt, kommt man rasch nach einander über mehrere Zuflüsse des Wami. Der erste größere Fluß ist der Kleine Makata, der sich in der Regenzeit in einen reißenden Strom verwandelt. Dann folgt ein Nullah (trockener Wasserlauf, der nur zur Regenzeit gefüllt ist), und einige hundert Meter hinter diesem der Große Makata, der Wami oder Mukondokwa, der zur Regenzeit 500 bis 600 Meter breit wird. Der nächste Fluß, den man auf dem Wege nach Westen überschreitet, ist der Mbengerenga, ein Zufluß des Rudewa. „Nachdem man den Mbengerenga überschritten, kommt man sofort zu einem andern kleinen Zufluß des Rudewa und sieht den letztern selbst, wie er sich der Straße nähert und scharf nach Osten wendet. Weiter nach Süden gewandt kommt man an den Urongo, einen Fluß, der in Mundu, im nördlichen Usagara entspringt und über eine vorspringende Gebirgskette hinweg wieder zum Makata gelangt, der hier bei den Wasagara den Namen Mukondokwa führt.“

Stanley zog auf seiner großen Kongoreise lange Zeit am rechten, südlichen Ufer des Wami dahin, dem er sich von Rosako, südwestlich vom Bagamoyo, zugewendet hatte. „Von Rosako fing die Route an, von der, welche nach Msuwa und Simbamwenni führt, abzuweichen, und führte ins freie hinaus, in eine Strecke schönen, wie eine Lichtung im Walde saftig grünen, an England erinnernden Parklandes, das sich bald zu lieblichen Thälern hinabsenkte, bald zu sanften Bergrücken emporstieg. Kleine seichte Wasserrinnen in furchenähnlichen Betten oder in tiefen, schmalen Gräben, welche die Sandsteinschichten, auf welchen der fette, ockerhaltige Boden ruht, zu Tage treten lassen, laufen in labyrinthähnlichen Krümmungen um vereinzelt Waldgruppen oder durch ein Gewirre dichter Dschungel und winden sich zwischen den höheren Bodenerhebungen auf ihrem Wege nach dem Wami-Fluß herum.“²⁹⁾ Durch Pongwé, das starkbevölkerte Kongorido und Msitu, welche beide letzteren Dörfer mit Palissadenverschanzungen nach dem Muster der Unjamwesi umgeben waren, gelangte die Karawane in schattenreiches Waldland, durch welches der Wami dahinsieß. „Die kolossale Kindudu-Spitze hebt im Hintergrund ihr erhabenes Haupt hoch empor und bildet ein weithin sichtbares Merkmal, indem sie sich über ihre weniger hohen Nachbarn von Nguru, ungefähr 15 bis 20 Meilen nördlich vom

²⁸⁾ Die Statthalter des Sultans an der Küste. Mit „Mtrima“ wird das Küstengebiet bezeichnet.

²⁹⁾ Henry M. Stanley, Durch den dunkeln Erdteil etc., 1. Band, Seite 102.

Laufe des Wami, aufstürmt." Über Kubuti ging es weiter über zahlreiche Strombetten und Flüsse mit sehr klarem Wasser, von denen Stanley besonders den Mkindo bei Mvomero hervorhebt. Der Mkindo, auch ein Nebenfluß des Wami, trennt das Land Nguru von Usagara. Die Wa-Ngura, welche das erstere Land bewohnen, unterscheiden sich fast gar nicht von den Wasagua und Wasagara und sprechen auch denselben Dialekt. Die Schmucksachen, die man bei ihnen findet, sind dieselben, welche die Wasagua und Wasagara tragen, schwarze und weiße Glasperlen und Messingdraht, außerdem Halsbänder, welche aus winzigen Ziegenhörnern, kleinen Messingfetten und großen eierähnlichen Perlen zusammengesetzt sind. In die Ohrläppchen stecken sie Kürbissstücke oder runde Holzscheiben, um sie möglichst weit auszudehnen. Das Gesicht wird mit Ocker gefärbt, das Haar in lange Locken geflochten und mit weißen oder roten Perlen und mit Anhängseln von Kupfer verziert. Als Kleidung sind blaues Kanifi und rotgestreiftes Barfati besonders beliebt.

Im Süden grenzt an Ukwere das Land Usaramo. Der Sultan von Sansibar hat 4 Meilen westlich von Kingani in Kikoka ein Fort angelegt und erhebt Ansprüche auf den 10 Meilen breiten Landstrich zwischen Bagamoyo und Kikoka, die ihm umso mehr niemand streitig macht, als dieses Gebiet vollständig unbewohnt ist. Als Burton durch Usaramo reiste, herrschten in dem zu Sansibar gehörigen Küstengebiet heillose Zustände. Die Statthalter führten dort eine Willkürherrschaft, befeindeten sich gegenseitig, weil jeder in dem andern einen Konkurrenten sah, der den Handel nach seinem Gebiet zu lenken suchte, und plünderten die Eingeborenen nach Herzenslust. Die letzteren, die Wasaramo, hatten unter den Streitigkeiten der Statthalter am meisten zu leiden, denn wenn sie sich freundlich zu dem einen verhielten, betrachteten die anderen sie als Feinde, und sie waren keine Minute vor Mord und Plünderung sicher. Diesen Zuständen ist es jedenfalls zuzuschreiben, wenn die Schilderung, welche Burton von den Wasaramo und ihrem Lande entwarf, so sehr von der neuern Thomsons abweicht. Burton schilderte sie als den gefährlichsten Stamm auf dem Wege nach den Seen; keine Karawane, welche das Land durchziehe, sei sicher vor Plünderung, das Volk jederzeit zu Raub und Gewaltthaten bereit, und man könne froh sein, wenn man auf dem Durchzuge nur einige Güter einbüße und nicht auch das Leben verliere. Die Dörfer der Wasaramo waren damals mit starken Palissaden umgeben, und die vergifteten Pfeile ihrer Verteidiger drohten jedem Angreifer mit dem sichern Tod. Als Thomson 23 Jahre später das Land bereiste, war dies alles anders geworden. Nirgends waren mehr mit Palissaden umgebene Dörfer zu sehen, nirgends kamen Erpressungen durch die Häuptlinge vor, das Volk ging unbewaffnet, beschäftigte sich mit Ackerbau und Handel, die Karawanen zogen sicher und unbeanstandet durch das Land und fanden überall gastfreundliche Aufnahme. Thomson schreibt diesen Umschwung der Befestigung der Macht des Sultans und dem gesteigerten Verlangen zu, mit den Produkten ihres eigenen Landes Handel zu treiben. Als die Wasaramo noch durch die Bedrückungen der Statthalter zu leiden hatten, sei es kein Wunder gewesen, wenn sie verräterisch und argwöhnisch wurden, ihre Dörfer befestigten und für das ihnen zugefügte Unrecht sich durch Plünderung der Karawanen zu entschädigen suchten. Durch brutale Unterdrückung und Gewaltthatigkeiten waren die Wasaramo so herabgekommen, daß Burton sie damals zweifellos mit Recht auf die niedrigste Stufe unter den ostafrikanischen Stämmen stellte und ihnen jede Fähigkeit zu einem Fortschritt absprach. Die Verhinderung der Slavenausfuhr hat auch hier zur Folge gehabt, daß die eingeborene Bevölkerung durch den besten Lehrmeister, die Not, gezwungen wurde, sich nach einem neuen Erwerb umzusehen. Für Slaven fanden sich an der Küste keine Käufer mehr, der Elfenbeinhandel nahm immer mehr ab, da das Elfenbein aus tief im Innern gelegenen Gegenden geholt werden mußte, dagegen wurden Gummi und Kopalharz, an denen Usaramo reich ist, von den Kaufleuten begehrt. Allmählich verließen die Eingeborenen ihre befestigten Dörfer, um sich mit der Gewinnung von Gummi und Kopalharz zu beschäftigen, und sie folgten der Einladung der Kaufleute in den Küstenstädten und brachten ihre Produkte dorthin auf den Markt. So entwickelte sich ein lebhafter Handel, bei welchem beide Teile ihren Vorteil fanden, und die Wasaramo legten seitdem keiner Karawane, welche ihr Land besuchen wollte, ein Hindernis in den Weg, sahen es vielmehr selbst gern, wenn Kaufleute in ihr Land kamen.

Der Handel mit Gummi leidet sehr unter der Unehrlichkeit der Eingeborenen. Dieselben pflegen ihm allerlei Dinge, Gras, Moos, Sand u. s. w. beizumengen, welche sie mit gutem Gummi überdecken, so daß der Betrug nicht gleich bemerkbar ist. Da solche Beisätze sich schwer entfernen lassen, ist große Vorsicht beim Einkaufe geboten, und wenn der Betrug entdeckt wird, sinkt der Preis der Ware sofort bedeutend. Die Käufer werden durch solch unredliches Beginnen abgeschreckt, und der Gummihandel kann nicht in Blüte kommen, trotzdem das Gummi von Usaramo sich den besten Sorten Afrikas und Amerikas gleichstellt. Das Gummi wird hier aus 3 Arten der *Eandolphia* gewonnen, welche von den Wasaramo Mpile und Mbungo genannt werden. Man macht Einschnitte in die Rinde der an den Bäumen hängenden Kriechgewächse und sammelt den hervorquellenden milchartigen Saft, der sich allmählich verdickt und dann in 2 Zoll im Durchmesser zählenden runden Ballen zum Verkauf gebracht wird.

Gleiche Ursachen haben den Aufschwung des Handels mit Kopalharz verhindert, welches ebenfalls zu den besten Sorten gehört. Das Kopalharz ist bekanntlich halb versteinertes Harz. Es liegt in den rötlichen Sandschichten in der Nähe der Küste, und stammt von einer ausgestorbenen Baumart her, welche, wie es scheint, nur an der Küste wuchs. Die Ausbeutung der Kopallager seitens der Eingeborenen ist eine äußerst nachlässige, und der Ertrag des reichen Bodens müßte bei rationellen Nachgrabungen ein unverhältnismäßig größerer sein. Die Eingeborenen graben erstens nur dann nach, wenn sie Kopalharz brauchen, um dagegen Baumwollstoffe, Perlen u. s. w. einzutauschen, und sobald ihr Bedarf in diesen Artikeln gedeckt ist, ruht die Arbeit; dann geben sie sich beim Nachgraben keine große Mühe: wenn sie ein Loch von Armetiefe gegraben haben und in demselben kein Harz finden, verlassen sie sofort den Platz, um an einer andern Stelle nachzugraben. Europäischem Unternehmungsgeist bietet sich hier noch ein lohnendes Feld, wenn die Ausbeutung der Kopallager aus den Händen der Eingeborenen in jene von Europäern übergehen könnte. Hier liegen Schätze begraben, zu deren Hebung man nicht erst kostspielige Eisenbahnen ins Innere bauen muß.

Westwärts von Usaramo liegt Ukami, welches der Ungerengeri von Ukwere trennt. Einst war Ukami bedeutend größer und erstreckte sich bis Simbamwemi, aber die nördlich von Ukami ansässigen Wadoë unterwarfen sich die Wakami und wurden dann selbst wieder von den Wasagua unterworfen. „Unter dem Namen Udoë existiert noch ein großes Land zwischen dem Kira-Pic und Ulagalla, das sich im Norden über Ukami, im Osten noch über Ukwere hinaus nach der Utrima oder Küste zu hinzieht. Dieser Teil zwischen dem Kira-Pic und Ulagalla ist das südwestlichste Ende des Gebietes der Wadoë.“ Die ersten Europäer, welche Udoë betraten, waren katholische Missionäre aus Bagamoyo. Von dort unternahm im Januar 1882 P. Baur mit P. Hacquard eine Reise in das Innere, die sie bis Udoë führte, und ihnen verdanken wir die ersten Mitteilungen über dieses Land, in welches sich auch die arabischen Händler nicht wagen, und das deshalb bisher noch ziemlich unbekannt geblieben ist.

Die Wadoë sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht, bauen Mais, Sorgho, Maniok, Pataten u. s. w. und züchten Schafe und Ziegen. Die Dörfer liegen meist auf Anhöhen, inmitten von Dickicht, durch welches ein enger Zickzackweg hinaufführt. Einzelne Dörfer sind mit Palissaden umgeben, die innerhalb derselben aus Stroh hergestellten Hütten Heuschobern ähnlich. Sklaven trifft man bei den Wadoë nicht, dagegen sollen sie noch dem Kannibalismus ergeben sein. Mit der Leiche des Mannes pflegt man auch einige seiner Frauen zu begraben, damit es ihm in der andern Welt nicht an Bedienung fehle. Nach der Beerdigung werden Tänze und Festgelage veranstaltet, wobei Menschenfleisch verzehrt und Blut aus Menschenschädeln getrunken wird. Stammesangehörige werden nie verzehrt, sondern stets, wenn zu einem Opfer Menschenfleisch nötig ist, ein Raubzug in eines der Nachbargebiete unternommen. Ihre Menschenjagden hatten Sultan Seyd, den Vater des jetzigen Sultans von Sansibar, veranlaßt, eine Expedition gegen sie auszurüsten. Ihre Dörfer wurden niedergebrannt, die Felder verwüstet, auf die Einwohner wie auf wilde Tiere Jagd gemacht, aber in ihre Schlupfwinkel vermochten die Flüchtlinge die Soldaten des

Sultans nicht zu folgen, und nachdem sie abgezogen waren, begannen die Wadoë ihre Raubzüge aufs neue und sind bis heute Kannibalen geblieben.

Der oberste Häuptling des Landes führt den Titel Mwene und erhält von den 3 Unterhäuptlingen Tribut. Fremden ist er sehr schwer zugänglich und empfängt dieselben selten, aber er vermeidet auch sorgfältig die Begegnung mit anderen Häuptlingen, denn wenn ein Häuptling den andern erblickt, muß, wie sie glauben, einer von beiden vor Ablauf eines Jahres sterben. Wichtige Angelegenheiten, welche eine Besprechung aller Häuptlinge erfordern, werden in einer für solche Zwecke erbauten Hütte erledigt, welche 4 Kammern enthält. Jeder Häuptling hat dort seine eigene Kammer und unterredet sich mit den anderen durch die Wände. Das Aussehen der Häuptlinge soll ein abschreckendes sein; der oberste Häuptling läßt sowohl den Bart als die Nägel wachsen, ohne sie je zu stutzen, spitzt aber die Nägel zu, daß sie Löwenkrallen gleichen, und dank der häufigen Einreibung mit Kokosöl und Schaffett verbreitet er einen für europäische Nasen kaum erträglichen Geruch.

Westlich von den Wakami wohnen die Wasagara. „Das Land, das sie bewohnen, ist die Gebirgskette und ihre unmittelbare Umgebung, die sich vom Makata-Fluß nach der Wüste von Marenga Mkali ausdehnt und 73 geographische Meilen breit und fast 3 Breitengrade lang ist.“ In ihrer höchsten Spitze erreicht diese in nordöstlicher Richtung in das Land sich hineinziehende Gebirgskette etwa 6000 Fuß über dem Meeresspiegel. „Auf den Gipfeln und Abhängen dieser Berge lassen die Dünste, welche von den Monsoonwinden hierher getrieben werden, ihre Wasserlast fallen und werden zu Klüffen, die als Bäche die Bergabhänge hinabrieseln und sich in den Thälern am östlichen Abhange vereinigen.“ Die Felsen bestehen aus Schiefer und Gneis, stellenweise trifft man Granit zwischen Basaltbildungen. In den Betten der Gewässer, welche Stanley hier auf seiner zweiten Reise überschritt, fand er Quarz, Porphyr, Grünstein, dunkelgrauen Schieferthon, Granit, Blutstein, purpurrote Jaspis, Chalcedon und verschiedene Kiesarten. Seiner Ansicht nach ist das Usagara-Gebirge für Ost-Afrika das, was die Rocky-Mountains für Zentral-Nordamerika sind, das Rückgrat von Ost-Afrika, und der Kilima-Ndscharo gehört ebenso zur Usagarakette wie der Kenia, der Doeno Camwea und der Msarara.

Westwärts von Kifoka bis Kongorido sind Wälder häufig, bilden jedoch keine zusammenhängende große Masse. Der westliche Teil des Landes um Mwapwa besitzt keine Wälder mehr, aber statt derselben viele große Bäume, Baobabs, Tamarinden, Sykamorfeigen u. s. w. Der Wami, der Hauptfluß des Landes, ist von Palmen eingefast, und in den Thälern des Flusses trifft man viele große Bäume, stellenweise auch Wald.

Der Wami entsteht durch die Vereinigung des großen und kleinen Makata, des Rudewa und eines Flüsschens, und er heißt in ganz Usagara Mukondokwa. Die Makatawildnis ist eine der schlimmsten Fiebergegenden, besonders in der Regenzeit, wenn der sonst nur 40 Fuß breite Fluß seine Ufer überflutet und die ganze Ebene in einen See verwandelt. Stanley, der während der Regenzeit hier durchzog, hatte mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen. „Der bloße Anblick der triefenden, in dichte Nebel gefüllten Wälder, des überschwemmten Landes, der langen Schwaden von Tigergras, die durch die trüben Fluten zu Boden gestreckt waren, der Hügel von faulenden Bäumen und Rohrmassen, des angeschwollenen Flusses und des weinenden Himmels war genug, um das Mukudguru (das afrikanische intermittierende Fieber) zu erzeugen.“ Die Makata-Ebene, welche sich 30 Meilen weit ins Land hineinzieht, war ein Sumpf, in welchem das Wasser durchschnittlich 1 Fuß hoch stand, aber hier und da fanden sich Löcher von 3 bis 5 Fuß Tiefe, und Gruppen von Grashüscheln und vereinzelte Bäume ragten über das Wasser empor. Nach dem anstrengenden Marsche fand Stanleys Karawane Ruhe und Erholung in dem großen Dorfe Achemeko, welches etwas 1000 Einwohner zählt, und in dessen Nähe sich noch gleich große Dörfer befinden. Dort gab es gutes, kristallklares Wasser und frische Bergluft, welche die krank aus den Sümpfen Kommenden erquickten und stärkten.

Von den Höhen oberhalb Reheneku sieht man das ganze Makata-Thal vor sich liegen. Tausende von anmutigen Palmen, schreibt Stanley, vermehren den Reiz der Landschaft, und der große Wall der Uruguru- und Uswapanga-Gebirge bildet einen geeigneten Hintergrund für eine so ausgedehnte Aussicht. Nach Westen blickend fanden wir uns in einer Gebirgswelt, in welcher sich Bergspitze hinter Bergspitze, Einschnitt hinter Einschnitt und Gebirgskegel hinter Gebirgskegel zeigte. Nach Norden, Westen und Süden rollten die Gebirgsspitzen wie Glaswogen; in der ganzen Landschaft war kein einziger dürrer oder verbrannter Flecken sichtbar. Das Diorama bot keine plötzlichen Wandlungen oder schlagenden Kontraste dar, sondern ein einziger Wald von grünen Bäumen bekleidete sämtliche Bergspitzen, Kegel und Gipfel.

Einen schroffen Gegensatz zu der Makata-Ebene bilden die Thäler des Mukondokwa westwärts von Mutinji Usagara. Wir hatten, schildert sie Stanley, einen fruchtbaren Boden und eine üppige Vegetation, die von Miasmen dampfte und durch ihre Gerüche überwältigte, mit einer dünnen Wildnis voll Aloe- und Kaktuspflanzen vertauscht, wo vor allem auch der Kolkwall und verschiedene Dorngebüsche gedeihen. Statt auf baumbewachsene Höhenabhänge und Thäler, statt auf bebauter Felder blickten wir jetzt auf das Gebiet einer unbewohnten Wildnis. Die Bergklippen waren ihrer Laubkrone beraubt und offenbarten ihre von Regen und Sonne gebleichte Felsenatur. Uns gerade zur Rechten stand der Pic Nguru, der höchste der Usagara-kegel, als wir den langen Abhang über dunkelgrauem Boden hinaufstiegen, welcher sich jenseits des braunen Mukondokwa zur Linken erhob.

In dieser Gegend liegt etwa 800 Fuß über dem Mukondokwa ein ungefähr 3 Meilen langer und bis 2 Meilen breiter See, welcher nach dem an seinem Ufer sich erhebenden, 1000 Fuß hohen Pic Ugombo genannt wird. Obwohl er dem durch die kahle Gebirgslandschaft ermüdeten Auge eine angenehme Abwechslung bietet, ist er doch nichts weniger als schön. Am westlichen Ufer erstreckt sich eine weite Ebene bis zu den Mpwapwa-Bergen, und am Nordufer zieht sich eine niedrige, dunkelbraune Bergkette hin. Den ganzen See umschließt in einer Breite von etwa 50 Fuß ein unpassierbarer Morast, der mit Rohr und Binzen bewachsen ist. Auf dem See wimmelt es von Wasservögeln, schwarzen Schwänen, Ibissen, Kranichen, Pelikanen, Enten u. s. w., während Habichte und Fischadler über dem Wasser schweben. An den Ufern bemerkt man Büffel, Zebras, Giraffen, Antilopen und andere Tiere, welche hierher zur Tränke kommen, und in dem hohen Gras verborgen sich Perlhühner, Waldschneppen, Waldhühner, Tufans und eine Menge anderer Vögel.

Stanley hält diesen See für den Rest eines Sees, der einst dem Tanganjika an Größe gleich kam, denn er fand auf den Hügeln hoch über dem jetzigen Wasserspiegel Spuren der Wellenwirkung, welche darauf schließen lassen, daß der Wasserspiegel einst viel höher lag als jetzt, also auch einen größern Flächenraum bedeckte.

Zwei Tagmärsche, jeder von 15 Meilen, brachten Stanleys Karawane vom See Ugombo nach Mpwapwa, wo das Landschaftsbild sich wieder änderte. Mpwapwa, wie es die Araber nennen, Mbambwa von den Wasagara genannt, ist ein über 6000 Fuß hoher Gebirgszug, der die am Westufer des Ugombo-Sees beginnende Ebene begrenzt, und auf dessen Abhängen viele kleine Dörfer liegen. In der Nähe des Fußes des Gebirges „wird das Dschungeldickicht dünner, es erscheinen Lichtungen im Walde, darauf weite kahle Strecken und weiterhin ausgedehnte Felder von kräftigem Holcus, Mais, Maweri oder Bajri, sowie hier und da ein viereckiges Tembe oder Dorf. Ein breites Flußbett, das mehrere Wasserläufe enthält, zieht sich durch die durstigen Felder und führt das belebende Element mit sich, das in diesem Teile von Usagara so selten und kostbar ist. Hinab zum Flußbett neigt sich der Mpwapwa, der an einigen Stellen durch große Basaltblöcke oder Felsmassen, die von einem jähem Abhang herabgefallen sind, ein rauhes Aussehen gewinnt. Hier klammert sich der Kolkwall mit sicherem Halte an und gewinnt seine Nahrung überall, wo es keiner andern Pflanze gelingt; dort zieht sich die kräftige Mimose als grüner abfallender Wall fast bis zum Gipfel hinan, und da weidet zahlreiches Vieh, das der Einsamkeit der tiefen Einschnitte des Gebirgszuges ein angenehmes Leben verleiht. Den schönsten Anblick jedoch gewährt die nördlich gelegene dichte Gebirgsgruppe, welche, nach Rubeho zu, die vordere Berg-

reihe wie mit Strebeisen stützte. Das ist die Heimat der Winde, die hier entstehen, die jähren Abhänge und einzelnen Pics der Westseite an Stärke zunehmend hinablaufen, durch die prairieartige Marenga Mkali brausen und Ugogo und Unjamwest mit der Gewalt des Sturmes durchtoben. Zugleich ist es die Heimat des Taues, wo klare Quellen, die durch ihre Musik die bewaldeten Thäler erfreuen und den bevölkerten Bezirk von Nywapwa bewässern, entspringen. Es wird jedem besser und stärker zu Mute auf dieser lustigen Höhe, wenn er die reine Luft einfaugt und die Augen an der Mannigfaltigkeit der Landschaft weidet, die sich hier darbietet."



fuga in Ufambara.

Das Volk, das diese Berge bewohnt, die Wasagara, trifft man am reinsten in Nywapwa. Dort sieht man, wenn man von der Küste kommt, zum ersten Male Eingeborene mit langen dünnen Löckchen, in welche allerlei Messing- und Kupferbehängsel, kleine Münzen aus Sansibar u. s. w. eingeslochten sind. Durch die gutgefetteten Löckchen wird zuweilen noch eine Perlenchnur gewunden, das Gesicht leicht mit Ocker gefärbt, die Spitze eines Flaschenkürbis, in welchem sich etwas Tabak (Tumbak) befindet, in jedes Ohrläppchen gesteckt und ein Band, an welchem 4 oder 5 Münzen hängen, um die Stirn gebunden. Am den Hals trägt jeder Wasagara allerlei Zieraten, „ein paar schneeweiße Muschelschalen, geschnitzte Holzstückchen, ein kleines Ziegenhorn, eine von dem Medizinmann des Stammes geweihte Arznei, ein Fundo weißer oder roter Perlen, 2 bis 3 durchlöcherter Sungomasi-Eierperlen, eine Schnur Kupfermünzen und hin und wieder kleine Messingketten, welche billigen Uhrketten ähneln. Tätowierungen an Stirn, Brust und Armen sind bei beiden Geschlechtern

üblich. Erwachsene Männer und Frauen tragen Lendentücher aus Baumwolle, Kanifi oder Barfati, Jünglinge ein Ziegenfell, und Kinder gehen völlig nackt.

Die Bewohner des südlichen Usagara sind freundlicher als jene des nördlichen, die durch die unaufhörlichen Kämpfe mit ihren Nachbarn, den Wasagua, Wahumba, Wagogo und Wahehe, welche ihre Dörfer überfallen, um Menschen zu rauben, gegen alle Fremden mißtrauisch geworden sind, aber sobald sie sich überzeugt haben, daß der Fremde als Freund kommt, begegnen auch sie ihm mit rückhaltloser Freundlichkeit.

Burton und Speke kamen nach Usagara durch den 650 Meter hohen Goma-Paß in der ersten östlichen Kette des Gebirges und zogen über Jonwe nach Muhama, wo Halt gemacht werden mußte. Es stand ein Zug durch eine Wüste bevor, und es mußten deshalb große Kornvorräte gekauft und das Korn gemahlen werden, bevor man aufbrach. Auf dem Weitermarsch vermochten die Reisenden von der Höhe der erstiegenen Berge weithin nach Westen das Gebirge zu übersehen, über das rötliche Braun der näheren Höhen und die durch weiße Nebel verhüllten Thäler hinweg bis zu den blauen Linien, welche den fernen Horizont umsäumten. Der Marsch ging durch von der Sonne versengtes Land dahin, in welchem dunklere Flächen die Stellen bezeichneten, an denen die Eingeborenen das Gras abgebrannt hatten. Ein angenehmer Ruheplatz nach den Entbehrungen des Marsches durch diese Wüste war Rumuma, wo alle Karawanen zu rasten pflegen und wohin die Bewohner der Umgegend ihr Vieh und Feldfrüchte zum Verkaufe bringen. Hinter Rumuma kam man in bevölkerteres Land, das man in der Richtung nach Inenge durchzog. Bei diesem Orte begann der Aufstieg zur dritten Kette des Usagara-Gebirges. Der „Schreckliche Paß“ und der „Windige Paß“ führen zum Westrand des Tafellandes empor, welches die Wasserscheide zwischen dem Rufidschi und den nordwärts fließenden Zuflüssen des Nil bildet. Das ganze Tafelland von Ugogo lag vor den Reisenden ausgebreitet, gegen Westen dehnten sich weite sonnverbrannte Ebenen, im Norden erhoben sich hier und da einzelne Berge, und nach Süden hin zog sich, schwarz-weißen Linien gleich, mit Dschungeln untermischtes Buschland. Der Abstieg nach Ugogo wurde durch die Teufelschlucht bewerkstelligt, durch welche der Weg in jähem Abfall hinabführt.

Südwestlich von Usagara, jenseits des breiten Ruaha, breitet sich Uhehe aus, das Gebiet der Wahehe, ein armes Land, das grell absteht von dem prächtigen Usagara. „Überall,“ schreibt Thomson, „machte es denselben einformigen und unangenehmen Eindruck, indem es sich zu glatten abgerundeten Hügeln erhob und dann in Rundthälern abfiel. Die gleichmäßig grünen Flecken auf dem gelben Grunde, eine Reihe Häuser im Vordergrunde der Hügel, eine Herde Vieh in der Vertiefung, hier und da ein nackter Uhehe und in weiter ferne eine Herde wilder Esel oder Quaggas, weiter war nichts zu erblicken. Oben in der Luft kreiste ein schwarzgelber Geier; auf einem Felsen saß eine Anzahl Krähen mit weißen Hälsen; kein Laut unterbrach die Stille.“ Keine großen Ackerfelder, auf denen Mais, Reis, Sorgho und all die anderen von Negern gebauten Feldfrüchte wachsen, umgeben hier die Dörfer. Die einzigen Spuren von Anbau, die man in der Nähe der Dörfer erblickt, sind kleine gartenähnliche Felder, auf denen Melonen und Mizekorn angebaut sind. Wälder fehlen, und der Holzmangel ist so groß, daß die Eingeborenen den Mist ihrer Rinder zu Ziegeln formen, diese trocknen und dann als Brennmaterial verwenden. Auch zum Häuserbau, mit Thon vermengt, dient der Kuhmist. Ebenso ärmlich wie die Landschaft sehen die Wohnungen der Wahehe aus. Als echte Nomaden, die von Viehzucht leben und wegen ihrer Herden häufig die Wohnsitze wechseln müssen, sind die Wahehe nicht durch viel Gepäck beschwert. Ochsenhäute, die als Lager dienen, bilden die ganze Einrichtung der Hütten, und das Hausgerät besteht nur in zwei Kürbissflaschen, einem irdenen Kochtopf und einer hölzernen Schüssel. Der Reichtum der Wahehe besteht in ihren Kühen, deren Fleisch und Milch neben den überall gebauten Melonen die Hauptnahrung des Volkes bildet. Ziegen findet man bei ihnen nicht, auch nicht die in keinem Eingeborenendorfe Afrikas fehlenden Hühner, deren Zucht ihnen wahrscheinlich bei ihrem Nomadenleben zu schwierig ist. Die Wartung der Herden obliegt den Männern, welche auch die Kühe melken, während die Bestellung des kleinen Ackerfeldes den Frauen überlassen bleibt. Die Jagd liefert zu wenig Ausbeute und ist

nicht lohnend. Außer kleinen Herden Quagaas oder Zebras und einigen Antilopen sieht man selten, abgesehen von Viehherden der Wahehe, ein Tier, so daß auch der Löwe hier nicht vorkommt, weil er zu wenig Nahrung findet. Die einzigen Raubtiere sind Hyänen und Schakale.

Das rauhe Klima des Landes, durch welches Klima und Vegetation beeinträchtigt werden, hat aber ein kräftiges Volk großgezogen, welches allen Mühen und Drangsalen gewachsen ist und mit großer Ausdauer Hunger und Kälte zu ertragen weiß. Tagelang können Wahehe ohne Nahrung marschieren, und diese Ausdauer, welche ihnen bei Angriffen auf Nachbarvölker rasche Bewegung ermöglicht, macht sie zu gefährlichen Feinden, wenn sie einmal die Waffen ergriffen haben. Sie sind ein tapferes Volk und trotz ihrer im Vergleich mit anderen Stämmen mangelhaften Kriegsausrüstung nicht zu verachtende Gegner. Ihre Waffen bestehen in einem Stoßspeer, mehreren Wurfspießen, einer sichelartigen Axt und einem länglich runden Lederschild, welcher etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß lang und in der Mitte 18 Zoll breit ist. Mit solcher Ausrüstung sind die Wahehe auch als Eroberervolk aufgetreten. Ihre jetzigen Wohnsitze haben sie erst seit Mitte der sechziger Jahre inne, und haben dieselben den mächtigen Urori, die jetzt ihre westlichen Nachbarn sind, entzogen. Sie wohnten früher in dem rauhen Gebirge zwischen Ugogo und dem Ruaha, von wo sie häufig Raubzüge in die Nachbarländer unternahmen und das erbeutete Vieh auf ihren hohen Bergen, wohin ihnen niemand folgen konnte, in Sicherheit brachten. Da regte sich eines Tages in ihrem Häuptling Machinga der Throndrang, und er beschloß, nachdem er sich zum unbeschränkten Herrscher seines Volkes gemacht hatte, seine Herrschaft weiter auszudehnen. Verwüstend drang er an der Spitze seiner Scharen über den Ruaha in das Gebiet der Warori ein, und der König derselben, Merere, der die Angreifer nicht aufzuhalten vermochte, brannte seine Hauptstadt selbst nieder und zog sich mit seinem Volk und den großen Viehherden in das höhere Gebirge gegen den Nyassa hin zurück. Auch dorthin folgten ihm die Wahehe und belagerten ihn in der neuen Stadt, welche er am Ufer des Ruaha erbaut hatte. Die Warori, deren Lebensmittel zur Neige gingen, waren nahe daran, sich den Belagerern ergeben zu müssen, als die Karawane Eltons, die sich auf dem Wege nach dem Nyassa befand, erschien und unbemerkt von den Wahehe in die Stadt eingelassen wurde. Die Feuerwaffen, welche die Fremden führten, schreckten die Wahehe von ferneren Angriffen ab, und sie zogen sich zurück. Machinga wurde bald nach der Rückkehr von diesem mißglückten Zuge durch einen Unterhäuptling namens Mamle ermordet, und dieser riß die Führerschaft an sich. Die Folge war eine Spaltung unter den Wahehe: ein Teil derselben blieb dem Sohne des Ermordeten, der damals noch ein Knabe war, treu und zog mit ihm heimlich bei Nacht in die alte Heimat jenseits des Ruaha zurück. Mit dem Rest des Volkes nahm Mamle den Kampf gegen Merere wieder auf, und da diesmal keine Europäer mit Feuerwaffen ihm beistanden, war das Glück den Wahehe hold. Der große Häuptling erlag dem kleinern, welcher über ein tapferes Heer gebot, und nachdem er Niederlage auf Niederlage erlitten, mußte Merere in Usafa eine Zuflucht suchen. Mamle war Herr alles Landes von Mpwapwa und Ugogo bis zum Nyassa-See, aber seine Herrlichkeit währte nicht lange. Machingas Sohn wollte dem Usurpator die Herrschaft nicht lassen, und er verband sich zu seinem Sturz mit dem vertriebenen Merere. Als Thomson durch das Land zog, rüsteten sich bereits die beiden Verbündeten zu dem Rachezug. Vier Monate später erfuhr der am Tanganjika-See angelangte Reisende, der durch Uhehe zurückkehren wollte, daß der Krieg bereits ausgebrochen sei. Merere hatte fast sein ganzes Land zurückerobert und seine zerstörte Hauptstadt wieder aufgebaut. Da Machingas Sohn Mamle nicht nach Uhehe einlassen wollte, mußte dieser sich nach Kivere zurückziehen, wo er sich mit Räuberbanden verband.

Mitten zwischen den bisher geschilderten Völkerschaften, eingeschlossen vom Gebiet der Wasaramo, Wakami, Wasagara, Wahehe, Wahenge und Wandondi hat sich das kleine Volk der Wachutu seine Selbständigkeit bewahrt. Durch die Sklavenjagden, welche die Nachbarstämme in ihr Gebiet unternahmen, dezimiert, und zu schwach, um sich der Angreifer zu erwehren, sind die Wachutu viel länger als ihre Nachbarn auf einer der niedrigsten Kulturstufen geblieben. „Es giebt zwei große Stufen, welche jeder Stamm betreten muß, bevor er auf die hohe Straße des Fortschrittes gelangt; es ist eine soziale Verbindung zu gegenseitigem Schutz

und Sicherheit erforderlich und ferner eine Unterscheidung der sozialen Bestandteile, so daß die Menschen im Austausch der Dienste sich untereinander nützlich werden. Zu der ersten Stufe führt die Idee von der Häuptlingschaft, zur zweiten der Handel. Nun besteht aber unter den Wachutu keine allgemeine Verbindung zum Zwecke des Schutzes. Ein paar Familien treten vielleicht zusammen, lassen sich in einem Dorfe nieder und wählen einen Häuptling dem Namen nach; aber mit den Bewohnern anderer Dörfer haben sie keine Verbindung und stehen mit denselben in keiner gegenseitigen Abhängigkeit. Wenn mithin ein Feind erscheint, der die ganze Kraft des Stammes in Anspruch nimmt, um bekämpft zu werden, so ist kein Mittel vorhanden, eine Einigkeit zu gemeinsamer Thätigkeit herzustellen. Jedes Dorf ist auf sich selber angewiesen, und es bleibt ihnen nichts übrig, als in Dickicht und Wälder zu fliehen, um ihr Leben zu retten. Das Leben der afrikanischen Stämme liefert die Beweise von der Thatsache, daß mit einer bessern Organisation des gesellschaftlichen Lebens auch ein entsprechender Vorteil im sozialen Fortschritt verbunden ist. Zuerst erhebt sich ein Häuptling, welcher die Aufsicht führt und wie ein schneidiger Keil in die Barbarei eindringt. Er bringt ein Dorf nach dem andern unter seinen Einfluß, bis sein Land für eine persönliche Regierung zu groß wird. Es werden alsdann Unterhäuptlinge erwählt, Klassen gebildet, und wie der Stamm stärker wird, so wird Leben und Eigentum auch gesicherter; neue Bedürfnisse entstehen, und so wird eine Stufe nach der andern auf der Leiter des Fortschritts erstiegen."

Seine Lage bietet Achutu eine Bürgschaft dafür, daß es unter geordneteren Verhältnissen rasch das Versäumte nachholen wird. Seine Südgrenze bildet der Rufidschi, einer der größeren Flüsse der Sansibarhäfte, welcher neueren Nachrichten zufolge in kleinen Booten von Achutu bis zu seiner Mündung befahren werden kann. Die Schiffbarkeit des Flusses, dessen weites Delta bereits durch Koscher erforscht wurde, war lange Zeit angezweifelt. Cameron, der den Rufidschi beim Dorfe Kimbumbi erreichte, war nicht sehr entzückt von dem, was er sah. „Nach dem äußern Anschein zu urteilen,“ berichtet er, „ist der Rufidschi bei Kimbumbi eine halbe englische Meile breit, wovon ein bedeutender Teil von einer in der Mitte liegenden großen Sandbank eingenommen wird. Auf der Nordseite ist der Strom schnell und das Wasser tief, wemgleich nicht durchweg, — Sumpfbänke und Blöcke kommen an Stellen vor, wo man sie am wenigsten erwartet, selbst da, wo das Wasser tief ist und am schnellsten fließt. Auf der entgegengesetzten Seite ist der Fluß tief und schnell fließend. Den Fluß auch nur in kleinen Bötchen zu befahren, muß einigermaßen schwierig sein, da die Sandbänke und Sümpfe infolge der schlammigen Beschaffenheit des Wassers nicht sichtbar sind. Aus diesem Grunde fuhr sich unser Boot mehrmals fest, obgleich es von einem Eingeborenen gelenkt wurde, der mit den Untiefen Bescheid wissen mußte; ohne Zweifel wurde seine Kenntnis davon durch die unstätige Natur seiner Hindernisse getäuscht. Man erzählte uns jedoch, daß häufig Bötchen, welche 20 Mann fassen könnten, Salz von der Küste brächten, um Kopal und Gummi, das hier in kleinen Quantitäten gewonnen wird, dafür einzutauschen.“ Diese Erzählung der Eingeborenen, welche Cameron als „ein zweifelhafter Bericht“ erschien, ist in jüngster Zeit durch einen der Bevollmächtigten der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft, Joachim Graf Pfeil, bestätigt worden, der mit einer in Uhehe gekauften Ladung Felle auf dem Rufidschi hinabfuhr.

Hier am Ufer des Rufidschi hat nun auch Deutschland Fuß gefaßt und mehrere der zuletzt geschilderten Länder stehen unter dem Schutze des deutschen Reiches. Der Berliner Gesellschaft für deutsche Kolonisation gebührt das Verdienst, hier zuerst Bahn gebrochen zu haben, und wenn wir heute überblicken, was sie in kurzer Zeit geleistet hat, so können wir wenigstens zweierlei nicht leugnen: daß sie mit großer Vorsicht, dabei aber energisch und zielbewußt vorgegangen ist, und daß sie heute schon mehr erreicht hat als ähnliche Unternehmungen vor ihr in der drei- und vierfachen Zeit erreichten.

Die erste Expedition, welche die Gesellschaft ausandte, bestand aus den Herren Dr. Karl Peters, Referendar Dr. Jühlke und Joachim Graf Pfeil. Dieselben schifften sich am 1. Oktober 1884 auf dem österreichischen Lloyd-Dampfer „Titania“ nach Aden ein und fuhren von dort in einem Dampfer der British Indian Line nach Sansibar. Damit nicht andere Nationen, namentlich Engländer ihnen zuvorkämen, war

das ganze Unternehmen von Anfang an in den Schleier des Geheimnisses gehüllt worden. Die Herren reisten unter angenommenen Namen und als Passagiere dritter Klasse, was den Engländern bei ihrer Ankunft in Sansibar Anlaß zu der Bemerkung gab, die Mitglieder der Expedition könnten doch keine „Gentlemen“ sein. Die Reisenden hielten auch das Ziel ihrer Reise geheim und gaben an, daß sie in das Land der Buren reisen wollten. Ohne den geringsten Verdacht inbezug auf ihre eigentlichen Pläne erregt zu haben, fuhren sie nach



Dr. Karl Peters, Vorsitzender der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

Saadani hinüber und drangen auf dem Wami ins Innere vor. Es gelang ihnen, im Lande der Waguru, Wasegua, Wakumi und Wasegara durch 12 Verträge mit 10 unabhängigen Sultanen große Gebiete zu erwerben. Mit Ausnahme der dem Sultan von Sansibar gehörigen Küstenstreifen gingen diese Gebiete mit allen Hoheitsrechten „für ewige Zeiten“ an die Vertreter der deutschen Gesellschaft über. Da die Verträge ziemlich gleichlautend sind, lassen wir als Muster derselben hier nur jenen mit dem Sultan von Uguru, Mafungu Biniani folgen:

Europas Kolonien. III.

„Mafungu Biniani, Herr von Quatunge Quaniani zc., Sultan von Nguru, tritt hiermit durch sein Handzeichen und unter Zuziehung der mitunterschiedenen Zeugen das ihm widerspruchslos als alleinigen Souverän gehörige Land Quaniani, Quatunge in Nguru mit allen ihm widerspruchslos und unbestritten gehörigen Rechten für ewige Zeiten und zu völlig freier Verfügung an Herrn Dr. Peters als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Useguha, ab. Die Rechte, welche mit dieser Abtretung auf Herrn Dr. Karl Peters als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Useguha, übergehen, sind die dem Sultan von Nguru einzeln und mündlich dargelegten Rechte, welche nach den Begriffen des deutschen Staatsrechtes die Staatsoberhoheit, sowie den privatrechtlichen Besitz des Landes bedeuten; unter anderem: das Recht, überall, wo es Herrn Dr. Karl Peters oder der von ihm vertretenen Gesellschaft für deutsche Kolonisation gefällt, Farmen, Häuser, Straßen, Bergwerke zc. anzulegen; das alleinige Recht, Grund und Boden, Forsten und Flüsse u. s. w. in jeder ihm beliebigen Weise auszunutzen; das alleinige Recht, Kolonisten in das Land zu führen, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten, Zölle und Steuern aufzulegen. Dafür übernimmt die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Useguha, und verspricht dies durch ihren Vertreter Dr. Karl Peters, den Sultan Mafungu Biniani und sein Volk zu schützen gegen jedermann, soweit es in ihren Kräften steht, sein ihm privatrechtlich reserviertes Eigentum als solches zu respektieren und ihm außer den am heutigen Tage übermittelten Geschenken eine jährliche, mündlich vereinbarte Rente, in Vieh und Handelsartikeln zahlbar, zu gewähren. Dieser Vertrag ist unter den in Nguru üblichen Rechtsformen und nachdem Dr. Karl Peters mit dem Sultan von Nguru, Mafungu Biniani, Blutsbrüderschaft gemacht hatte, unter Zuziehung rechtsgültiger Zeugen, als für ewige Zeiten gültig und beide Teile ohne Widerruf bindend, am 25. November 1884 in Quiniani abgeschlossen und von beiden Teilen durch bindende Unterschrift gezeichnet worden, nachdem er dem Sultan Mafungu Biniani durch den Dolmetscher Ramassan sachgemäß und wortgetreu mitgeteilt war.“

Hierauf folgen die Unterschriften der Vertragsschließenden. Ein zweiter Vertrag mit dem Sultan sicherte der Gesellschaft Arbeitsleistungen und militärischen Beistand gegen jedermann und erkannte sie für ewige Zeiten als die alleinige Gebieterin über den Sultan und sein Volk an.

Die mit den Sultanen abgeschlossenen Verträge wurden in Berlin vorgelegt, und nach Prüfung derselben erhielt die Gesellschaft einen Kaiserlichen Schutzbrief, durch welchen am 27. Februar 1885 die Länder Nguru, Useguha, Mami und Msagara unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt wurden. Der Schutzbrief lautete:

„Wir Wilhelm u. s. w. Nachdem die derzeitigen Vorsitzenden der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Dr. Karl Peters und Unser Kammerherr, Graf Behr-Vandelin, Unsern Schutz für die Gebietserwerbungen der Gesellschaft in Ost-Afrika westlich vom Reiche des Sultans von Sansibar außerhalb der Oberhoheit anderer Mächte nachgesucht und Uns die vom besagten Dr. Karl Peters zunächst mit den Herrschern von Msagara, Nguru, Useguha und Mami im November und Dezember vorigen Jahres abgeschlossenen Verträge, durch welche ihm diese Gebiete für die deutsche Kolonisations-Gesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit abgetreten worden sind, mit dem Ansuchen vorgelegt haben, diese Gebiete unter Unsere Oberhoheit zu stellen, so beehätigen Wir hiermit, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete vorbehaltlich Unserer Entschliessungen auf Grund weiterer, Uns nachzuweisender vertragsmäßiger Erwerbungen der Gesellschaft oder ihrer Rechtsnachfolger in jener Gegend, unter Unserm Kaiserlichen Schutz gestellt haben. Wir verleihen der besagten Gesellschaft unter der Bedingung, daß sie eine deutsche Gesellschaft bleibt und daß die Mitglieder des Direktoriums oder die sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des deutschen Reiches sind, sowie den Rechtsnachfolgern dieser Gesellschaft unter der gleichen Voraussetzung die Befugnis zur Ausübung aller aus den Uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte, einschließlich der Gerichtsbarkeit gegenüber den Eingeborenen und den in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und anderen Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reiches und anderer Nationen unter der Aufsicht Unserer Regierung

und vorbehaltlich weiterer von Uns zu erlassenden Anordnungen und Ergänzungen dies Unseres Schutzbriefes. Zu Urkunde dessen haben Wir diesen Schutzbrief höchst eigenhändig vollzogen und mit Unserm Kaiserlichen Insignel versehen lassen.“

Gegeben Berlin, 27. Februar 1885.

Wilhelm. v. Bismarck.

Herr Dr. Karl Jühlke wurde gleichzeitig mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit in den neuerworbenen Gebieten betraut. Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation aber bildete aus ihrer Mitte eine neue selbständige, die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, welche ihre Thätigkeit speziell dem Osten Afrikas zuwenden sollte. An die Spitze der neuen Gesellschaft trat Dr. Karl Peters, neben welchem das mit unbeschränkten Vollmachten zunächst für 14 Jahre gewählte Direktorium aus den Herren Dr. Friedrich Lange (als Stellvertreter des Vorsitzenden und Schatzmeister), Konsul Roghé (als Schriftführer), Graf Behr-Bandelin und Hofgardendirektor Jühlke bestand.

Auch die Frage, welche von gegnerischer Seite mit Vorliebe erörtert wurde, wie die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Rechte einer juristischen Person erwerben wolle, fand rasch ihre Erledigung. Schon am 4. April konnte man im Reichsanzeiger lesen, daß die Herren Dr. Karl Peters, Dr. Friedrich Lange, Konsul Wilhelm Roghé und Direktor Ferdinand Jühlke unter der Firma „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Karl Peters und Genossen“ als persönlich haftende Mitglieder einer Kommanditgesellschaft in das Handelsregister eingetragen wurden. Der Gesellschaft blieb daher nach wie vor die einheitliche und energische Leitung gesichert, der sie ihre ersten Erfolge verdankte, und gleichzeitig war anderen Personen nicht die Möglichkeit benommen, sich mit einem Kapital an dem Unternehmen zu beteiligen, ohne persönlich für Verbindlichkeiten der Gesellschaft haften zu müssen. Solche Personen erhielten einen Beteiligungsschein, übernahmen aber keine Haftung über den Betrag desselben hinaus. Ihre Rechte wurden dahin festgestellt, daß sie bis zum 1. Mai 1885 für jede gezahlte Mark 30 Ar (etwa 2 preußische Morgen) Land in dem erworbenen Gebiet erhalten sollten. Es sollte ihnen freistehen, sich dasselbe entweder bis zum 1. März 1890 zumessen zu lassen oder entsprechend dem von ihnen erworbenen Lande an dem Gesamtertrag der Kolonie in Form von Dividenden teilzunehmen. Die Beteiligungsscheine wurden in Höhe von 500 bis 1000 Mark ausgestellt.⁴⁰⁾ „Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft,“ hieß

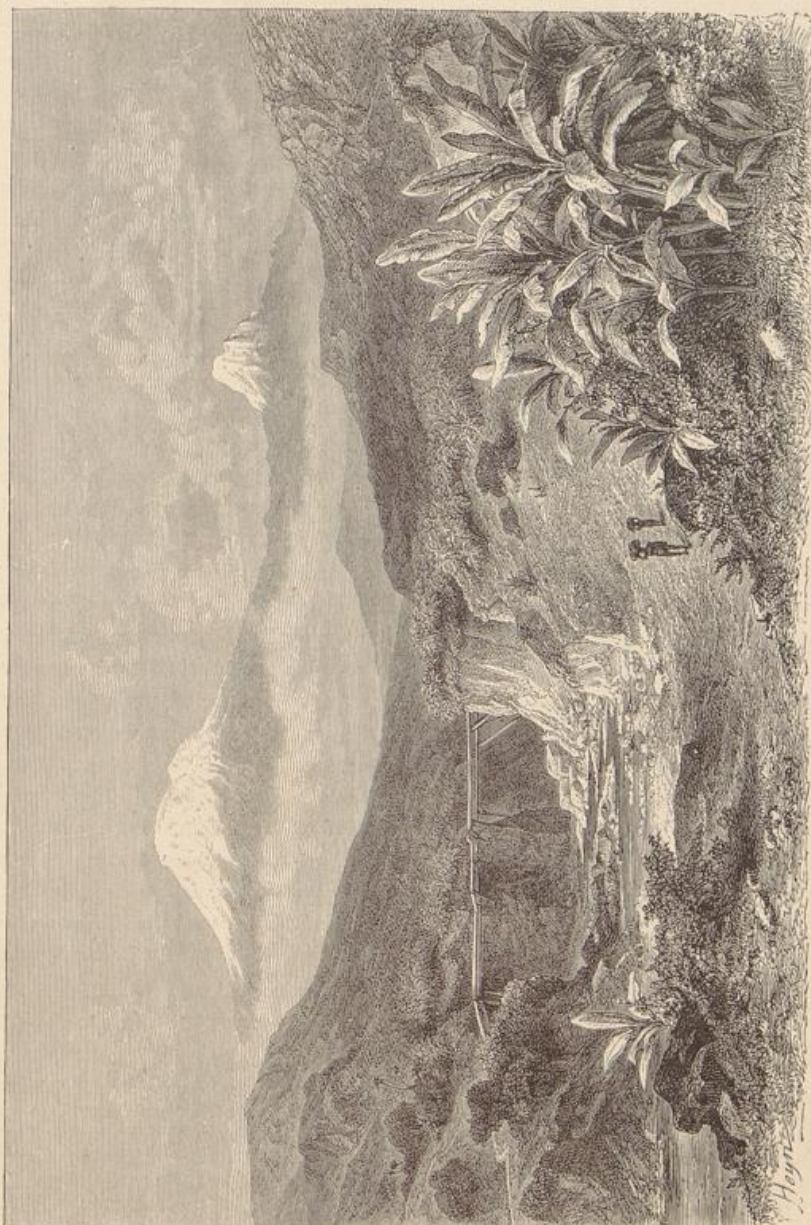
⁴⁰⁾ Die Satzungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft lauten: § 1) Die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Karl Peters und Genossen“ bezweckt den Erwerb, Besitz, die Verwaltung und Verwertung von Ländereien, die Ausbeutung von Handel und Schifffahrt durch Selbstbetrieb oder Übertragung an andere Gesellschaften, sowie deutsche Kolonisation im Osten Afrikas. Die Grundlage des Unternehmens bilden die von Herrn Doktor Peters in Vertretung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation bereits erworbenen und von ihm und anderen Vertretern noch zu erwerbenden Länder und Rechte. — § 2) Zu dem Unternehmen vereinigt sich das die juristische Gesellschaft bildende Direktorium mit solchen Personen, welche lediglich als Inhaber von Beteiligungsscheinen in ein Vertragsverhältnis treten, ohne über die von ihnen laut Beteiligungsschein gezeichnete Summe hinaus verpflichtet zu sein. — § 3) Das Direktorium ist auf fünfzehn Jahre eingesetzt. Es besteht aus fünf Mitgliedern, welchen die ausschließliche Geschäftsführung der Gesellschaft zusteht. Dasselbe konstituiert sich zur Ausübung der Geschäftsführung durch besondern Vertrag als juristische Person, und zwar als eine Kommanditgesellschaft mit haftenden und kommanditistischen Mitgliedern. Zur Beschlussfähigkeit in den Versammlungen des Direktoriums genügt die Anwesenheit von drei Mitgliedern. Die Beschlüsse werden mit Stimmenmehrheit gefaßt. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden. Das Direktorium konstituiert sich für seine Geschäftsführung selbst; es ernennt seinen Vorsitzenden. Das Direktorium darf die Zahl seiner Mitglieder durch Kooptation bis auf sieben erhöhen, es hat mit einer Majorität von vier Fünftel der sämtlichen Mitglieder auf Antrag des Vorsitzenden das Recht der Ausschließung von Mitgliedern. Beim Ausscheiden von Mitgliedern ergänzt sich das Direktorium durch Kooptation. — § 4) Mit Rücksicht auf den Zweck des Unternehmens gilt das Amt eines Mitgliedes des Direktoriums als ein Ehrenamt, doch können Mitglieder des Direktoriums für ihre dem Unternehmen ganz oder zum großen Teile gewidmete Thätigkeit eine Vergütung erhalten. — § 5) Dem Direktorium gebührt: 1. vollständige und unbeschränkte Ausübung aller in Afrika von Herrn Dr. Peters in Vertretung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation erworbenen und von ihm und von weiteren Vertretern noch zu erwerbenden Rechte. 2. freies Verfügungsrecht über die Gelder der Gesellschaft; das Direktorium bestimmt: a) die Höhe der zu zahlenden Dividende, b) die zur Verwaltung erforderlichen Summen, c) die zum Reserve- und Dispositionsfond zurückzulegenden Summen; 3. das Recht der Einsetzung und Absetzung von Beamten; 4. das Recht, Neuerwerbungen von Ländereien und von Rechten vorzunehmen und alle für den Fortgang der Kolonie erforderlichen Einrichtungen und Maßregeln nach seinem Ermessen zu treffen; 5. das Recht, die Gesellschaft bindend zu vertreten und zwar auch über den Zeitraum hinaus, für welchen es eingesetzt ist, überhaupt alle Rechte auszuüben und Pflichten zu erfüllen, also

es in der Bekanntmachung des Direktoriums, „verkauft gegen Abnahme von Anteilscheinen nur ihr eigenes Besitzrecht an dem in Ost-Afrika erworbenen Lande, haftet jedoch bis auf Weiteres nicht gegen fremde Eingriffe in diese Rechte, weder gegen Kriegs-, noch gegen Räubergefahr und ähnliche Störungen in der Entwicklung der deutsch-ostafrikanischen Kolonie.“ Schutz gegen derartige Gefahren gewährte aber schon damals in vieler Hinsicht der Allerhöchste Schutzbrief, und die Schaffung einer eigenen Kriegsmacht wurde auch sofort ins Auge gefaßt.

Sofort nach dem Inslebentreten der Gesellschaft begannen auch die feindlichen Angriffe auf dieselbe. Daß Engländer und der von ihnen als Strohhalm benutzte Sultan von Sansibar die deutschen Erwerbungen mit mißgünstigen Blicken betrachteten und die Pläne der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu durchkreuzen suchten, ist ja erklärlich. Überraschender ist die Opposition, ja die Feindseligkeit, auf welche die Gesellschaft im deutschen Volke selbst stieß. Man gefiel sich darin, den Wert der Erwerbung herabzusetzen, das Land als wertlos hinzustellen und namentlich vor einer Auswanderung nach demselben und der Gründung von Ackerbaukolonien zu warnen. Das Buch des in Sansibar lebenden Arztes Dr. Fischer, dessen in vieler Beziehung höchst schätzenswerten Inhalt auch wir wiederholt benutzt haben, diente dabei allen Gegnern der Gesellschaft als willkommene Angriffswaffe. Es wurde sozusagen zum Evangelium der Gegner der Kolonialpolitik. Harsharf konnte aus demselben bewiesen werden, daß das Hinterland von Sansibar ein armes Land ist, das nichts erzeugt, was der Ausfuhr wert wäre, daß dagegen die klimatischen Verhältnisse höchst ungesunde seien und namentlich bössartige Fieber, die auch am Kongo vorkommenden Gallenfieber dort herrschen.

Man goß hier wieder einmal das Kind mit dem Bade aus. Daraus, daß das Land jetzt nur in geringem Grade produktiv ist — woran, wie wir im obigen gesehen haben, zum nicht geringen Teile die infolge der unaufhörlichen Kriege herrschende Unsicherheit schuld ist — folgt noch keineswegs, daß dasselbe nicht kulturfähig ist. Den besten Beweis dafür, was aus dem Lande gemacht werden kann, liefern die katholischen Missionsstationen zwischen der Küste und dem Tanganjika. In Simbamwenni erhielten die Herren Dr. Peters und Dr. Jühlke von einem französischen Missionär von ihm selbst gezogene Kohlrabi, Wirsingkohl, Mohr- und Steckrüben, die so schmackhaft waren, wie die in Europa gezogenen, und die Missionäre sind überhaupt der

Verträge und Vergleiche aller Art abzuschließen, Grundstücke und Mobilien zu erwerben und zu veräußern, Forderungen und Rechte abzutreten, Verzichte, Kauttionen und Bürgschaften zu leisten, Schulverbindlichkeiten einzugehen, Darlehen anzunehmen, Pfänder und Hypotheken zu bestellen, Eintragungen und Löschungen in Grundbüchern und anderen öffentlichen Büchern und Registern zu bewilligen und zu beantragen, die gerichtliche Auflassung und andere Erwerbungs- und Veräußerungsakte vorzunehmen, Sachen, Gelder, Dokumente und Wertpapiere in Empfang zu nehmen und darüber zu quittieren, Grundstücke, Rechte und Mobilien öffentlich und auch zwangsweise zu versteigern, darauf zu bieten und alle Bestimmungen über Verwertung und Verteilung aller Art von Vermögensobjekten zu treffen, überhaupt alle Rechte der Gesellschaft wahrzunehmen. Die Vertretung der Gesellschaft nach Außen und die Zeichnung der Urkunden erfolgt rechtsgiltig durch den Vorsitzenden oder dessen Stellvertreter und zwei Mitglieder des Direktoriums und durch Beifügung des Siegels der Gesellschaft. Durch solche Urkunden können einzelne Mitglieder des Direktoriums oder auch andere Personen zu einzelnen Geschäften oder zu einem Umfange von Geschäften mit Spezial- oder Generalvollmacht versehen, auch Prozeßbevollmächtigte bestellt werden. — § 6) Diejenigen, welche sich bei dem Unternehmen der Gesellschaft durch Hergabe von Geldern beteiligen, treten zu derselben in ein Vertragsverhältnis nach Maßgabe der auf dem Beteiligungsschein befindlichen Bestimmungen. Die Inhaber von Beteiligungsscheinen werden alljährlich zu einer Versammlung einberufen. Einer von dieser Versammlung zu ernennenden, ein Jahr lang fungierenden und wieder wählbaren Kontrollkörperschaft von fünf Personen wird vom Direktorium über die Geschäftsführung kalkulatorisch Rechnung gelegt. — § 7) Nach Ablauf der Zeit, für welche das Direktorium bestellt ist, wählt die Versammlung der Beteiligungsschein-Inhaber ein neues Direktorium. Die früheren Direktoren sind wieder wählbar; werden sie nicht wieder gewählt, so hat das Direktorium seine handelsrechtliche Persönlichkeit aufzulösen, und an seiner Stelle haben sich die neugewählten Direktorial-Mitglieder auf Grundlage des Gesellschaftsvertrages (§ 5) neu zu konstituieren. Die Dauer der Gesellschaft wird auf unbestimmte Zeit festgesetzt. — § 8) Die Verteilung der Dividende erfolgt durch das Direktorium und nehmen die Mitglieder desselben nach Verhältnis ihrer eigenen Beteiligung als Inhaber von Beteiligungsscheinen daran teil. — § 9) Auf Antrag des Direktoriums können Satzungsänderungen beschloffen werden, wenn zwei Drittel der Beteiligungsschein-Inhaber auf einer einzuberufenden Versammlung dafür stimmen. Für den Fall der Auflösung der Gesellschaft beschließt eine Versammlung der Beteiligungsschein-Inhaber mit Stimmenmehrheit nach Köpfen über die Verwendung des verbleibenden Gesamtvermögens. — § 10) Der Sitz der Gesellschaft ist zu Berlin, bei dessen ordentlichen Gerichten sie und ihre Mitglieder bei allen Streitigkeiten Recht zu nehmen und zu leiden haben.



Der Klima-Waldhain.



Der Kilima-Ndscharo.

Ansicht, daß in Usagara, Usagua u. s. w. jede unter gleicher Zone gedeihende Pflanze gezogen werden könne, wenn man in richtiger Weise vorgehe. Auch die zweite Behauptung verliert an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß die am Kongo herrschenden Gallenfieber zwar gefährlich sind, daß aber Leute, welche mäßig leben, von ihnen verschont bleiben. Mit Recht wies Dr. Friedrich Lange gegenüber den Behauptungen Dr. Fischers darauf hin, daß wir bei der Betrachtung fremder klimatischer Verhältnisse sehr häufig in den Fehler verfallen, die Heimat für völlig krankheitsfrei zu halten und jede bei uns nicht vorkommende Krankheitserscheinung eines fremden Klimas einfach als Zuwachs von Krankheitsmöglichkeiten anzusehen.⁴¹⁾ Die vielen Expeditionen, welche die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ausgesandt hat, können auch als Beweis angeführt werden, daß das Klima nicht so verderblich ist, wie es dargestellt wird. Trotz der großen Strapazen, welche die Mitglieder der Expeditionen zu überwinden hatten, sind Erkrankungen unter ihnen verhältnismäßig sehr selten vorgekommen, und noch viel weniger hat man bisher von einem tödlichen Ausgang einer solchen gehört.⁴²⁾

Dem letzten Einwand endlich, der gegen die Bestrebungen der Gesellschaft erhoben wurde, daß die von ihr erworbenen Länder nicht geeignet seien, den deutschen Auswandererstrom in dieselben zu leiten und Ackerbaukolonien in ihnen anzulegen, ist schon wenige Tage nach Erteilung des Kaiserlichen Schutzbriefes jede Unterlage entzogen worden. Dr. Peters erklärte namens der Ostafrikanischen Gesellschaft schon am 10. März in einer öffentlichen Versammlung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, daß die von ihm in Ost-Afrika erworbenen Gebiete für die Gründung von Ackerbaukolonien nicht geeignet seien. Die Gesellschaft beabsichtigte von Anfang an nicht, europäische Ansiedler dorthin zu senden, sondern sie will eine umfangreiche Plantagenwirtschaft ins Leben rufen, für welche die Länder wohl geeignet sind, und die nötigen Arbeitskräfte gedenkt sie zunächst der eingeborenen Bevölkerung zu entnehmen.

Für eine Plantagenwirtschaft sind in Usagara die günstigsten Verhältnisse vorhanden, aber Landwirtschaft nach europäischen Begriffen ist dort unmöglich. Die Gesellschaft hat trotz der kurzen Dauer ihrer Wirksamkeit bereits vielfache Versuche anstellen lassen, um zu erkunden, für welche Arten von Kulturen der Boden der Kolonie sich eignet, und für welche nicht. Solche Versuche wurden u. a. mit Wein- und Seidenbau und mit Tabakpflanzungen unternommen, und die Ergebnisse waren in den meisten Fällen sehr befriedigend. Durch die bisher angestellten Versuche ist bereits festgestellt, daß in Usagara eine große Anzahl unserer Gartenprodukte gezogen werden kann. So kommen dort sehr gut fort: Stangen- und Buschbohnen, Erbsen, Wirsing-, Kraut- und Blattföhlsorten, Mohrrüben, rote Bete, Kohlrüben, Kohlrabi, Zwiebeln, Lauch, Kopf- und Bindsalat, Küchenträuter, Gurken, Melonen, Kürbisse, Schwarzwurzeln, Rettiche, Radieschen, Knollen- und Bleichsellerie, Körbelrüben, Tomaten, Spinat u. s. w. Beim Gemüsebau zeigt sich aber ein großer Nachteil: das eingeführte Gemüse kommt zwar gut fort und trägt auch Samen, aber dieser hat bereits afrikanischen Charakter und entartet. Dagegen gedeihen Wein und allerlei Obstarten vortrefflich, und wenn die Weinreben nach jeder Traubenreife geschnitten werden, tragen sie zwei- bis dreimal jährlich. Versuche, den Kartoffelbau einzuführen,

⁴¹⁾ Nicht unberechtigt ist der von Herrn Dr. Lange gleichzeitig erhobene Vorwurf: „Warum hat Dr. Fischer nicht längst seine warnende Stimme gegen das Kongogebiet und dessen Gallenfieber erhoben? Es wäre eine günstige Gelegenheit dazu gewesen, als Stanley hier in Berlin behauptete, über hundert Europäer befänden sich bei vorsichtigem und mäßigem Leben schon jetzt durchaus wohl am Kongo.“

⁴²⁾ Sogar in einem für die koloniale Bewegung eintretenden Blatte konnte man f. Z. ein Verzeichnis der bei der Peters'schen Expedition vorgekommenen Erkrankungen als Beweis für das ungesunde Klima angeführt sehen. Wie steht es aber, bei Lichte besehen, mit diesen Erkrankungen? „Kaufmann Otto, der sich ihr (der Expedition) angeschlossen hatte,“ heißt es an der betr. Stelle, „erlag den klimatischen Verhältnissen.“ Thatsache ist, daß Herr Otto — nach Dr. Peters Worten — durch ein Übel heruntergebracht wurde, welches Dr. Peters bereits in Sansibar veranlaßt hatte, ihn von der Expedition als solcher ganz auszuschließen, das er sich also nicht im Gebiete der Kolonie zugezogen hatte. — „Referendar Jühske,“ heißt es dann weiter, „erkrankte in Sansibar, während Dr. Peters krank nach Deutschland zurückreiste; er mußte sich, da er die Füße verbrannt hatte, in einer Hängematte an die Küste tragen lassen.“ Dr. Peters hatte sich nämlich in Mikondotwa durch Karbolsäure den Fuß fast bis auf die Knochen verbrannt. „Ich hatte infolge dessen,“ schreibt er, „bei einem heftigen Gewitterregen in der Nacht keine Lust, mit den Übrigen in eine Hütte zu laufen, sondern blieb im freien Liegen, sodaß ich nach einem weitem zweitägigen Marsch in Muininsagara ebenfalls zum ersten Mal die Qualen eines Fieberanfalles durchzukosten hatte.“

haben auch ein günstiges Ergebnis erzielt; die europäische Kartoffel gedeiht an vielen Stellen des Landes sehr gut, außerdem aber überall die Wiafi, die süße Kartoffel. Auf großen Ananasfeldern wachsen Früchte, welche zu den besten dieser Art zählen. Günstige Ergebnisse sind auch mit Roggen und Weizen erzielt worden; Mais gedeiht vortrefflich, und Zuckerrohr kann in den Niederungen überall gepflanzt werden. Das gemäßigete Tropenlima Usagaras ermöglicht aber auch den Anbau von Baumwolle, Kaffee, Kakao, Thee, Opium, Vanille, Indigo und anderer Erzeugnisse tropischer Länder, mit denen sich die Plantagenwirtschaft hier vorzüglich wird zu beschäftigen haben.

Wenn von Ausnutzung der Reichtümer des Bodens die Rede ist, darf auch der Waldreichtum der Kolonie nicht übersehen werden. Usagara ist reich an herrlichen Wäldern. „Steht man auf einem hohen Berge und überblickt das Land,“ schreibt einer der Beamten der Gesellschaft, „so erblickt man an vielen Stellen Wald und wieder Wald. Marschirt man von einem Ort zum andern, so kommt man oft 6 bis 8 Stunden durch Waldungen, ohne etwas anderes als Bäume und hohes Gras zu sehen.“⁴⁵⁾ Unter den Bäumen, welche die Wälder bergen, befinden sich Riesenstämme von großer Härte, der riesige Ceril-Cedro, der Teakbaum (*Oldfieldia africana*), der Baobab, eine dem Mahagoni-Baum verwandte Meliacee (*Khaya senegalensis*) u. a. Wegen seiner Härte eignet sich das Holz dieser Wälder sehr gut zur Drechserei, und es wird gewiß einen bedeutenden Ausfuhrartikel bilden, sobald der Transport zur Küste geregelt und erleichtert sein wird.

Die mächtige Triebkraft des afrikanischen Bodens offenbart sich deutlich in den Wäldern Usagaras. „Die Blattbildung fällt mit dem Anfang der Regenzeit zusammen, aber da am Schluß derselben die Bäume in Saftfülle stehen und der Boden erst allmählich austrocknet, so dauert die Vegetationsperiode noch eine Weile fort, nachdem die Niederschläge aufgehört haben. Am Rovuma, einem Küstenfluß (10° f. B.), der dem feuchten Äquatorialklima Sansibars näher gelegen ist, verlieren die Mehrzahl der Bäume im September das Laub. Indessen finden sich auch immer grüne Formen den Laubgehölzen beigemischt, so daß selbst in der trockenen Jahreszeit die grüne Farbe nicht völlig verschwindet. Das Laub der Sykomore (*Ficus Sycomorus*), der Banyane (*Ficus papulifolia*), des Melonenbaumes (*Carica Papaya*), der Kasuarina und der Akazie sind der treue Ausdruck des Klimas von Ost-Afrika. Dabei zeigen sich bald eingestreut, bald selbständig und gesellig auftretend, in großer Anzahl die Baumpalmen, Kalamus, Lianen etc. in größter Mannigfaltigkeit. So u. a. die Weinpalm, die Dompalm, die Ölpalm, die Fächerpalm, die Bananenpalm (*Musa sapientium*), welche die reichsten Humusböden bewohnt und in dem Haushalt von Ost-Afrika eine sehr hervorragende Rolle spielt. Bambusse, baumartige Lilien, Schraubenpalmen (*Pandanus*), Agaven bieten immer noch Raum zu Ausbreitung der blühenden Orchideen-Teppiche, die sich in den zahlreichsten Formen dem Auge darbieten.“

Ich werde niemals, schreibt Karl Peters, die eigentümliche Schönheit des ersten Marschtages vergessen. Wir stiegen vom Meere aus langsam bis auf eine Höhe von dreihundert Fuß. Hinter uns das Meer begann sich allmählich in jene unsagbar reizvollen Farbentöne der Tropenwelt zu kleiden, und vor uns flamte der westliche Himmel nach und nach in der Glut der untergehenden Sonne. Am fernsten Horizont im Westen lagerte dunkles Gewölk, hinter welchem die Sonne etwa um 6 Uhr zu verschwinden begann. Die Luft war warm und durchsättigt von all den eigentümlich berauschenden Düften der Tropen; bunte, hell-schimmernde Blumen aller Art und von allen Farben strömten fortwährend das süße, aber gefährliche Gift dieser Dünste aus. Dazwischen wiegten sich nie gesehene Schmetterlinge und Käfer von glühender Farbenpracht. Fremdartige, bizarre und oft groteske Baumformen traten links und rechts aus dem tiefen Schatten hervor, und über alle hervor ragte von den größeren Erhebungen die stolz melancholische Palme. Dazu das Schnurren, Pfeifen, Zischen, kurz, alle die unbezeichnenbaren Töne der Vogelwelt, die eigentümlichen Zurufe der Neger! Der Abend sank tiefer herab, und nun begann es in den Gebüsch zu leuchten. Milliarden und aber Milliarden von glühenden Leuchtkäfern schwirrten und sausten an uns vorüber; ein seltsam beklemmendes

⁴⁵⁾ Ein Deutscher in Ost-Afrika. Aus einem Brief des Leutnants Freiherrn von Bülow an seine Schwester. — Berliner Tageblatt vom 9. September 1885.

Gefühl überkam mein Herz, ungewohnt all solcher Eindrücke. Ich fühlte mich wie hinausgeworfen auf einen andern Planeten, wo das Leben noch glühender durch die Natur pulsiert. Ein unaussprechliches Sehnen und eine tiefe Melancholie überkam mich. —

Über die Aussichten der Viehzucht in Usagara äußert sich eine der Bekanntmachungen der Gesellschaft auch in sehr günstiger Weise. Das Land eigne sich nicht nur für Rindvieh-, Schaf- und Ziegenzucht, sondern das Vorkommen von Kühen und Eseln in Muininsagara, Mrogoro und an anderen Orten beweise, daß die gefürchtete Tsetsefliege in Usagara nicht vorkommt. Allerlei Geflügel, Hühner, Enten u. s. w. seien bereits im Lande vorhanden. Der Einfuhr und Akklimatisation anderer Tiere dürften keine großen Schwierigkeiten im Wege stehen. Namentlich könne man hoffen, daß man Pferde werde einführen können, da solche sogar in Sansibar, dessen Klima viel ungünstiger sei, fortkommen. „Als Regel läßt sich aufstellen, daß man



Der Vulkan Dönjö Ugai.

die gewünschten Haustiere aus Kolonien gleicher Zone, Pferde z. B. aus Madagaskar und Java importiert, und mit der Veredelung bereits vorhandener Arten (Schafe, Kühe) schrittweise von unten nach obenhin vorgeht.“

Die wichtigste Frage ist die Arbeiterfrage, da in Usagara der Europäer die schweren Feldarbeiten nicht selbst verrichten kann, sondern auf den Beistand von Arbeitern angewiesen ist, welche körperliche Anstrengungen in diesem Klima besser ertragen können als er. Sansibar besitzt ja bekanntlich eine sehr brauchbare Arbeiterbevölkerung, die auch gern in die Dienste von Europäern tritt, aber diese Leute sind verhältnismäßig teuer, und die Kolonie muß daher trachten, sich von ihnen zu emanzipieren und billigere Arbeitskräfte heranzuziehen. „Das Material hierfür dürfte in erster Linie in den Sklaven der abhängigen Sultane zu finden sein, welche vielleicht durch das Zwischenstadium einer Art von Leibeigenschaft hindurch zur regelmäßigen Arbeit und damit zur Freiheit zu erziehen sind. Gelingt dies, so werden sie der übrigen Bevölkerung ein Vorbild und mit der Zeit auch Lehrmeister werden können. Auch die übrigen Neger werden sich leichter zur Arbeit bequemen, sobald sie sich durch dieselbe den Besitz einer Reihe von ihnen bis dahin unbekanntem euro-

päischen Genugmitteln verschaffen können. Für gewisse Kulturen dürfte sich die Einführung fremder Arbeiter empfehlen. So wird man z. B. auf Kaffeeplantagen wahrscheinlich sehr gut Leute aus Java, für Thee und Seidenkultur Chinesen, für anderweitige Plantagenwirtschaft (Zucker, Kakao, Tabak u. s. w.) auch wohl Kulis aus Indien verwenden können.“ Die ersten Versuche wird die Gesellschaft selbst unternehmen, um auch in dieser Richtung festzustellen, was den Kolonisten empfohlen werden kann. Ihr Streben ist überhaupt bisher, nachdem sie sich einen großen Landbesitz gesichert, darauf gerichtet gewesen, möglichst viele Erfahrungen zu sammeln, welche später sich niederlassenden Kolonisten zugute kommen können, und sie sucht allmählich alles vorzubereiten, was diesen von Nutzen werden kann. So ist auch schon im März 1885 ein Kaufmann nach



Zebra-Jagd.

Muinisagara gesandt worden, um dort eine Faktorei speziell für die Bedürfnisse von Kolonisten einzurichten. So günstig sich nach alledem das Unternehmen gestaltet, so kann doch heute noch Auswanderungslustigen nur die größte Vorsicht empfohlen werden, und die Gesellschaft selbst hat es an Warnungen nicht fehlen lassen, um falschen Ansichten zu begegnen. Da nur Plantagenwirtschaft und nicht Ackerbau nach europäischer Art in der Kolonie möglich ist, muß der Auswanderer außer den Kosten seiner ersten Ausrüstung und den Reisekosten noch ein Betriebskapital zur Verfügung haben, welches mit 5000 bis 6000 Mark nicht zu hoch angesehen wird. Im günstigsten Falle ist eine Rentabilität der Anlage erst nach 5 bis 6 Jahren zu erwarten. Während dieser Zeit muß der Kolonist seine Existenz durch ein kleines Kapital sichern können, er muß aber auch auf Unglücksfälle und auf ein Mißlingen seiner ersten Versuche gefaßt sein. Die Gesellschaft

selbst bezeichnet es als wünschenswert, daß sich immer eine Anzahl von Kolonisten in der ersten Zeit in Konfortien zusammenthut, um den gesteigerten Anforderungen und etwaigen eintretenden Katastrophen mit vereinten Kräften mehr gewachsen zu sein. Jedenfalls ist Usagara kein Land, welches sich zur Niederlassung für Unbemittelte eignet, aber noch ein anderer Umstand mahnt zur Vorsicht. Der Auswanderer kann hier nicht wie z. B. in den Vereinigten Staaten breitgetretenen Bahnen folgen, sondern er ist hier in des Wortes vollster Bedeutung ein Pionier, der erst erforschen und erproben muß, was dort längst erforscht und bekannt ist. Zur Niederlassung eignen sich daher nur kräftige und völlig selbständige Männer, während Familien vorerst von der Auswanderung entschieden abgeraten werden muß. Die Zeit, in welcher der Boden auch für sie vorbereitet sein wird, kommt bald, aber jetzt heißt es noch, jede Überstürzung, die nur schädlich sein kann, vermeiden. Es entspricht der Ruhe und sorgfältigen Überlegung, mit der die Gesellschaft bisher vorging, daß sie Familien zunächst von der Auswanderung abratet und ihnen empfiehlt, den Erfolg der ersten Versuche abzuwarten.

Von der eingeborenen Bevölkerung hat der Kolonist keine Schwierigkeiten zu erwarten. Die Häuptlinge sowohl als das Volk sind uns freundlich gesinnt, und sie wissen, daß die Verbindung mit uns zu ihrem Vorteil ist. „Sie haben,“ äußerte sich Dr. Peters, „ein starkes Gefühl für Freundschaft und sind in hohem Grade anhänglich, wo sie ihren natürlichen Herrn erkannt zu haben glauben. Mir sind sie immer wie treue Hunde erschienen, und wenn nur erst ihre Scheu überwunden war, gelang es in der Regel sehr bald, zu einer gewissen Vertraulichkeit mit ihnen zu gelangen. War diese erreicht, so war damit alles gewonnen, denn man hatte sie alsdann eigentlich in der Hand.“⁴¹⁾ Die Not, die überall herrscht, treibt sie zum Anschluß an den Weißen, und ihr ist es auch zu verdanken, daß die Sultane sich überall schnell zu so großen Gebietsabtretungen bereit finden ließen. „Genau wie Deutschland nach der aktiven, so ist Ost-Afrika kolonisationsbedürftig nach der passiven Seite hin. Die üppigen Landschaften, verödet durch Jahrhunderte lange Sklavenjagden, liegen da wie die Obstbäume der Frau Holle und harren der Hand, bereit, den Segen zu ernten. Selbst in den Schwarzen dämmert die Erkenntnis auf, daß es besser mit ihnen werden wird, wenn Weiße als Herren des Landes unter ihnen wohnen. Heute leben sie dahin wie Fabrikarbeiter ohne Beschäftigung; sie fühlen selbst, daß es der organisierenden Thätigkeit jener unheimlichen Rasse bedarf, als deren Repräsentanten wir bei ihnen erschienen, damit auch sie ein wenig mehr von den Schätzen ihres eigenen Landes genießen können.“ Als Dr. Peters zu dem alten Sultan Muinin-Sagara kam, war dieser hoch erfreut über die Absicht der Weißen, sich in seinem Lande niederzulassen. Er sitze nun hier 70 Jahre, sagte er, und wiederholt seien Weiße mit den Gütern Europas durch sein Land gezogen und seine Gäste gewesen; er habe gehofft, daß sie sich einmal auch in seinem schönen Lande niederlassen und dasselbe in ihrer Weise bestellen würden, „und nun,“ fügte er freudig hinzu, „soll ich das selbst noch erleben!“

Wenn wir nun das bisher Gesagte zusammenfassen, so erhalten wir als die von der Ostafrikanischen Gesellschaft in einem einzigen halben Jahr erzielten Erfolge: die Erwerbung eines etwa 2500 □ Meilen großen Gebietes, durch welches die wichtigste Handelsstraße Ost-Afrikas, von Sansibar zum Tanganjika führt; die Gründung von Stationen in Sansibar und in dem erworbenen Gebiet, nebst einer Faktorei in Muinin-Sagara; die Erforschung der wirtschaftlichen Bedeutung des Landes durch unter Leitung eines tüchtigen Gartentechnikers angestellte Kulturversuche, nebst einer Reihe anderer für die spätere Kolonisation wichtiger Beobachtungen;⁴²⁾ die Einrichtung eines regelmäßigen Botenverkehrs zwischen der Küste und der Kolonie. Halten wir diesen Leistungen das gegenüber, was die belgische Expedition am Tanganjika nach Jahre langen Mühen aufzuweisen vermochte, vergleichen wir die Leistungen der von Stanley am oberen Kongo in den neuen

⁴¹⁾ Bericht über die Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach Ost-Afrika. Von Karl Peters. — Tägliche Rundschau. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt, No. 65 vom 15. März 1885.

⁴²⁾ Zu größeren Versuchen mit dem Anbau von Kaffee und Tabak sind z. B. junge Pflanzen von Batavia nach der Kolonie gebracht worden, von denen man sich bessere Erfolge verspricht als von europäischen Sämereien.

Stationen zurückgelassenen Europäer,⁴⁶⁾ so wird sich in uns immer mehr die Überzeugung festigen, daß wir hier ein Werk gründlicher deutscher Arbeit vor uns haben, auf welches seine Vollbringer schon heute mit gerechtem Stolz blicken können, und das unserer Nation zur Ehre gereicht. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ist eben in der glücklichen Lage, über ein wahres Elitekorps tüchtiger, mit Begeisterung für das Unternehmen erfüllter Männer verfügen zu können, und nicht auf jene nur nach Gewinn strebenden, jeder ernstern Arbeit abholden Abenteuerer angewiesen zu sein, mit denen Stanley und die Association am Kongo so viele bittere Erfahrungen machten.⁴⁷⁾

Graf Joachim Pfeil, der ja genügende Gelegenheit hatte, die Eingeborenen zu studieren und ihre Fähigkeiten kennen zu lernen, hat der Gesellschaft folgenden Vorschlag für die Kolonisierung des Landes unterbreitet: Die Gesellschaft gewährt auf ihrem Territorium den Schwarzen, die da, wo sie nicht schon vorhanden sind, nicht allzuschwer heranzuziehen sein würden, Landstrecken oder — wenn man es lieber so nennen will — Landgüter zur Bebauung auf eigene Rechnung. Der hiesige Schwarze wird, wie mir scheint, einer solchen Thätigkeit nicht durchweg abgeneigt sein, wenn er auch eine ausgesprochene Vorliebe für die Scholle kaum empfindet. Fehlt ihm auch noch der Sinn für Kulturentwicklung auf eigenem Grund und Boden, so legt er doch nicht geringen Werth auf augenblicklichen Gewinn. Er wird also gern bald hier bald da Land bebauen, wenn ihm ein materieller baldiger Gewinn dabei sicher ist. Daraus ergibt sich dann für die Erschließung des Landes die Möglichkeit und der Vorteil, daß der später kommende weiße Einwanderer das von den schwarzen „freien Unterthanen“ selbständig urbar gemachte Land gegen eine mäßige Preiserhöhung

⁴⁶⁾ Henry M. Stanley, der Kongo. I. Band, a. v. O.

⁴⁷⁾ Angesichts der Erfolge der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gewinnt das, was nach Erteilung des Schutzbriefes gegen dieselbe gesprochen und geschrieben wurde, fast einen Anflug von Humor. Der Vorsitzende der Abteilung Berlin des deutschen Kolonialvereins, Graf Frankenberg-Tillowitz, äußerte sich am 18. März 1885 in einem Vortrag vor der Schlesischen Sektion dieses Vereins auch sehr abfällig über die Gesellschaft. Einem Zeitungsbericht über die Rede entnehmen wir folgende Stelle: „Zu dem Berliner Verein für deutsche Kolonisation übergehend, der nach seinem Programm mit seiner Thätigkeit da einsetze, wo der Kolonial-Verein mit der seinen aufhöre, nämlich bei der Praxis, erwähnte Redner, daß von genanntem Vereine zunächst drei sehr junge Herren an die Küste von Sansibar gegangen seien, eine reine Mördergrube und ein für Deutsche unnahbares Land, dessen Inneres noch unbekannt sei. Es gehöre ein großer Mut dazu, solches Land zur Erwerbung anzubieten, und sogar an kleine Leute. Redner hat Befremdungen bei diesem Vorgehen. Er wünscht der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft das Beste, fürchtet aber, daß die Sache nicht gut gehen werde.“ — Da scheint doch der Reichsanzler Fürst Bismarck wieder einmal besser unterrichtet gewesen zu sein, als er im Reichstage erklärte: „Über die Gegenden westlich von dem Reiche Sansibar, über welche dieses imperial charter ausgestellt ist, habe ich noch in keiner Beschreibung von den Leuten, die dagewesen sind, etwas Nachteiliges erfahren; im Gegenteil, die gelten nach dem Zeugnis der Engländer, Amerikaner, Belgier, Deutschen, die ich darüber gesprochen habe, für den besten Teil von dem ganzen Innern von Afrika: die Gegenden zwischen der Westgrenze des Sultanats von Sansibar und den großen Seen, die in der afrikanischen Nilquellengegend sich befinden. Der Herr Vorredner hat dieselben in seiner Aufzählung der ungesunden Gegenden nicht erwähnt; ich glaube, er hat sie vermieden, weil er seinerseits noch nichts Übles von dieser Gegend gehört hat. Ich habe sehr viel Gutes darüber vernommen, und aus dieser Rücksicht empfiehlt es sich doch, die Frage nicht übers Knie zu brechen. Es handelt sich um einen Landstrich, der, glaube ich, fast so groß ist wie das Königreich Preußen, als ich geboren wurde, und der alle Klimate, alle möglichen Arten von Vegetationen enthält, von der tropischen bis zur europäischen, und der von einem vergleichungsweise gesitteten und bildsamen Menschengeschlecht bewohnt wird; alle Vorbedingungen für eine Anknüpfung kolonialer Bedingungen, die man sich in der Theorie denken kann, treffen dort zu. Ob sich das praktisch bewährt und verwirklicht, meine Herren, dafür kann ich nicht verantwortlich sein, dafür sind verantwortlich die Leute, die da waren, und die Leute, die hingehen. Der Herr Vorredner hat es so dargestellt, als ob man den unwissenden Deutschen verleiten und an das Messer des Klimas liefern würde. Jeder ist seines Glückes Schmied, und wer dahin geht, hat eben einen Überschuß von Unternehmungsgeist und verwertet denselben in einer Richtung, die bisher nur für unsere Jugend in Lesebüchern eine erhebliche Anziehungskraft hatte. Also lassen Sie sie doch!“ — Wären die Gegenden westlich von Sansibar gar so wertlos, dann würden gewiß die praktischen Engländer sich nicht ebenfalls um dieselben bemüht haben, und die „Times“ hätte ihnen gewiß keine Thränen nachgeweiht, wie sie dies bei Mitteilung des kaiserlichen Schutzbriefes that. „Die Lektüre dieses Charter“, schrieb sie, „wird sicherlich der African Lakes Company in Glasgow keine Freude machen, da deren Ziele darauf hinausgehen, die Gebiete zwischen der Ostküste von Afrika und dem Tanganjika-See zu exploitierten. Dieselbe hatte einen Vertreter zur Berliner Konferenz gesandt, um dort ihre Interessen so gut wie möglich zu vertreten. So viel wir wissen, war die African Lakes Company auch bemüht, die englische Regierung zu einem Protektorat über die Region zu bewegen, in welcher die Gesellschaft schon so viel Kapital angelegt hat, nunmehr aber wird sie in bezug auf jene in dem kaiserlichen Schutzbrief erwähnten Länderstriche sich einfach dem Fluche des „zu spät“ fügen müssen, welcher auf so vielen Handlungen der jetzigen Britischen Regierung lastet.“

von der Gesellschaft erwerben kann. Die Gesellschaft muß dann nur darauf Bedacht nehmen, dem Schwarzen, der, wie gesagt, gar nicht an der Scholle hängt und gern weiter ziehen wird, anderweitig Beschäftigung zu verschaffen. Diese Maßregel, immerhin nur ein Anfang, gewinnt noch an Zweckmäßigkeit, wenn man erwägt, daß man auf diese Weise größere Strecken für die Bebauung in Angriff nehmen kann, auf denen sich sonst vielleicht andere Schwarze ansiedeln würden, denen man die Niederlassung später doch nicht ohne Weiteres mit Gewalt nehmen könnte, die man also nötigenfalls unter Aufwendung nicht unerheblicher Kosten zur Aufhebung der Ansiedelung veranlassen müßte. Daß die Schwarzen sich der Thätigkeit durch die Flucht, durch



Maffai-Krieger.

Ausreißen unter allen Umständen entziehen würden, ist nicht von vornherein anzunehmen; ich glaube das Gegenteil versichern zu können, setze dabei aber eine gute und vernünftige Behandlung voraus. Das von mir empfohlene Verfahren würde jedenfalls in möglichst praktischer Weise zur Erziehung des Schwarzen beitragen und ihn zur Annahme der nur durch Arbeit zu erzielenden höhern Kultur befähigen.⁴⁸⁾

Die Gesellschaft hat das von ihr erworbene Gebiet — Wagara, Wagua, Ukami und Uguru — rasch ausgedehnt, indem einerseits durch den Grafen Pfeil Chutu demselben beigelegt wurde, andererseits eine in

⁴⁸⁾ Privatbrief des Grafen Pfeil vom 17. Juli 1885, mitgeteilt in der Schlesischen Zeitung.

das Gebiet zwischen Usegua und dem Kilima-Ndscharo entsandte Expedition die Oberhoheit über Ufambara, Pare, Uruscha und Dschagga erwarb. Diese neuen Erwerbungen schließen sich an die Grenzen von Uguru und Usegua an und erweitern das Gebiet der Gesellschaft über den Pangani hinaus nach Norden. Der Pangani fließt nun von seinen Quellen bis fast zur Mündung durch der Gesellschaft gehöriges Land.

Die neuerworbenen Gebiete sind schon durch Krapfs und Rebmans Reisen, sowie durch von der Deckens Kilima-Ndscharo-Expedition bekannt geworden. In jüngster Zeit hat sie Dr. Fischer besucht, der von Pangani zum Kilima-Ndscharo und ins Massai-Land zog, während der gleichzeitig dorthin vordringende Thomson den kürzern Weg von Mombas aus einschlug. Wir folgen zunächst dem letztern, der das uns bereits bekannte Land der Wanifa durchzog und aus diesem nach Duruma gelangte.

Duruma liegt westwärts vom Waschimba-Gebiet, und wird von einem Wanifa-Stamm bewohnt, der hier mühsam zwischen Dschungeln das zum Lebensunterhalt Nötige erwirbt, stets in Sorge, daß ihm sein



Überfall der Karawane Dr. Fischers durch ein Nashorn.

geringes Besitztum durch einen Überfall der Massai zerstört oder geraubt werde. Der Busch des Duruma-Landes, sagt Thomson, ist ein vollkommenes Wunderwerk pflanzlicher Ungeheuerlichkeiten: Gebüsch, in welchen große Dornen die Stelle angenehmen Laubwerks einnehmen; einige Arten Euphorbien, Moos mit ihren abwehrenden dicken, stacheligen Stellvertretern von Blättern; Sagobäume und eine große Mannichfaltigkeit von Pflanzen, mit deren Platz in der flora ich völlig unbekannt bin. Die Bäume und Gebüsch zeichnen sich besonders aus durch den Besitz der geringsten Menge grünen Laubes, der verträglich ist mit der größten Zahl knorriger häßlicher Zweige, welche auf diesem dürrn Kampfplatze vegetabilischen Lebens den Kampf ums Dasein zu führen scheinen. Dennoch sprießen seltsam genug prächtige Sagobäume mit ihren vornehmen palmenartigen Blätterkronen nach allen Richtungen empor, mühen sich ab, mehr Ellbogenraum als selbst ihre fruchtbaren Nebenbuhler zu erlangen, und kommen nicht selten dahin, ihre Blätter vor dem Eindringen benachbarter Zweige zu bewahren. Dieses merkwürdige Dschungeldickicht wird noch viel undurchdringlicher durch große, anscheinend laublose Schlingpflanzen, welche sich längs des Bodens mit ihren an ungeheure

Schlangen erinnernden Riesenarmen hinwinden, Bäume und Büsche in eiserner Umarmung umflammern, und mit ihrem Flechtwerk eine verworrene Masse herstellen, die so schwierig zu beschreiben als wegzuräumen ist. Doch hat das Ganze auch seinen Nutzen. Inmitten einer solchen Dschungel können die Waduruma den Massai ein Schnippchen schlagen. Es giebt keinen gangbaren Weg hinein als durch eine enge gewundene Gasse, in welche kein Wilder, der sein Leben lieb hat, sich nur einen Augenblick wagen würde. Ohne solchen natürlichen Schutz würde Duruma jetzt eine Wüste sein.

Hinter Duruma erstreckt sich eine unbewohnte Wüste bis Teita. Der Boden beginnt sich zu heben, an die Stelle von Schieferthon tritt kieseliger Sandstein, und mit Gestrüpp und Gebüsch wechseln bewaldete Strecken. So geht es fort bis zum Siwa (Teich) Ariangulo, dem ersten größeren Wasserbecken. Bis zu diesem müssen die Karawanen sich mit dem Regenwasser behelfen, das sie unterwegs angesammelt finden. Im Boden haben sich Spalten gebildet, das Wasser ist in dieselben eingedrungen, hat die Seitenwände erweicht und allmählich eine Höhlung geschaffen, welche wie von Menschenhand verfertigt aussieht. In solchen Höhlungen sammelt sich das Regenwasser, und sie dienen den durch das Duruma-Land ziehenden Karawanen als Brunnen. Außerdem entstehen in dem verwitterten Sandstein Löcher, in denen sich Regenwasser sammelt. Das Wasser in solchen Höhlungen ist aber schlammig und riecht nach den verfaulenden Pflanzenstoffen, mit denen es gesättigt ist, so daß es nur ein richtiger Durst annehmbar erscheinen läßt.

Hinter dem Teich Ariangulo verschwindet bald der Wald, und man kommt wieder in wasserloses Land. „Die angenehme Abwechslung von Hügelrücken und Thälern macht einer entschieden toten ebenen Fläche Platz, die ausgedorrt und wasserleer erscheint, als ob kein Tropfen lebenspendenden Regens den eisenerfüllten Boden erfrischt. Die dichten Dschungeln, die grasigen Lichtungen, der offene Wald verschwinden, und an ihre Stelle tritt sozusagen ein Wald von Skeletten. Geisterhaft und gespenstisch ist der Anblick dieser graugefärbten Bäume und Büsche, denn sie sind fast völlig entblößt von jedem zarten wogenden Zweig oder zitterndem Laub. Kein geschmeidiger Ast oder gefälliges Laubwerk antwortet auf den erfrischenden Druck der durchziehenden Brieze. Steif und unnachgiebig strecken sich ihre straffen Arme und furchtbaren Stacheln aus, als wollten sie der Dürre und dem Sturme Troß bieten. Um die düstere Wirkung der Landschaft zu erhöhen, sind nach allen Richtungen hin abgestorbene Bäume zu sehen, welche ihre zersplitterten Formen zwischen die lebenden erheben, weil sie unfähig sind, im Kampf ums Dasein sich aus eigener Kraft aufrecht zu erhalten.“ Als Krapf hier durchreiste, befanden sich auf dem Maungu, einem der Berge der von Nord nach Süd ziehenden Kette, mehrere Wateita-Dörfer, welche ihren Wasserbedarf aus einem großen, auf dem Gipfel des Berges befindlichen natürlichen Wasserbecken (Ngurunga) deckten, aber jetzt ist die Gegend völlig unbewohnt. Erst jenseits des Maungu, am Udara-Gebirge, kommt man aus den stachelichten Dschungeln heraus und sieht gut bebauten Land vor sich liegen.

Überall ist der Boden durch künstliche Kanäle bewässert, jeder Fußbreit Boden auf den zerrissenen Berglehnen mit Zuckerrohr und Bananen bepflanzt. Die Schambas oder Anpflanzungen beginnen schon am Fuße des Berges, die Dörfer erst in 300 Meter Höhe über der Ebene. Der Berg ist dicht bevölkert. Die Hütten gleichen Bienenkörben mit sehr niedrigen Wänden und erhalten von außen kein Licht, da eine vor dem Eingang befindliche Wand, welche das direkte Einströmen von Luft verhindern soll, dem Licht den Zutritt verwehrt. In den Hütten brennt daher Tag und Nacht ein Feuer, zu dessen Speisung in einem abgesonderten Raum genügende Holzvorräte aufgestapelt sind. Die Wateita teilen diese Hütten mit ihren Schafen, Ziegen und Hühnern und benutzen sie gleichzeitig als Wohn- und als Vorratshäuser: von den Dachsparren hängen überall Kalabassen und für den Winter angesammelte Vorräte herab. Die Wateita selbst, die hier wohnen, sind kleine magere Leute, dabei aber ungemein ausdauernd und unermüdet im Ertragen von Anstrengungen und Entbehrungen. „Ihre Züge bilden gewissermaßen den Übergang von der niedrigen Entwicklung der Negerphysiognomie zu den Gesichtern solcher Stämme wie die Galla oder Somali. Die Kinbacken stehen etwas vor und der Schädel ist schmal. Ihre Kleidung besteht aus einem dürftigen Tuch, welches von den

einen beliebig um die Hüften geschlagen wird, bei anderen von der Schulter hängend im Winde weht. Ein wenig Schmuck von Messing, kleinen selbstgemachten Ketten und Perlen ist an Hals und Armen zu bemerken. Als Waffen dienen Messer, lange spatelartige Schwerter und Bogen und Pfeile. Alles ist schlecht gemacht und verrät einen Mangel an Stolz auf ihre Rüstung." Die Hauptwaffe der Wateita ist nämlich der Bogen. Hinter den felsvorsprüngen verborgen, senden sie ihre sicher treffenden Pfeile auf die Angreifer, und die nur mit Schild und Speer bewaffneten Massai vermögen daher in den Bergen nichts gegen sie auszurichten.

Die Zuckerrohr- und Kartoffelfelder werden von den Frauen bestellt, welche groß und kräftig gebaut, dabei nach Thomsons Worten „flink und weich wie eine Schlange“ sind. Obwohl derselbe aber ihren Gesichtsausdruck angenehm und den Blick ihrer glänzenden Augen und das Lächeln ihrer Lippen lieblich und kokett findet, sind die Wateita-Frauen doch nichts weniger als eine reizende Erscheinung. Die Geruchsnerve des Europäers werden durch ihre Nähe sehr unangenehm berührt, da ihr Körper mit Lampenruß und Kastoröl eingerieben ist, welche einen abscheulichen Geruch verbreiten. Dieser fett- und Schmutzüberzug vertritt bei den Wateita-Frauen die Kleidung, schützt sie bei Nacht gegen die Kälte und, da er starkes Schwitzen verhindert, bei Tage gegen die Hitze. Als zierliches Kleidungsstück dient ein Schurz von der Größe eines Damenschentuches, der über und über mit Perlen bedeckt ist und dem nach hinten zu zwei gleichfalls mit Perlen besetzte Frackzipfel entsprechen. Das Kopfhaar wird mit Ausnahme eines 7 bis 10 Zentimeter breiten runden Fleckes auf dem Hinterkopf abrasiert. Das stehen gebliebene Haar wird in Stränge gewunden und mit Perlen durchflochten, „bis es aussieht wie ein Fegewisch“. Über den glattrasierten Kopf wird ein 3 Zentimeter breites Perlenband gelegt, unter welchem drei Stränge lose auf die Schultern herabhängen. Schwere Glasringe belasten die Ohren so sehr, daß sie sich überlegen und unförmliche Klumpen bilden. Denkt man sich dazu noch spitze zugefeilte Zähne, die Wimpern sorgfältig ausgerissen, 150 bis 200 Perlenchnüre um Hals und Brust gehängt, etwa 30 große Perlenstränge von der rechten Schulter zum linken Arm um den Körper geschlungen und 200 bis 300 Perlenchnüre nebst verschiedenen Gürteln und Bändern um die Taille gewunden, so ist das Bild der Wateita-Frau vollendet, und wir müssen gestehen, daß die Göttin Mode es in Afrika ebensogut wie bei uns versteht, das „schwache“ Geschlecht in ein starkes zu verwandeln, denn der Schmuck, mit dem die Wateita-Frau sich belastet, ist etwa 30 Pfund schwer.

Das weibliche Geschlecht ist bei den Wateita bedeutend zahlreicher als das männliche, aber trotzdem fällt es noch vielen jungen Leuten schwer, eine Frau zu bekommen. Sie sind nämlich nicht imstande, den Preis aufzubringen, der für ein Mädchen verlangt wird, und der gewöhnlich in 3 oder 4 Kühen besteht. Der Brautkauf ist Regel, doch ist mit demselben eine Sitte verbunden, welche vermuten läßt, daß früher die jungen Leute ihre Frauen sich durch Raub zu verschaffen pflegten. Das Mädchen verbirgt sich, sobald der Kauf abgeschlossen ist, bei Verwandten, und muß bei diesen vom Bräutigam aufgesucht und gewaltsam entführt werden. Einige Freunde helfen diesem das Mädchen forttragen, wobei es zwei Mann bei den Beinen und zwei bei den Armen tragen. So geht es unter Tanz und Gesang zur Hütte des Bräutigams, in welcher das Paar eingeschlossen wird und drei Tage ohne Nahrung sich selbst überlassen bleibt. Am dritten Tage wird die Braut aus der Hütte geholt, eingeölt, mit Perlen geschmückt und von einer Schar singender und tanzender Mädchen zum Hause ihres Vaters zurückgeführt. Dort bleibt sie kurze Zeit und begiebt sich dann wieder in das Haus des Bräutigams, womit die Hochzeitsfeier ihr Ende erreicht hat.

Ein den Wateita eigentümlicher Gebrauch ist das Gebet zu den Manen der Vorfahren. Sie haben heilige Haine, in denen ihre Toten bestattet werden, und in denen einen Baum zu fällen, streng verpönt ist. In solch einen heiligen Hain ziehen sich die Wateita von Zeit zu Zeit zurück und beten dort zu den Geistern der Verstorbenen und zum obersten Wesen. Ihr im ganzen friedlicher Charakter hat es ermöglicht, daß sich vor kurzem bei ihnen ein englischer Missionär, Herr Wray, niederlassen konnte.

Nach einem ermüdenden Marsch über niedrige Hügel gelangte Thomson von den Wateita-Niederlassungen an das Südende der Bura-Kette, und am Abhang derselben dahinziehend in ein schönes kleines

Thal, das an den vielen es durchschneidenden Bächen eine üppige Vegetation von Farn, Bärlapps, Orchideen, Heidekräutern u. s. w., sowie wild wachsende Bananen aufwies. Nun lag wieder eine wasserleere Fläche vor der Karawane, welche dieselbe in einem Dauermarsch von 2 Uhr morgens bis 6 Uhr abends durchzog. Das Land war trotz des Wassermangels nicht unbelebt; Kuhantilopen (Hartebeeste), Zebras und Giraffen zeigten sich häufig, und in der Nacht vernahm man das Gebrüll der Löwen. Als man endlich aus der Wüste in das schattige Gebiet von Taweta gelangte, da war allen zu Mute, als seien sie aus einem Fegefeuer ins Paradies gelangt. Die Bewohner von Taweta kamen ihnen freundlich entgegen und begrüßten sie durch endlose Gewehrsalven. Die Expedition mußte hier längere Zeit verweilen, da aus dem mitgenommenen Perlenvorrat Stränge gebildet werden mußten, wie sie im Massai-Lande üblich sind, und da 60000 solcher Stränge anzufertigen waren, bekamen die Träger alle Hände voll zu thun.

Lebensmittel waren in Taweta in Hülle und Fülle vorhanden, Fische, Geflügel, Eier, Hammel- und Ziegenfleisch, Tomaten, süße Kartoffeln, Hams, Maniok, grüner Mais, Zuckerrohr, Bananen und Gemüse aller Art. Die Mannschaft der Expedition konnte in Genüssen schwelgen, wie sie in Afrika nur selten geboten werden.

Die Wataweta sind den Wateita nahe verwandt. Ihre Niederlassungen mit den bienenkorbähnlichen Hütten liegen versteckt im dichten Gebüsch, durch welches nur ein schmaler Zickzackpfad zu ihnen führt, der vor einem engen, starken Thor endet. In der Hütte herrscht eine malerische Unordnung. Da liegen Kochgeschirre, Wassergefäße, Kalabassen für Milch, kleine hölzerne Cylinder für Honig, Körbe, dazwischen Perlen, Tücher u. s. w. Die Kühe teilen mit ihren Besitzern die Hütte, und eine neben ihrem Stand über einige Pfähle ausgebreitete gegerbte Ochsenhaut dient als Lager.

Während des Aufenthaltes in Taweta durchstreifte Johnston die Umgegend, und auf einem seiner Ausflüge wurde ihm endlich auch der Anblick des Kilima-Uscharo zu Teil, der, fast stets in einen Wolkenschleier gehüllt, nur selten aus demselben hervortritt und sich in seiner ganzen Schönheit dem Beschauer offenbart.

Wenn der Kilima-Uscharo aus den Nebelschleiern hervortritt, die ihn oft tagelang einhüllen, und in hellem Glanze leuchtend vom Horizont sich abhebt, gewährt er einen wahrhaft großartigen Anblick. Wer nur die Gebirge Europas kennt, sagt von der Decke, hat keine Vorstellung von der Großartigkeit einer Bergmasse, welche übergangslos, ohne Vorländer, aus der Ebene aufsteigt. Bei uns sind die Gipfel der höchsten Berge entweder nur aus sehr beträchtlicher Ferne sichtbar und dann wegen der Kleinheit des Höhenwinkels wenig auffallend, oder von nahe gelegenen hohen Punkten aus; in diesem Falle schrumpfen sie zusammen durch die Erhabenheit des Standpunktes und durch die Nähe vieler Gipfel von nahezu gleicher Größe; nirgends aber bietet sich das Schauspiel eines vom Fuße bis zum Gipfel sichtbaren, alleinstehenden Riesenberges, wie man es auf See beim Vorüberfahren an hohen vulkanischen Inseln genießt oder besser noch in der Ebene vor dem König der Berge, dem Kilima-Uscharo. Hier bleibt uns nichts verhüllt; das schneegekrönte Haupt zeigt sich ebenso klar und deutlich als der Wald der tieferen Gebiete, und keine ebenbürtige Erhebung zieht das bewundernde Auge ab, mindert die Größe des Eindrucks. Aus einer zehn deutsche Meilen breiten Grundfläche erhebt sich der „Berg der Größe“ 16500 Fuß hoch über die Ebene oder 18700 Fuß über die Meeresfläche. Zwei Gipfel krönen ihn, im Westen ein prachtvoller, mit blendendweißer Schneekuppe bedeckter Dom, im Osten eine 2500 Fuß niedrigere schroffe Masse jäh abfallender Riefenpfiler und Säulen, beide durch einen langgeschweiften Sattel verbunden — des Zackigrauhe nebst dem Sanftschönen. An den die Schneelinie nur unbedeutend überragenden Abstürzen des Ostgipfels vermag nur wenig von den Staubkry stallen des Wassers zu haften, und wie auf der westlichen Kuppel nur selten ein schwarzer Stein die schimmernde Decke durchbricht, so liegen hier nur vereinzelte weiße Felder auf den sanfteren Abhängen des dunkeln Felsstocks.

Auch neuere Besucher des Riesenberges sind entzückt von seinem Anblick. Als wir, schreibt Thomson, aus dem schattigen Walde emportauchten, blieben wir stehen, entzückt über einen lieblichen Anblick, welcher uns unerwartet zuteil wurde. Schon viele Tage befinden wir uns am Fuße des Kilima-Ndscharo, und noch hat kein Schimmer von ihm unsere häufigen Versuche belohnt, seine wolkendurchbohrenden Spitzen zu sehen. Wir fingen beinahe schon an uns zu fragen, ob auch wir bloß zu der Reiman zugeschriebenen „geistigen Erkennung“ verurteilt sein sollten. Glücklicherweise sollte das unser Schicksal nicht sein. Der „Berg Olympus“ dieser Gegenden steht augenblicklich vor uns, unverhüllt in seinem ganzen Glanze, und hübsch umrahmt von dem uns umgebenden Walde. Da sehen wir den großen Dom oder Krater des Kibo in seiner Schneehaube wie polirtes Silber in den Strahlen der Nachmittagssonne glänzen und funkeln, und dort auf seiner östlichen Seite erheben sich in packendem Gegensatz die zackigen Umrisse des zerklüfteten Pif von Kimawensi. Welche



Landschaft am Mfuyuni-Fluß.

Worte könnten diesen Anblick majestätischer Größe und göttergleicher Ruhe annähernd schildern! Sprachlos voll ehrfurchtsvoller Gefühle stehen wir da. Und die Gelegenheit ist kurz. Der Schleier ward nur für einige Augenblicke gehoben, und schon rollen und taumeln wieder ungeheuerer flockenweiße Hausenwolken gegen die Seitenwände des großen Berges, bis nur noch die schwarze Zinne und der schillernde Dom sich vom azurblauen Himmel abheben und eindrucksvoller noch als vordem von der Mitte des Himmels herunterzuhängen scheinen. Zulezt breitet sich eine Schichtwolke geheimnisvoll aus. In wenig Sekunden ist die ganze Szene verschwunden „wie der fundamentlose Aufbau eines Traums“, und wir überraschen uns selber, wie wir verwirrt auf den einförmigen grauen Schleier starren.

Während Thomsons Karawane noch in Taweta weilte, wurde ihm gemeldet, daß Dr. Fischer eingetroffen sei. Trotzdem derselbe den längern Weg zurückzulegen hatte, war er fast gleichzeitig mit Thomson an der Grenze des Massai-Landes angelangt, woran hauptsächlich der Aufenthalt schuld war, zu dem sich Thomson

gezwungen sah. Werfen wir nun einen Blick auf die Wegstrecke, welche der deutsche Reisende indessen zurückgelegt hatte!

Der Weg, auf welchem Dr. Fischer Dschagga erreichte, kann als der interessantere bezeichnet werden. Wir lernen auf demselben auch eine größere Anzahl von Völkerschaften kennen als auf dem Wege von Mombas nach Dschagga.

Durch das mit Kokosnuß-, Mango- und Bananenpflanzungen bedeckte Mündungsthal des Pangani gelangt man in morastiges Mangrovegebiet, hinter welchem grasbewachsene Hügel den Übergang zu dem Bergland von Usambara bilden. Von Pangani ab erstrecken sich die Dörfer der Waschinsi etwa 5 Tagereisen ins Innere. Bei Kwa Mgumi stoßen wir auf die Waruu, einen Zweig der Wasegua, mit denen sie trotz der nahen Verwandtschaft in Feindschaft leben. Diese und die stets zu fürchtenden Raubzüge der Massai haben sie veranlaßt, ihre Dörfer auf den vielen Inseln anzulegen, die sich im Pangani befinden. Dort sind sie vor Überfällen sicher, da der reißende Fluß eine natürliche Schutzwehr um ihre Dörfer bildet. Die Feinde unternehmen daher auch keine Angriffe auf die Dörfer, sondern warten am Ufer im Gebüsch verborgen ab, bis die Waruu ihre Herden durch den Fluß treiben, um sie dann auf den Weideplätzen zu überfallen. Das Gebiet der Waruu ist stellenweise, so namentlich bei Maurui, den äußersten Niederlassungen des Stammes, dicht bevölkert. „Landschaftlich ist dieser Teil des Flusses der schönste. Sykomoren und andere dicht belaubte, mit Lianen umrannte Hochbäume begrenzen das über Steingeröll und Felsen dahinbrausende Wasser, Gruppen von Fiederpalmen (Phoenix) und Raphia-Palmen und dichtes Schilfgras wuchern auf den kleinen Inseln; schwarzeiße Bachstelzen (*Motacilla bidaa*) laufen auf den aus dem Wasser ragenden Steinen oder auf umgestürzten Baumstämmen, Schwalben (*Hirundo aethiopica* und *puella*) fliegen zwitschernd über dem Wasser hin, und aus dem Uferwalde tönt die tiefe Stimme der prachtvollen rotbeschwingten Helmvögel (*Corythaix porphyreolophus* und *Fischeri*). Auch *Bias musicus*, jener interessante fliegenfängerartige Vogel, der den Namen „musicus“ jedoch mit Unrecht trägt, ist hier nicht selten.“

Von Maurui bieten sich zur Weiterreise zwei Wege. Der bequemere führt durch das von dem Häuptling Samboja und seinem Sohn Kmeri beherrschte Mahinde, der andere, sehr schwer zurückzulegende am Pangani entlang, wo der Wasegua-Häuptling Sadenga gebietet, der in Mkaramo wohnt. Dr. Fischer entschied sich für den letztern Weg, da der Häuptling Samboja einen sehr hohen Durchzugszoll zu erheben pflegte, welchen zu zahlen seine Mittel ihm nicht gestatteten.

In beiden Ufern des Pangani bis oberhalb der Mündung seines Nebenflusses Mkomasi wohnen Wasegua, welche auch noch einige Inseln besetzt haben. Auf der 5 (engl.) Meilen langen Strecke von Maurui bis zur Mündung des Mkomasi ist der Pangani frei von Schnellen und fließt ruhig dahin, oberhalb des Mkomasi bildet er aber wieder Schnellen und kleine Fälle. Sowohl in seinem als in dem lehmfarbigen Wasser des Mkomasi leben viele Krokodile, welche hier die Flußübergänge sehr erschweren.

Die ganze Landschaft verändert sich, sobald man den Mkomasi hinter sich hat. An die Stelle der Sykomoren, Adansonien, Palmen, Lianen u. s. w. treten nun Mimosen und Akazien, anfangs noch gruppenweise, weiterhin nur vereinzelt, und um sie herum wachsen kaktusähnliche Euphorbien, Aloëgewächse, Melanthaceen, hier und da auch Kronleuchter-Euphorbien. Sobald Regen gefallen ist, sproßt überall üppiges Gras hervor, aber es vertrocknet bald, und nur in der unmittelbaren Nähe des Flusses trifft man Stellen, die mit frischgrünem Graswuchs bedeckt sind.

Die Karawane verließ den Fluß und wandte sich dem Pare-Gebirge zu, um sich bei den Wapare wieder zu verproviantieren, da die Vorräte bereits zur Neige gingen. Baron von der Decken fand unter den Wapare, mit denen er in Berührung kam, viele, deren Hautfarbe bedeutend heller war als jene der Wateita. Einige trugen das Haupthaar geschoren, andere hatten es in lange Zöpfe geflochten und mit einer Salbe rot gefärbt. Bei vielen sah Decken auch spitz zugeseilte Zähne. Die Frauen trugen um die Lenden ein Fell, über welches an den Hüften je ein kleiner Sack herabhäng, und vornehmere hatten schöne Ledergürtel, die mit reicher

Perlenstickerei verziert waren. Auf der Brust hatten die Frauen allerhand Zeichnungen eingeritzt, das Haar in seltsamer Weise ausgeschoren. Schmuck fand sich sowohl bei den Männern als bei den Frauen nicht in solcher Menge wie bei den Wateita. Die Männer trugen Armbänder von Draht, dicke Messingringe, Perlen-schnüre, Armspangen, Ketten von Eisen oder Messing, und in den Ohren kleine Flaschenkürbisse, die Frauen nur wenige Perlen-schnüre und Halsbänder von Messingdraht. Als Waffen führten die Männer große Schwerter, lange Bogen und Pfeile mit Widerhaken; Schild und Speer trugen nur wenige. Das Tabakrauchen und Schnupfen fand Decken sehr verbreitet. Als Schnupftabaksdosen dienten kleine Kürbisse, die durch einen Pfropfen verschlossen wurden, und Männer und Frauen waren mit kleinen Tabaks-Pfeifen aus schwarzem Thon versehen.

Die Wapare treiben Ackerbau und Viehzucht, da sie aber den Raubzügen der Massai sehr ausge-setzt sind, wagen sie nicht, ihr Vieh auf die Weide zu treiben, und züchten es nur im Stalle. Die Karawane Dr. Fischers konnte sich bei ihnen mit allem Nötigen reichlich versehen, da sie Mais, Erbsen und Bohnen in Menge zum Verkauf brachten, und wandte sich dann wieder dem Pangani zu, den sie bei einer Furt erreichte, welche sowohl die Massai auf ihren Raubzügen als die in ihr Land ziehenden Karawanen zu benutzen pflegen. Zwei Tagmärsche durch ödes, steiniges Land brachten die Karawane zur Mündung des Flüsschens Ronga, oberhalb welcher sich wieder eine Furt in dem hier 120 Schritte breiten und $2\frac{1}{2}$ Fuß tiefen Pangani befindet, durch welche man nach Aruscha gelangt. Der Weg nach Aruscha führt am andern Flußufer eine weite Ebene mit spärlichem Baumwuchs aufwärts, wo sich große Herden des Streifengnu (*Catoblepas Gorgon*) tummeln. Überhaupt ist die Umgegend von Aruscha ein wahres Eldorado für Jäger. Wild ist überall auf der Ebene in Menge vorhanden, Rhinoceros, Büffel (*bos cafer*), Wasserböcke (*Kobus Ellipsiprymnus*), Gazellen (*G. Granti*), Pala-Antilopen (*Aepyceros melampus*), Rindböckchen (*Eleotragos reduncus*) u. s. w., und auch die Vogelwelt liefert dem Jäger reiche Beute, besonders Flughühner (*Pterocles*), Trappen (*Otis Kori*) und Steppen-Kibiße (*Chettusia coronata*).

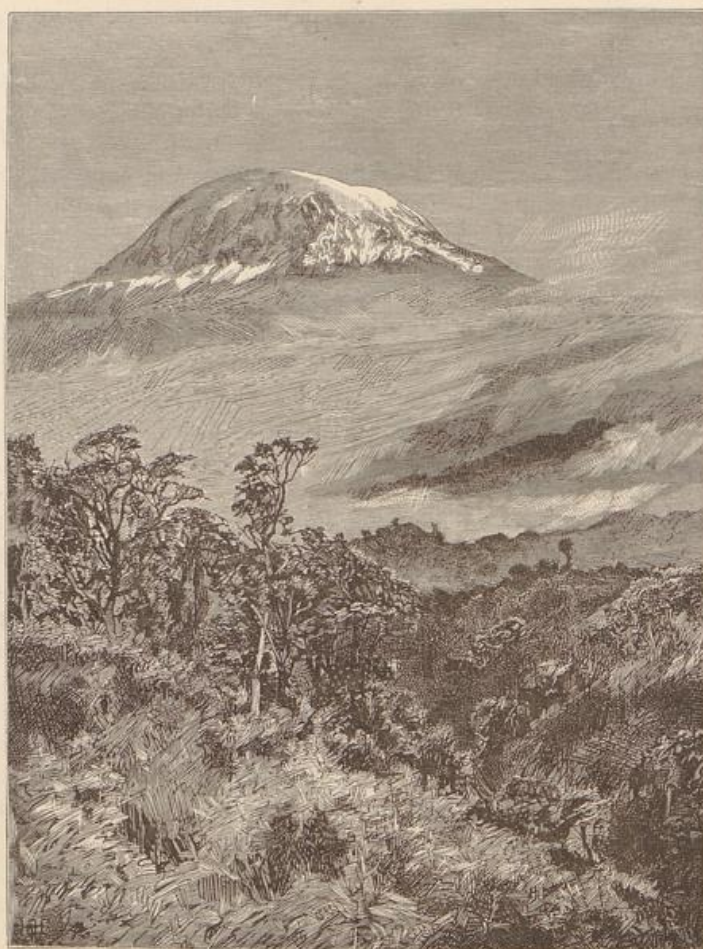
Decken bezeichnet die Männer der Waaruscha als nicht so stattlich wie jene der Wapare, und die Frauen als weniger schön, fügt aber hinzu, es sei möglich, daß nur ältere Frauen in sein Lager kamen, die jungen in den Dörfern zurückgehalten wurden. Die Frauen waren förmlich bepanzert mit Eisendraht und trugen erstaunliche Mengen Schmuck am Halse, an den Armen und Beinen. Der Hals steckte überdies in einem Mühlsteinkragen, und die Ohrläppchen waren durch Holzklammern so erweitert, daß sie, wenn man die Klammern herausnahm, bis zu den Mundwinkeln ausgedehnt werden konnten. Die Frauen trugen vorn einen kleinen Lederschurz, hinten einen größeren, die Männer ein aus 2 bis 3 kleinen Fellen zusammengenähtes, mit Franzen verziertes, schurzartiges Kleidungsstück. Manche Männer hatten oberhalb des Knies eiserne, unseren Kuhglocken ähnliche Schellen befestigt, andere trugen Straußenfedern als Kopfschmuck.

Klein-Aruscha ist gut bewässert, da viele Gräben das Wasser des Ronga überallhin leiten, und Mais, Bohnen, Erbsen, Bananen, Bataten und Zuckerrohr gedeihen überall vortrefflich. Vieh findet man wenig, da es vor den Massai nicht sicher ist, meist nur Ziegen. Decken rühmt das ruhige und anständige Benehmen aller Leute, mit denen er in Berührung kam, und die Waaruscha sind auch als treue, zuverlässige Leute bekannt, Eigenschaften, welche den treulosen Küstenbewohnern, die mit den Karawanen hierher kommen, als etwas ganz Außergewöhnliches erscheinen. Sie pflegen häufig, wenn sie in das Massailand weiterziehen, hier Waren und Sklaven zurückzulassen, und erhalten bei der Rückkehr alles den Waaruscha anvertraute Gut getreulich zurück.

Die Bewohner von Klein-Aruscha gehören zu dem einst großen und mächtigen Stamm, der von den Küstenbewohnern Wakuavi genannt wird. Sie sind Massai, welche sich aber mit Negerstämmen vermischt haben. Von den reinen Massai zerstreut, sind die Wakuavi diesen entweder völlig unterworfen oder doch mehr oder minder von ihnen abhängig, und die Wakuavi von Klein-Aruscha sind so sehr in der Gewalt der Massai, daß sie oft von ihnen gezwungen werden, ihr Vieh zu hüten. Sie haben, obwohl sie heute ein fried-

liebendes, arbeitjames Volk sind, noch ihre alten Sitten beibehalten, und man merkt ihnen an, daß der Nomadencharakter ihrer Vorfahren noch nicht völlig durch das ansässige Leben, zu dem sie gezwungen wurden, verwischt ist.

Das ganze große Gebiet, welches jetzt die Massai inne haben, war einst von den Wakuavi bewohnt. Aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen zwischen Ugogo und dem Pangani drangen die Massai allmählich immer



Der Kibo.

weiter vor und drängten die Wakuavi bis zum Naiwascha-See zurück. Noch einmal, vor 5 Jahren, rafften die Wakuavi sich auf und versuchten das Verlorene wieder zu gewinnen, aber sie waren der vereinten Macht der Massai nicht mehr gewachsen und wurden unter großen Verlusten bis zum Mbaringo-See zurückgetrieben. Seitdem datiert die Zersplitterung dieses einst mächtigen Volkes. Ein Teil desselben zog sich an den Samburu-See zurück, andere unterwarfen sich den Massai, und ihre Wohnsitze sind jetzt zwischen jenen der Sieger zerstreut.



Giraffen.

Man trifft Wafuavi-Dörfer am fließchen Ronga in Klein-Uruscha, am Maeru in Groß-Uruscha, in Nguruman und in Njemfi am Mbaringo-See. Von den Massai ihres Viehes beraubt, waren die Wafuavi gezwungen, sich an eine andere Lebensweise zu gewöhnen, und wurden aus Nomaden ansässige Leute.

Von Klein-Uruscha zog die Karawane Dr. Fischers anfangs längst des Ronga dahin, wandte sich aber bald durch die Ebene dem bis zu 4000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebenden Eitema-Gebirge zu. In der Nähe des Flusses breitet sich baumloses Grasland aus, weiterhin kommt man durch lichte Waldung, durch die sich zahlreiche Bäche hinschlängeln. Am zweiten Tage durchzog die Karawane ein von vielen Herden Gnus und Antilopen belebtes Savannenland und gelangte durch hügeliges, stärker bewaldetes Terrain am dritten Tage nach Komboko, einem der Dschaggastaaten, welcher von den Massai Engibongoto (sprich einibonoto) genannt wird. Die Eingeborenen kamen den Fremden freundlich entgegen und reichten ihnen als Willkommgruß Grasbüschel. Ihre Hütten liegen teils einzeln, teils in kleinen Gruppen im dichten Wald versteckt, und auf dem zu ihnen führenden schmalen Pfad sind Fallgruben angebracht, da auch hier alles in beständiger Furcht vor Überfällen der Massai lebt.

Die Abhänge des Kilima-Ndscharo sind ein reich gesegnetes Land. Den Boden bedeckt üppiger Rasen, untermischt mit den Blüten der herrlichsten Blumen, und mit dem Rasen wechseln ungeheure Laubwälder ab, stolze Palmen und prächtige Bananenhaine, wie man sie in ganz Afrika nicht wieder findet. Die Bananen von Dschagga mit ihren bis zwölf Fuß langen und mehr als einen Fuß breiten Blättern haben überhaupt nicht ihres gleichen. „Wer einmal in den Bananen-Hainen Dschaggas gewandelt und in ihrer Kühle, in dem sanften, das dichte, blaßgrüne Blätterdach durchdringenden Lichte die heißen Mittagsstunden verbracht, wird stets nach ihnen sich zurücksehnen und die Eingeborenen beneiden, denen so herrliche Pflanzen fast ohne alles Zutun erwachsen.“ Die Banane ist die köstlichste unter den afrikanischen Früchten, und die in Dschagga wachsenden übertreffen alle an anderen Orten gezogenen an Güte. Der Baum, dessen Stamm man leicht mit einem Messer durchschneiden kann, trägt doch Fruchtbüschel von solchem Gewicht, daß manchmal zwei Männer kaum imstande sind, einen derselben zu tragen. Da zwölf Bananen genügen, um einen Mann einen Tag lang zu ernähren, übertrifft die Banane die Kartoffel wohl vierzigmal an Nährwert. Wie die Kokospalme ist auch die Banane unerschöpflich in den Gaben, welche sie dem Menschen liefert. Ihre Frucht dient ihm als Nahrung, und in grasarmen Gegenden wird ihr zarter, saftiger Schaft als Futter für Rinder und Ziegen verwendet, welches umso wertvoller ist, als es wochenlang aufbewahrt werden kann, ohne zu verderben. Die großen Blätter der Banane werden getrocknet und zum Decken der Hütten verwendet, und sie liefern den Eingeborenen auch ein vortreffliches Brennmaterial. Schließlich dient das zusammengeklappte frische Bananenblatt den Eingeborenen auch noch als Kleidung. „Nichts Zierlicheres kann man sich denken, als eins der jungen, vollkommen schön gewachsenen Dschaggamädchen, welches den bronzefarbenen Leib mit einem saftgrünen Bananenblatte verschämt hat.“ Die Frucht wird in verschiedener Weise genossen: entweder als köstliches, buchstäblich auf der Zunge zerfließendes Obst, oder in der Schale gebraten, oder in Butter über dem Feuer zerrührt. Die unreifen Früchte werden gebacken und liefern zerrieben ein nahrhaftes Mehl.

Die üppige Vegetation, welche das ganze Dschaggagebiet auszeichnet, verdankt dasselbe dem in reichster Fülle überall vorhandenen Wasser. Wilde Bergwasser rauschen durch die Schluchten dahin, und gut gehaltene Wasserleitungen führen das belebende Element den Pflanzungen der Eingeborenen zu. Kühn über Schluchten hinweg und an den Bergwänden hin sind Kanäle gezogen, und jede Hütte hat ihren Wasserbedarf in der Nähe.

Die Pflanzungen der Eingeborenen beginnen erst in einer Höhe von 3000 bis 4000 Fuß, denn tiefer unten wären sie den Anfällen der räuberischen Massai zu sehr ausgesetzt. Ihretwegen und wegen des Kriegszustandes, in dem die Bergbewohner zu einander stehen, sind alle Dschaggastaaten mit mehreren Reihen 2 bis 3 Klaftern breiter und ebenso tiefer Gräben umgeben, hinter denen Befestigungen angelegt sind, um das Eindringen des Feindes zu erschweren. „Wie im alten Helvetien und Germanien umstehen auch in Dschagga wachthabende Männer, der Eine in Rufweite von dem Andern, Tag und Nacht die Grenzen des Landes;

kein Feind kann sich einschleichen, schon am ersten Schanzgraben wird er erkannt, es erschallt das weithin tönende Kriegshorn, der Ruf „Wonga, Wonga!“ (Krieg) geht durchs ganze Land, und in kürzester Zeit ist alles in Aufruhr, alles zur Verteidigung von Haus und Herd bereit. Ohne diese Notwendigkeit, fortwährend gerüstet und thätig zu sein, würde das glückliche Bergvolk wahrscheinlich entnervt und verweichlicht sein, wie die wehrlosen Küstenvölker, in Trägheit und Laster versunken, wie die demselben Blute entsprossenen Wanika.“

Die Staaten, welche auf dem Kilima-Ndscharo bestehen, sind echte Miniaturstaaten, und manches Landgut in Europa ist größer als ein Königreich auf dem Kilima-Ndscharo, aber das hindert nicht, daß diese Duodezfürsten mit einander beständig Krieg bis aufs Messer führen. Der hervorragendste unter ihnen ist Mandara. Er hat versucht, die anderen Fürsten zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu zwingen, und hat mit ihnen lange Kriege geführt, aber durch dieselben ist nichts erzielt worden, als die Verwüstung des Landes, denn die Bevölkerung des Kilima-Ndscharo liebt die Freiheit über alles und mag sich keinem Herrn fügen.

Mandara verfügt noch heute über ein kampferprobtes kleines Heer, und sein mit dreifachen Palissaden von starken Baumstämmen umgebenes Dorf wird bei Nacht von hundert Kriegern bewacht, welche beim geringsten Anzeichen einer Gefahr das Kriegsgeschrei erheben.

Die Residenz Mandaras besteht aus Hütten in Bienenkorbform, aber das von ihm selbst bewohnte Haus ist nach Art der Suaheli-Häuser erbaut und viereckig. In den bienenkorbförmlichen Hütten wohnen seine Frauen, deren er mehr als ein halbes Hundert besitzt, und außerdem befanden sich, als Thomson ihn besuchte, in acht großen Hütten, welche vor den Palissaden errichtet waren, noch ebensoviel junge Mädchen, welche zum Verkauf an Sklavenhändler bestimmt waren. Das Dorf Mandaras liegt auf einem Berggrücken, über welchen kleine Kanäle das Wasser eines Baches nach allen Richtungen hin leiten und jene Fruchtbarkeit des Bodens erzeugen, welche die ganze Umgegend auszeichnet. Wohin man blicken mag, überall sieht man da mit Bohnen, Hirse, Mais, süßen Kartoffeln, Nams u. s. w. beplante Felder, dazwischen Bananenpflanzungen, und wenn man über das wohlbestellte Land hinweg in die Ferne sieht, gewahrt man ein entzückendes Rundgemälde.

„Nach Osten schweift das Auge über den Wald von Taweta und die gelbe, sonnerbrannte Ebene dahinter, bis der Blick an der Burakette und dem Pfl von Kadiaro haftet, die sich über den Horizont erheben, wie gefährliche schwarze Felsen aus einem schlammigen Meere. Nach Südosten bemerken wir im Vordergrunde die von zahlreichen rauschenden Bergbächen durchwühlten Hügel und Thäler zu unseren Füßen. Hier wölbt sich domartig ein „Galerie“-Wald über einem rauschenden Bach, dort erhebt sich ein buschgekrönter Hügelgrücken. Bald blickt man auf eine schöne Lichtung, bald in eine parkartige Landschaft. Dazu denke man sich kräuselnde Rauchsäulen und buntgefärbte Gärten, und man hat Dschagga. Nach derselben Seite, doch über den Fuß des Berges hinaus, wird das Auge gefesselt von einem ausgedehnten reichen Walde und Röhricht mit Tüpfeln von seltsamen kleinen zuckerhutartigen Bergkegeln, welche Zeugnis ablegen, daß die Schmiede Vulkans da unten einstmals hier ihre feurigen Essen hatte. Die Aufmerksamkeit wird schließlich durch den Blick auf den silberhellen schimmernden Jipe-See gefesselt, welcher soeben an der Ugono-Bergkette vorbei sichtbar wird, und weit darüber hinaus in dämmernder Ferne erblickt ein scharfes Auge noch die Berge von Pare und Usambara. Nach Süden schweift der Blick über die wohlbewässerte Ebene des Kaha-Landes bis zu den interessanten Bergen von Sogonoi. Die ganze Gegend, eine der reichsten in ganz Afrika, ist tatsächlich, mit Ausnahme einiger Walddickichte, unbewohnt, infolge des Schreckens, den die Massai verbreiten. Nach Westen ist die Aussicht malerischer und mannigfaltiger, denn dort schweift der Blick über Majame (einen Dschagga-Staat), über die sonnigen Abhänge des Kilima-Ndscharo vom Gipfel bis zum Fuß, und über den ihn flankierenden schrundigen, schluchtenreichen Schira, dessen düstere schwarze Klippen und enge Schluchten gar sehr von dem lieblichen Anblick von Majame an seinem Fuße abstecken. Dahinter erheben sich die prächtigen, wenn auch schlichten Umrisse des wunderbaren Vulkankegels Maeru, welcher sich aus der ihn umgebenden Ebene bis nahezu 2700 Meter erhebt und daselbst in all der strengen und doch gefälligen Würde einer von den Cyclopen gebauten Pyramide.“

Am großartigsten ist das Gemälde gegen Norden, wo man den Kibo und Kimawensi vor sich hat, und keine Beschreibung vermag den Eindruck wiederzugeben, den der Beschauer da empfängt. Kibo und Kimawensi heißen bei den Eingeborenen die beiden Spitzen des Kilima-Ndscharo; er selbst, der Riesenberg, ist ihnen der Berg (Kilima) der Größe (Ndscharo), oder auch der weiße Berg, da das Wort ndscharo früher auch die Bedeutung „weiß“ gehabt haben soll, welche jetzt außer Gebrauch gekommen ist. Die Massai nennen den Berg Dönje (Berg) Ebor (weiß). Der Kibo ist die große Hauptmasse des Berges, und seine südliche Abdachung nimmt die Landschaft Dschagga ein, „einer großen Plattform, Hochfläche oder Terrasse vergleichbar, aus welcher der Dom und der Pik schroff aufsteigen.“ Dieses Hochland ist der einzige bewohnte Teil des Kilima-Ndscharo, aber auch hier erstrecken sich die Menschenwohnungen nicht über 1500 Meter Höhe hinaus, weil weiter oben die Temperatur bereits für die Eingeborenen zu kalt ist. Die Nordseite des Kilima-Ndscharo ist eine Einöde, denn auf den dortigen steilen Abhängen ist nirgends ein zu Niederlassungen geeigneter Platz, und überdies würde die Nähe der räuberischen Massai das Bestehen solcher unmöglich machen.

Am deutlichsten erscheint der Kilima-Ndscharo von Norden gesehen. Von der Ndschiri-Ebene aus sieht man ihn von einer ebenen Sandfläche fast 5000 Meter hoch emporsteigen, von keinem vor ihm liegenden Berg verdeckt, während an der Südseite die vorliegende Hochfläche von Dschagga den Eindruck der Größe vermindert, da das Auge erst mehr als 25 Kilometer weit über dieselbe hinschweifen muß, bevor es den zu 3660 Meter Höhe sich erhebenden Kibo gewahrt.

Einen malerischen Moment bietet der Kilima-Ndscharo eigentlich nirgends. „Man wird nicht betroffen oder verwirrt durch eine Mannigfaltigkeit im einzelnen. Die großartige Masse allein läßt nur das Gefühl einer göttlichen Ruhe und Größe aufkommen. Sie erdrückt den Beschauer durch ihre erstaunliche Mächtigkeit.“ Ein interessantes Schauspiel gewährt der Kilima-Ndscharo, wenn plötzlich aus den ihn umhüllenden Wolken nur sein Gipfel hervortritt, der dann hoch oben in der Luft zu schweben scheint, einer fata Morgana gleich. Ngaje Ngai, das Haus Gottes, nennen ihn die Massai, und seine erstaunliche Größe läßt ihn in der That als einen würdigen Sitz der Gottheit erscheinen.

Der Kilima-Ndscharo ist ein erloschener Vulkan. Allem Anschein nach war der Kimawensi lange vor dem Kibo vorhanden und wuchs durch immerwährende Anhäufung von Lavaschichten und Geröllmassen zu seiner jetzigen Höhe empor. „Wahrscheinlich quoll oder floß, das flüssige Innere über, ohne solche schreckliche Ausbrüche, durch welche ganze Berge in die Luft geblasen oder ungeheure Flächen unter die geschmolzene Flut untergetaucht werden, denn es läßt sich merkwürdigerweise kein Anhaltspunkt dafür finden, daß irgendein Lavaström sich jemals über den Fuß des Berges ergossen oder Asche sich in nennenswerter Höhe über das umliegende Land angehäuft habe. Gegenwärtig treten die metamorphischen Gesteine an seiner Basis selbst im Osten und Südosten zu Tage, und wir haben keine Veranlassung anzunehmen, daß sie zu irgendeiner Zeit von Lavafelsen bedeckt wurden. In dem Maße wie diese — für einen Vulkan — gelinde Anhäufung sich vollzog, wurde es den unterirdischen Kräften immer schwerer, die Lava zu der beständig höher steigenden Öffnung oder Krater zu heben, und es mußte eine Zeit kommen, wo das Gewicht der Lavasäule den treibenden Kräften unten das Gleichgewicht hielt. Wir können uns wohl vorstellen, welcher ein fürchterlicher Kampf folgen mußte, als die zusammengepreßten Gase mit Gewalt den Druck zu verringern strebten. Ohne Zweifel gelang es ihnen eine Zeitlang, gelegentlich den Alp abzuschütteln und sich einen zeitweiligen Ausweg zu verschaffen. Zuletzt mußte es mißlingen, und der Vulkan war verurteilt, entweder ausgelöscht zu werden, oder sich eine andere Krateröffnung zu suchen. Nach einigen großen Erschütterungen trat letzteres ein, und ein neuer Vulkan begann seine Thätigkeit westlich vom Kimawensi. Im Verfolg der Zeit wetteiferte er bald mit seinem Nachbar in Höhe, türmte sich dann noch höher hinauf und zermalnte das eisgraue — vermutlich damals schon schneebedeckte — Haupt des Kimawensi mit einem Regen von felsblöcken, und drohte ihn unter seinen vulkanischen Auswürfen zu begraben. Inzwischen begann auch der jetzt nicht mehr unter der Herrschaft des Feuers stehende Kimawensi, nachdem seine vulkanische Thätigkeit zu Ende gegangen war, vor dem lang-

sam vernichtenden Einfluß äußerer unscheinbarer Kräfte dahinzuschwinden. Regen, Schnee und Frost arbeiteten so tückisch wie beständig an seinem Verderben und seiner Entblößung, indem sie allmählich die lose Asche lösten und wegwuschen, welche einst den Krater bildete, und die fester gefügten Lavafelder unterwühlten und den Berg hinunterspülten, bis endlich der solide Kern, welcher ursprünglich die Krateröffnung verstopft hatte, als ein zerfressener, vom Wetter zerzauster Gipfel herausragte, dessen leichte Einsenkung lediglich die Linien des ursprünglichen Kraters verriet. Die schöne Hohlkurve, welche so charakteristisch ist für große Vulkane, ist nur noch von Osten her zu erkennen, und spricht für die einst schönen Verhältnisse des Kimawensi. Das Schicksal des Kimawensi ereilte auch bald nachher den Kibo. Eine Höhe wurde erreicht, welche allen Versuchen des



Aufbruch einer Träger-Karawane.

Vulkans spottete, die Lava bis zur Oberfläche desselben zu heben, und so löschte auch er aus wie jener. Augenscheinlich hatten nun die eingeschlossenen Kräfte ihre ursprüngliche Stärke verloren, oder sie vertändelten ihre furchtbaren Gewalten in der Hervorbringung zahlreicher parasitischer oder Nebenkrater, anstatt sich zur Schaffung eines dritten großen Vulkans zusammenzuschließen.“ Den ausgeworfenen Lavamassen verdankt sowohl die Hochterrasse von Dschagga als auch die weit ins Massai-Land sich erstreckende große Aze des Berges ihre Entstehung. Eine neuere Schöpfung der unterirdischen Kräfte ist der zwischen Taweta und dem östlichen Fuß des Kimawensi gelegene Dschalla-See, welcher etwa 10 Kilometer bedeckt und 3 Kilometer breit ist. Was die Eingeborenen von diesem See berichten, weist vielleicht darauf hin, daß noch jetzt vulkanische

Kräfte in ihm sich bemerkbar machen. Nach der Überlieferung der Eingeborenen soll ein großes Massaidorf, das einst hier stand, eines Tags in die Luft gesprengt worden sein. Zuweilen höre man noch aus der Tiefe des Sees Töne gleich dem Brüllen der Rinder und dem Blöken der Schafe und anderes Geräusch, welches vermuten lasse, daß sich auf dem Grunde des Sees ein Dorf befinde.

Der See ist zuerst von dem Engländer New gesehen worden, der auch zu seinem Ufer hinabgestiegen sein will, um das Wasser zu verkosten. Thomson dagegen bemühte sich vergebens, eine Stelle zu entdecken, an welcher ein Hinabsteigen zum Seeufer möglich gewesen wäre. Der See füllt nämlich die Öffnung eines Kraters, dessen Innenwände so senkrecht abfallen, daß außer an einer einzigen Stelle, welche Thomson nicht fand, ein Hinabsteigen absolut unmöglich ist. Die Felswände sind wahrscheinlich 120 bis 250 Meter hoch. Der glatte, von keinem Windhauch bewegte Wasserspiegel, der hier in schwindelnder Tiefe gleichsam in den Eingeweiden des Berges ruht, bildet ein entzückendes Bild. Über die steilen Felsen, welche ihn einschließen, breitet sich gürlandenförmig ein üppiger Pflanzenwuchs, unter dessen Decke zahlreiche Vögel ihre Nester angelegt haben, und wie ein riesiger Wächter des im See begrabenen Massaidorfes ragt drüben über den vulkanischen Trümmern der gewaltige Kimawensi empor.

In diesem herrlichen Land, einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Afrikas und — was die Hauptsache ist — in einer der wenigen Gegenden des zentralen Afrika, welche sich für die Niederlassung von Europäern und die Aufnahme unseres Auswandererstromes eignen, hat nun die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft ebenfalls Fuß gefaßt. Schon die zweite Expedition, welche sie nach der Erwerbung Usagaras und seiner Nachbargebiete ausandte, hat das Land für sie erworben. Im Mai 1885 trafen gleichzeitig drei von der Gesellschaft ausgerüstete Expeditionen in Sansibar ein. Die erste, 160 Mann stark, führte Dr. Karl Jühlke, dem Premier-Leutnant Weiß beigegeben war, die zweite, ebenfalls 160 Mann stark, Baumeister Hörnecke, begleitet von den Herren von Anderten, von Carnap und Künzsell, die dritte Major von Derivière, welcher Premier-Leutnant von Kleist als ersten und Leutnant von Bülow als zweiten Offizier zugeteilt erhielt. Die Expedition des Herrn Dr. Jühlke drang durch das Pare-Gebirge gegen den Kilima-Ndscharo vor, und es gelang ihm, durch neun vollkommen rechtsgiltige Verträge mit neun unabhängigen Sultanen die Landschaften Usambara, Pare, Uruscha und Dschagga auf ewige Zeiten für die Gesellschaft zu erwerben.

Der Erfolg, den Herr Dr. Jühlke im Kilima-Ndscharo-Gebiete erzielte, ist umso erfreulicher, als gerade hier von uns feindlicher Seite vorher alle Hebel waren in Bewegung gesetzt worden, um eine Ausdehnung der deutschen Erwerbungen zu verhindern. Späterer Zeit bleibt es vorbehalten, Aufklärung über die Vorgänge in Sansibar zu bringen und namentlich festzustellen, ob und von welcher Seite der Sultan beeinflusst und gegen die Deutschen eingenommen worden ist. Wir haben es hier nur mit der Thatsache zu thun, daß er die Bestrebungen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zu durchkreuzen und die von ihr erworbenen Gebiete ihr wieder zu entreißen suchte. Er erhob sofort nach dem Bekanntwerden der ersten von Dr. Jühlke mit den Sultanen in Usagara, Uguru u. s. w. abgeschlossenen Verträge Protest gegen dieselben, da das ganze Hinterland der Sansibarküste ihm unterthan sei, aber er war nicht imstande, seine Ansprüche zu begründen. Die Sultane, mit denen Dr. Jühlke Verträge abgeschlossen hatte, bestritten auf das Entschiedenste, daß der Sultan von Sansibar ihr Oberherr sei. In keinem der betreffenden Länder befand sich eine vom Sultan unterhaltene Station, und man kannte dort von ihm nicht viel mehr als seinen Namen, der jedenfalls durch die durchziehenden Karawanen bekannt geworden. Der Sultan selbst aber hatte indirekt in jeden Zweifel ausschließender Weise bethätigt, daß das von ihm jetzt beanspruchte Land ihm nicht gehöre, da er von allen aus demselben nach Sansibar kommenden Waaren Eingangszölle erhob, wodurch es doch deutlich Sansibar gegenüber als Ausland gekennzeichnet wurde.⁴⁹⁾ So wenig daher die Ansprüche des Sultans vom Rechtsstandpunkte aus zu

⁴⁹⁾ Daß in bezug auf die Grenzen des Reiches Sansibar im Hinterlande der Küste noch größere Unklarheit herrscht als in bezug auf das Küstengebiet (vergleiche Seite 15 u. f.), beschäftigen alle Reisenden, welche von Sansibar nach den großen Seen gezogen sind. Der Sultan konnte für keinen Reisenden mehr thun als ihm Empfehlungsbriefe an die Sultane im

fürchten waren, so konnten sie doch der Gesellschaft ohne den mächtigen Schutz des Deutschen Reiches leicht gefährlich werden, da der Sultan entschlossen war, sein „Recht“ nöthigenfalls auch mit Gewalt geltend zu machen. Obwohl er Europa besucht hat, war er doch über die Machtverhältnisse des Deutschen Reiches nicht genügend aufgeklärt. Man soll ihn in dem Glauben bestärkt haben, daß das Deutsche Reich über keine Kriegsflotte verfüge, die ihn zwingen könnte, die Ansprüche der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zu achten, und er mochte glauben, daß die Fregatte „Gneisenau“, das einzige deutsche Kriegsschiff, welches Sansibar besucht hatte, auch das einzige sei, über welches das Deutsche Reich verfüge. Überdies rechnete er auf den Beistand Englands, und so nahm er denn keinen Anstand, Truppen in das von der Gesellschaft erworbene Gebiet einzurücken und in Mondogwa, in der Nähe der von Dr. Jühlke errichteten Station seine Flagge aufziehen zu lassen. Um eine weitere Ausdehnung der Erwerbungen der Gesellschaft unmöglich zu machen, sandte er auch seinen „General“ Matthews, den Kommandanten seiner Leibgarde, in das Kilima-Uscharo-Gebiet und suchte durch diesen die dortigen Häuptlinge zu bewegen, seine Oberhoheit anzuerkennen und sich zu verpflichten, den Deutschen die Niederlassung in ihrem Lande nicht zu gestatten. Glücklicherweise blieb die Mission des „Generals“ erfolglos, und die Expedition Dr. Jühlkes fand bei allen Sultanen die freundlichste Aufnahme.

Dr. Jühlke berichtete darüber aus Moschi unterm 19. Juni 1885:

Nachdem mir am gestrigen Tage der Häuptling von Moschi, Mandara, Blutsbrüderschaft angeboten hatte und nachdem dieser Akt in feierlicher Weise vollzogen war, ließ mich derselbe heute in sein Haus bitten, wo er, wie er mir bereits gestern erklärt hatte, den von mir gewünschten Kontrakt unterzeichnen wollte. Nach vielfachen freundschaftsbeteuerungen, welche von ihm in der ernstesten Weise gegeben wurden, gab mir Mandara theils auf meine Fragen, theils aus eigenem Antriebe folgende Erklärung bezüglich seines Landes, seiner Besitzungen und seines Verhältnisses zum Sultan von Sansibar:

„Dadurch, daß ich mit Dir Blutsbrüderschaft gemacht habe, habe ich den Freundschaftsbund erneuert, welcher mich bereits seit langen Jahren mit Dir und Deinen Brüdern verbindet. Denn als ich noch jung war und meine Mutter noch regierte, habe ich dasselbe mit dem Baroni (der Name, unter welchem Baron v. d. Decken in Ost-Afrika noch allgemein bekannt ist) gethan und mich gewundert, daß er sein Versprechen, mir weiße Leute ins Land zu bringen, nicht eingelöst hat. Aber ich habe erfahren, daß er getödtet ist, und so habe ich ihn entschuldigt. Ich habe aber auch nach seinem Tode jenes Bündnis nicht für gelöst erachtet und meine Freundschaft auch dem Dr. Fischer, als er vor mehreren Jahren durch meine Provinz Aruscha zog, bethätigt. Jetzt, wo Du in mein Land gekommen bist und noch fragst, ob Deine deutschen Brüder kommen dürfen, erteile ich Dir diese Erlaubnis mit Freuden und werde Dir alles gewähren, was Du willst. Ich liebe die Deutschen mehr als alle anderen Völker, insbesondere mehr als die Engländer und Araber, und Euch allein will ich mein Land, wenn ich es überhaupt an Weiße gebe, überlassen. Sollten die Araber in mein Land kommen, so werde ich mich freuen, wenn auch die Deutschen kommen und jene mit bewaffneter Hand vertreiben.“

Innern mitgeben, und er hat sogar wiederholt erklärt, daß er nicht imstande sei, ihren Schutz zu übernehmen. Der bekannte deutsche Reisende Denhardt hatte sich s. Z. auch an den Sultan gewandt und ihn um seinen Schutz ersucht; er erhielt den Bescheid, daß der Einfluß des Sultans sich auf die Küste beschränke, und daß derselbe keine Verantwortlichkeit für das Ungemach übernehme, das dem Reisenden zustoßen könne, wenn er sich auf ein so gefährvolles Unternehmen wie eine Reise ins Innere einlasse. In gleicher Weise ließ der Sultan Dr. Peters erklären, daß nur die Küste zu seinem Reiche gehöre und er nur an dieser Schutz gewähren könne. Auch Dr. Fischer nimmt an, daß das Reich des Sultans sich landeinwärts höchstens 3 Meilen weit erstreckt. Siehe „Mehr Licht im dunkeln Erdteil“, Seite 76. — Schließlich äußert sich ein Konsulatsbericht des englischen Oberleutnants Rigby vom 1. Juli 1860 auch in gleichem Sinne: „Das Gebiet des Sultans auf dem Festlande hat nach dem Innern zu keine bestimmte Grenze, da es hauptsächlich von heidnischen Stämmen bewohnt wird, welche keine Abgaben zahlen und in einiger Entfernung von der Küste die Autorität des Sultans nur dann anerkennen, wenn es in ihrem eigenen Interesse liegt.“ Selections from the records of the Bombay Government Nr. LIX, New Series, Report on the Zanzibar Dominions, by Lieutenant Colonel C. P. Rigby, Bombay Army, H. Majestys Consul and British Agent at Zanzibar. Bombay, 1861.

Als ich ihn darauf fragte, was denn die rote Fahne in seinem Dorfe bedeute, äußerte er darüber: „Ich bin ein freier, unabhängiger Fürst, gleich dem Sultan von Sansibar, und besitze vielleicht die gleiche Macht wie er. Ich kenne die Araber nur von den einzelnen Karawanen, welche selten hier durchkommen; in meinem Lande wohnt kein einziger. Es ist hier keine arabische Ansiedlung, am allerwenigsten aber gar ein Fort oder eine Besatzung des Sultans. Vor etwa 10 bis 12 Tagen ist nun plötzlich und ohne jeden Grund ein General des Sultans von Sansibar, Matthews, gekommen mit einer Truppenmacht von einhundertundachtzig Mann und einhundert Trägern. Derselbe übergab mir sechshundert Rupien und einige Geschenke nebst zwölf roten Fahnen und bat mich, dieselben in den mir unterthänigen zwölf Landschaften aufzupflanzen, um dadurch zu zeigen, daß ich ein Freund des Sultans von Sansibar sei. Auf das letztere ging ich ein. Das erste habe ich nicht gethan, sondern die Fahnen fortgelegt. Darauf hat mir Matthews mehr geboten, und ich habe ihm erwidert, daß ich, wenn er es sende, mir die Sache überlegen wolle. Sodann hat mich der General Matthews aufgefordert, ich solle,



Kronprinz der Obbos.

wenn ich Weißen ins Land zu kommen gestatte, dies nicht den Deutschen, sondern nur den Engländern gestatten, und wenn Deutsche kämen, ihnen sagen, daß sie erst einen Erlaubnisbrief vom Sultan von Sansibar zu bringen hätten. Ich habe darauf dem General erwidert, daß ich ein freier Sultan und unumschränkter Herr von zwölf Landschaften bin und in meinem Lande thun könne, was ich wolle. Jenes Ansinnen habe ich abgelehnt. Auch fühle ich mich durch jene Geschenke, die ich erhalten, dem Sultan gegenüber nicht mehr verpflichtet, da ich seinem General ein Gegengeschenk von 100 Büffeln gemacht habe. Geld und Geschenke werden mich nicht vermögen, mein Land an ein anderes Volk fortzugeben, und nur wo ich, wie bei Dir und Deinen deutschen Brüdern, durch Blutsbruderschaft befreundet bin, werde ich dazu bereit sein.“

Ich machte den Sultan Mandara sodann darauf aufmerksam, daß, weil die rote Fahne jetzt hier wehe, der Sultan von Sansibar vielleicht sagen werde, daß das Land Mandaras nun ihm gehöre. Darauf geriet Mandara außer sich und sagte, dies solle einzig und allein ein Akt persönlicher Freundschaft gewesen

sein, ebenso wie die Zeichnung seines Namens unter das ihm vom General Matthews vorgelegte Schriftstück. „Ich werde,“ fuhr er fort, „nicht nur jedem Deutschen, der in mein Land kommt, erlauben, zu wohnen und die deutsche Fahne aufzupflanzen, wo er will, sondern ich werde auch dieselbe, sobald Du wieder heraufkommst, in meinem Wohnort aufpflanzen, und bitte Dich, zu dem Zwecke einen bessern Flaggenmast mitzubringen, als



Baker und seine Frau.

der von General Matthews mitgebracht ist.“ Mandara ermächtigte mich sodann, in seinem Namen gegen jedermann, der behaupten wolle, daß das Land einem andern als ihm selbst gehöre, Protest zu erheben.

Nach Beendigung dieser Erklärungen fragte ich den Sultan Mandara nochmals ausdrücklich, ob er bereit sei, mit mir einen Freundschaftsvertrag zu schließen und mir sein Handzeichen zu geben, worauf er dies mit Freuden bejahte.

Auf die ausdrückliche Erklärung des Sultans von Dschagga habe ich dann sofort, an obige Verhandlung anschließend, folgenden Vertrag geschlossen. (folgt der Vertrag.)

Nach alledem war es außer Zweifel, daß die durch Dr. Jähle vollzogenen Erwerbungen am Kilima-Udscharo, ein Gebiet von mehr als 1000 □ Meilen, durch den Sultan von Sansibar nicht angefochten werden konnten, daß vielmehr ein Bestreiten der deutschen Erwerbungen eine Verletzung der souveränen Rechte von Sultanen bedeuten würde, deren Legalität zum mindesten ebenso gut begründet ist, als die des Sultans von Sansibar. Die Ansprüche, die er auf diese Länder erhob, waren nur die konsequente Fortführung der Feindseligkeiten gegen die Gesellschaft und die deutsche Nation, welche mit dem Einrücken der Sultan-Truppen in Usagara begonnen hatten, und die, wenn der Sultan nicht nachgab, früher oder später zu einem bewaffneten Einschreiten Deutschlands führen mußten.

Der Sultan hätte den Konflikt mit dem Deutschen Reich zu keiner für ihn ungünstigern Zeit heraufbeschwören können. Der Sturz des Ministeriums Gladstone entzog ihm die Stütze, auf welche er gerechnet hatte, und Fürst Bismarck's vollkommen korrektem, offenem Vorgehen gelang es rasch, mit dem neuen Tory-Ministerium ein Einverständnis in bezug auf Sansibar zu erzielen, durch welches Deutschland in Ost-Afrika freie Hand erhielt. Nach der Abberufung des Generalkonsuls Kohls schien der Sultan eine Zeitlang ernstlich daran zu denken, etwaigen Forderungen zu gunsten der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft Widerstand entgegenzusetzen, aber das Erscheinen der stattlichen Flotte, welche vor Sansibar zusammengezogen wurde, bewog ihn zu raschem Einlenken. Fünf große Schiffe mit etwa 60 Geschützen erschienen vor Sansibar, und bald folgten noch zwei, sodaß eine Flotte vor Sansibar lag, wie sie dort noch nie gesehen worden.⁵⁰⁾ Ohne ein eigentliches Ultimatum gestellt zu haben, erlangte Kommodore Paschen die Erfüllung aller deutschen Forderungen, in erster Reihe die Anerkennung der unter Reichsschutz gestellten Erwerbungen der Gesellschaft.

Im Augenblicke, da diese Zeilen geschrieben werden, fehlen noch verlässliche genaue Nachrichten über die Vereinbarungen mit dem Sultan, der nicht nur die Hoheitsrechte der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in den von ihr erworbenen Gebieten anerkannt, sondern auch sich mit der Besitzergreifung der ganzen Küstenstrecke vom Tana bis zum Juba durch Deutschland einverstanden erklärt haben soll. Da der Sultan in diesem Gebiet keine Stationen unterhielt und nirgends faktisch Hoheitsrechte ausübte, würde in der Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft daselbst gar kein Verzicht auf irgend ein ihm zustehendes Recht liegen, während für unsere ostafrikanische Kolonie dadurch das längst begehrte, ihr unentbehrliche Küstengebiet mit einem guten Hafen gewonnen wäre. Die friedliche Beilegung des Streites ist jedenfalls mit Freuden zu begrüßen, da freundschaftliche Beziehungen zu dem Sultan von Sansibar, wie schon früher dargelegt worden ist, unbedingt wünschenswert sind. An eine Annexion des Sansibar-Reiches kann Deutschland nicht denken, und auch ein durch deutsches Einschreiten bewirkter Thronwechsel in Sansibar würde nur dann einen Wert haben, wenn ein Deutschland freundlich gesinnter Sultan auf den Thron käme. Daß Sultan Bargasch, nachdem er unsere Macht kennen gelernt und sich überzeugt hat, daß er auf seine bisherigen Ratgeber bei einem Konflikt nicht zählen darf, sich hüten wird, einen solchen wieder heraufzubeschwören, ist zweifellos, denn er weiß nun, daß er auf seiner Insel nicht so sicher ist, als er anfangs glaubte. Mit der Befestigung der Über-

⁵⁰⁾ Am 7. August um 8½ Uhr morgens traf die Kreuzerfregatte „Gneisenau“, Kapitän zur See Valois, vor Sansibar ein. Sie war dem Geschwader vorausgedampft, um die Trauerkunde von dem plötzlich erfolgten Tode des Kommandanten S. M. Kreuzerfregatte „Stosch“, Kapitän zur See v. Nostiz, zu überbringen und das Begräbnis desselben vorbereiten zu lassen. Um 12 Uhr kam die Flotte in Sicht. „Bald konnte man,“ berichtet ein Augenzeuge, „die stolzen Schiffe selbst mit ihren imposanten Takelagen erblicken, wie sie in schönster Ordnung mit guten Abständen von einander der Hafeneinfahrt zusteuerten. Voran das Flaggschiff S. M. Kreuzerfregatte „Stosch“ mit dem Kommodorestander im Vortop, dann folgt S. M. S. „Elisabet“ und schließlich S. M. S. „Prinz Adalbert“ und neben letzterem der gemietete Dampfer „Ehrenfels“. Es war ein erhebender, stolzer Anblick für uns Deutsche, die Macht unseres Vaterlandes hier zum ersten Mal in solcher Fülle und in so großem Maßstabe vor einem Volke und einem Regenten entfaltet zu sehen, der, absichtlich von anderen Nationen über Deutschlands Macht zur See im Unklaren gelassen und erhalten worden ist.“ Bericht aus Sansibar vom 11. August in der Vossischen Zeitung.

zeugung, daß Deutschland es nicht auf seine Entthronung oder Beraubung abgesehen habe, und daß es zufrieden ist, die Existenz seiner Kolonie in dem dem Sultan nicht gehörenden Gebiet gesichert zu haben, wird sich allmählich ein aufrichtiges Freundschaftsverhältnis von selbst herausbilden.

In England hat man sich auch rasch mit dem Gedanken befreundet, daß Deutschland an der Ostküste Afrikas die dominierende Macht wird, und man betont jetzt dort nur noch die Notwendigkeit der Einschränkung des Sklavenhandels und der Spirituosenzufuhr und stellt sich, als fürchte man nach dem Aufhören der englischen Kontrolle ein Wiederaufleben des Sklavenhandels⁵¹⁾.

Wie leicht der Sultan jedes Vordringen ins Innere hindern könnte, wenn nicht Scheu vor der Schutzmacht ihn abhielte, hat die Expedition des Regierungsbaumeisters Hörnecke erfahren,⁵²⁾ welche gleichzeitig mit

⁵¹⁾ Die konservative „St. James Gazette“ machte folgende scheinheilige Bemerkung: „Daß Sansibar mit starker Hand und unparteiisch regiert werden sollte, gleiche Rechte allen Ausländern gesichert werden, Freiheit des Verkehrs und Handels mit gehörigen Einschränkungen betreffs des Verkaufs von Spirituosen und Schießpulver herrschen sollte, sowie daß die Sklaverei abgeschafft werde — dies ist die Summe unserer Wünsche, und wenn diese erfüllt werden, dann ist es gleichgültig, ob das Land unter deutscher oder englischer Herrschaft steht. Es liegt aber kein Grund zu der Annahme vor, daß Deutschland anders als gleichgültig der Sklaverei gegenüber auftreten wird, oder daß die Deutschen bereit sein werden, sich in der Lieferung ihrer Stapelartikel von Schnaps und Schießpulver zu beschränken, oder daß sie sich der Auferlegung schwerer Abgaben — unter der Form von Differentialzöllen — auf die Eingeborenen und unsere Unterthanen zum Nutzen Deutschlands enthalten werden. Dies sind die Erwägungen, welche uns auf Deutschland mit Argwohn blicken lassen, und nicht irgend ein selbstfüchtiger Wunsch zur Monopolisierung der Welt.“

⁵²⁾ Als am 18. morgens, berichtet Herr Hörnecke, der oberste Gallafürst, in dessen Auftrage die übrigen immer gekommen zu sein behaupteten, nicht erschien, brach ich, nachdem ich mir 6 Poffkomolente eingefangen hatte, auf. Aber schon Mittags wurde ich von einem Kanoe der Araber eingeholt. Sie rieten mir dringend, nicht stromauf zu gehen, da Seyd Bargasch mit den Poffkomos Krieg zu führen beabsichtigte; ich würde viele Unannehmlichkeiten dadurch haben; wenn ich aber gehen wolle, so solle ich gehen. Es waren dies die bereits in der Zwischenzeit von Kipini angelangten Araber. Offenbar war meine Abreise von Witu durch Spione sofort nach Kipini gemeldet. Als ich bei Ngao anlangte, waren daselbst nur 14 Soldaten, die mir durch den Poffkomohetmann sagen ließen: sie seien durch meine Ankunft in Angst versetzt; natürlich ließ ich sie beruhigen. Kurz nach Mittag langte ich an einer Stelle an, wo sich der Fluß teilte; ich verfolgte auf den Rat meines Führers den nordöstlichen Arm. Der Strom war hier noch erheblich stärker als in dem ungeteilten Flußarm und zeigte viele scharfe Krümmungen, so daß es schwer hielt, die Kanoes genügend zusammenzuhalten. Wir kamen jedoch, da der Wind stark und günstig war, nachdem die Leute ihre Kleider als Segel aufgespannt hatten, ziemlich schnell vorwärts. Später blieb jedoch ein Kanoe erheblich zurück und ich beeilte mich, dasselbe nachzuholen, da ich fürchtete, es möchte von den vielleicht nachfolgenden Arabern aufgehalten werden. Zwischen 4 bis 5 Uhr erreichte ich die drei ersten Kanoes wieder, welche an der Insel angelegt hatten. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß dieselbe von den Arabern, welche in 9 Kanoes hierhergekommen waren, besetzt war. Eine Anzahl meiner Leute war — gegen mein ein für alle Mal ausgesprochenes Verbot — an Land gegangen und befand sich mitten zwischen den Arabern. Ich forderte meine Leute auf, sofort wieder in die Kanoes zu gehen. Es kam alsdann der Hetmann der Soldaten, derselbe, mit dem ich diesen Morgen verhandelt hatte, und erklärte mir, daß er soeben einen Boten von Kipini mit dem Befehl erhalten hätte, meine Weiterreise unter allen Umständen zu verhindern; ich solle nach Kipini zurückkehren. Ich entgegnete ihm, daß mir Seyd Bargasch durch die Vermittelung des deutschen Generalkonsuls gestattet hätte, auf diesem Wege ins Land zu gehen und daß ich nur einer Aufforderung dieses Letzteren Folge leisten würde. Auf meine Frage, ob meine Leute kämen, wurde mir die Antwort zuteil, sie würden nicht kommen. Da ich nicht wußte, ob sie nicht kommen wollten, oder ob die Araber sie hinderten, sandte ich 4 meiner besten Leute, darunter meinen Hetmann, den Hetmann meiner Soldaten, und meinen persönlichen Diener mit dem Auftrage ans Land, je zwei und zwei sollten einen ergreifen und zu mir bringen und sich nicht durch die Araber hindern lassen. Ich selber stieg ans Land, um sie zu unterstützen. Gleichzeitig ließ ich die Kanoes dicht zusammenbringen und widmete deren Insassen meine Aufmerksamkeit, die durch fortwährendes Zurufen der Araber belästigt wurden. Ich trieb die letzteren von dannen, wurde jedoch dadurch einige Augenblicke von meinen auf der Insel befindlichen Leuten abgelenkt. Der Überblick über dieselbe, die an dieser Stelle nur noch sehr schmal war, wurde durch Poffkomohütten, dichtes Gebüsch und hohes Gras, in welchem die Araber versteckt lagen, sehr erschwert. Als meine Leute nicht wiederkamen und mir auf meinen Zuruf keine Antwort zuteil wurde, ließen mir auf meine Fragen die Araber sagen, meine Leute seien in den Kanoes der arabischen Soldaten stromabwärts gegangen; sie würden nach Ngao gebracht; ich sollte ebenfalls dahin zurückkehren. Als ich ihnen jetzt ärgerlich zurief, sie sollten mir meine Leute wiedergeben, andernfalls würde ich schießen, und das Gewehr auf sie anlegte, lief die ganze Gesellschaft, noch etwa 40 Mann, eilig davon, so daß ich mich des Ladens nicht enthalten konnte. Die Wahrheit des mir eben Gesagten wurde bald konstatiert. Ich versuchte nun trotzdem mit Hinterlassung des von dem letzten Orte aus mitgenommenen Poffkomokanoes weiter stromauf zu gehen, doch sah ich bald das Unmögliche eines solchen Vorgehens ein, da zwei meiner Kanoes trotz aller Bemühungen bald durch die Strömung ergriffen und abwärts geführt wurden, so daß ich, um sie nicht zu verlieren, ihnen folgen mußte. Da kein brauchbarer Lagerplatz zu finden war, so kehrte ich zu dem der letzten Tage zurück, wo ich erst in der Nacht anlangte, da die Kanoes oft aneinander gerieten und an ein Ufer getrieben wurden. Am folgenden Morgen waren noch einige meiner Leute verschwunden; ich hatte jetzt nur noch 22 Mann, und da die Poffkomos überall auf den Befehl der Araber davongelaufen waren, so sah ich bald die Unmöglichkeit einer

der Jähreslichen Kilima-Uscharo-Expedition aufbrach. Er war von Lamu aus in 5 Booten den Tana hinaufgefahren, aber die Beamten des Sultans suchten ihn auf alle mögliche Weise zurückzuhalten, Boote mit Sansibartruppen folgten ihm, fingen die Träger ab und belästigten die Expedition sosehr, daß nach und nach zwei Drittel der Träger theils desertierten, theils von den Truppen gefangen waren und Herrn Hörnecke nichts übrig blieb, als mit dem Rest nach Lamu zurückzukehren.



Nilsyferd.

In Lamu war Herr Hörnecke durch die Nachricht überrascht worden, daß durch den Afrikareisenden Denhardt vor kurzem ein Vertrag mit dem Sultan von Wito abgeschlossen worden sei, durch welchen der letztere einer deutschen Gesellschaft große Vorteile einräumte. Die Gebrüder Denhardt hatten auf ihren

Weiterreise ein. Ich fing mir nun zwei Pockmoleute, welche den Fluß passierten, ein und erfuhr von ihnen, daß meine Leute sofort nach Kan gebracht seien; ich sandte dann nach Ngao und verlangte einen Abgesandten der Araber für eine Unterredung, aber vergeblich. Dagegen ließen die Gallas ihren Besuch für den folgenden Tag ankündigen. Da der höchste Gallafürst sich jedoch stromabwärts aufhielt, so konnte mir deren Kommen nichts nützen, weshalb ich beschloß, über Kan und Kipini nach Lamu und mit der nächsten Post nach Sansibar zurückzukehren, um dort über die mir widerfahrene Unbill Beschwerde zu führen.



Der Wasserfall des Kari.

früheren Reisen in Ost-Afrika⁵³⁾ Gelegenheit gefunden, mit dem Tanagebiet und den dortigen Verhältnissen vertraut zu werden, aber während alle Welt in ihnen nur Forschungsreisende sah, verfolgten die unternehmenden Männer weitergehende Pläne. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland fiel es C. Denhardt nicht schwer, inmitten der kolonialen Strömung, die sich in Deutschland bemerkbar machte, einflussreiche Personen für einen Kolonisationsversuch an der Ostküste Afrikas zu interessieren, und es bildete sich auf Grund schon im Jahre 1883 stattgefundener Vorbesprechungen in Berlin ein Konsortium, welchem der Verleger des Berliner Tageblattes, Rudolf Mosse, Jakob Landau, (der inzwischen verstorben) Kommerzienrat Kaufmann, Fr. Duncker, Dr. Kerstens und der geheime Regierungsrat Dr. Kaiser angehörten. Das Konsortium hatte ursprünglich sein Augenmerk auf Usagara gerichtet, aber dort kam ihm die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, deren erste Expedition Berlin 8 Tage vor jener Denhardts verließ, dank der strengen Geheimhaltung ihrer Pläne zuvor. Die Denhardt'sche Expedition wandte sich nach Wito, und dort gelang es ihr, mit dem Sultan, welcher Denhardt schon von früher her kannte, einen Vertrag abzuschließen, durch welchen dieser den Deutschen die Freiheit des Handels und der Niederlassung in seinem Lande zugestand und die Gebrüder Denhardt zu seinen Bevollmächtigten ernannte.

Daß von begründeten Ansprüchen des Sultans von Sansibar auf Wito nicht die Rede sein kann, dafür liefert die Geschichte der Entstehung dieses Staates genügende Beweise, denn das Fürstengeschlecht, welches in Wito herrscht, hat durch viele Generationen hindurch mit zäher Ausdauer den Kampf gegen die Fremdherrschaft geführt und lieber sein altes Heimatland verlassen und sich eine neue Heimat gegründet, als daß es gleich dem Geschlecht der Msara auf Mombas (siehe Seite 39) die Oberhoheit der Araber anerkannt hätte.

Die Geschichte von Wito hängt eng mit jener der Insel Pata (siehe Seite 79) zusammen.⁵⁴⁾ Dieselbe wurde, als die Portugiesen vor den vordringenden Arabern die Küste räumten, im Jahre 1868 zur Anerkennung der Oberhoheit des Fürsten von Maskat gezwungen. Dem Bana (Herr) Schah Ali, der damals auf Pata herrschte, wurde ein arabischer Statthalter aus der Familie der Nebehan zur Seite gestellt, dessen Sohn Tamu Mku sich nach seinem Tode der Herrschaft bemächtigte und sich wahrscheinlich von Maskat unabhängig machte. Tamus Sohn Bakari gebot über Lamu, Manda, Pemba und die ganze Küste zwischen Kilefi und dem Juba, und er behauptete seine Unabhängigkeit, während ringsum alle anderen kleinen Staaten dem mächtigen Imahm von Maskat unterthan wurden. Unter Tamus Nachfolger Omar fiel die Insel Pemba ab und schloß sich an Mombas an, und das Reich Patta selbst geriet für einige Zeit in Abhängigkeit von Mombas. Der neue Herrscher Amadi erkämpfte sich zwar wieder die Selbständigkeit, aber nach der Unterwerfung der Msara von Mombas durch den Imahm Seyd ben Achmed mußte auch Pata die Oberhoheit der Araber anerkennen.

Mit Amadis Tode im Jahre 1807 begann für Pata eine unheilvolle Zeit. Mehrere Bewerber stritten sich um den erledigten Thron, auch Mombas wurde in die Kämpfe verwickelt, da eine Partei dort Hilfe suchte, und der Vorteil war schließlich nur auf Seite Seyd Saids, des Imahms von Maskat, der die Gelegenheit benutzte, sich auf der Insel Lamu festzusetzen und dort das Fort zu errichten, das heute noch steht. Weitere Unruhen auf Pata ermöglichten dem Imahm bald darauf abermalige Einmischung in die Angelegenheiten des kleinen Staates. Ein Enkel Amadis hatte gegen seinen Nebenbuhler Wisir Mombas zu Hilfe gerufen, Wisir aber suchte Schutz beim Imahm und vertrieb mit dessen Beistand seinen Gegner aus dem Lande, in welchem ihn dann der Imahm als Statthalter einsetzte. Nach zwölfjähriger Regierung wurde Wisir ermordet und der Imahm setzte einen Nachkommen Amadis als Statthalter ein.

Unbestritten und befestigt war trotzdem die Macht des Imahm auf der Insel noch lange nicht. Krapf sah, als er im Jahre 1843 an Pata vorüberfuhr, eine Flotte des Imahm dort liegen, welche ausgebrochene Unruhen dämpfen sollte, und der damals auf der Insel herrschende Scheich Mahammadi, genannt

⁵³⁾ Siehe Cl. Denhardt, *Exploitation de la Dana. L'Afrique explorée*, 1882, 5. Band, Seite 97 u. f.

⁵⁴⁾ C. v. d. Deckens Reisen, 2. Band, Seite 370.

Suma Mloti, hat auch, wie Brenner berichtet, Mitte der fünfziger Jahre mit dem Imahm Krieg geführt. Die letzteren Angaben befinden sich jedoch in Widerspruch mit jenen des Dr. Fischer, welcher erzählt, daß die Kämpfe zwischen Scheich Mahammadi und Seyd Said zu keiner Entscheidung geführt und im Jahre 1840 Simba, der unfriederliche Sohn des erstern, die Insel geräumt habe. Während andere Quellen berichten, daß Sultan Simba in Wito eine Zuflucht gesucht habe, stellt Dr. Fischer auch diesen Vorgang anders dar. Schon frühzeitig hätten die Herrscher von Pata die Wichtigkeit einer Handelsniederlassung am Osi erkannt und dort die Stadt Kau gegründet, und nach dieser sei Sultan Simba, als er sich auf der Insel nicht länger halten konnte, zunächst mit seinen Anhängern übergesiedelt. Er blieb dort 12 Jahre unbelästigt, und erst als er im Jahre 1860 sich an der Osi-Mündung, wo jetzt Kipini steht, festsetzen wollte, wurde er wieder in Kämpfe mit den Arabern verwickelt. Die Araber wollten den wichtigen Posten nicht in die Hände ihres Nebenbuhlers gelangen lassen, und vertrieben seine Leute von der Osi-Mündung, worauf sie dort ein Fort erbauten. Nochmals versuchte Simba, gegen die Küste vorzudringen, und gründete eine Niederlassung zwischen Wito und Kipini, aber die Araber zogen Verstärkungen heran, vertrieben ihn abermals und gingen nun auch zum Angriff auf Kau über, das Simba bald nicht länger zu behaupten vermochte. Nach einem heftigen Kampfe sah er sich im Jahre 1862 trotz der Unterstützung, welche ihm die Galla zuteil werden ließen, gezwungen, Kau zu räumen, wo die Araber sofort ein Fort erbauten, dem sie den Namen Osi gaben.⁵⁵⁾

In dem weiter landeinwärts gelegenen Wito besuchte ihn im Jahre 1867 Richard Brenner.⁵⁶⁾ Dieser war überrascht von dem, was er dort sah, und schildert Simbas kleines Reich als das bestkultivierteste und blühendste Land von ganz Ost-Afrika. Er schätzte die ansässige Bevölkerung auf 15000 Seelen, darunter 13000 frühere Bewohner der Inseln Pata und Siu, welche mit ihrem alten Herrscherhause ausgewandert waren. Mit den wegen ihrer Raubzüge berüchtigten Galla war Simba eng befreundet und konnte jederzeit auf ihre Unterstützung rechnen, wenn die Araber ihn angriffen. In dem neuen Reich fand jeder, der sich dort niederlassen wollte, freundliche Aufnahme, und es hatte sich allmählich eine bunte Bevölkerung gesammelt, entlaufene Sklaven, Wapokomo, Waboni u. s. w. Jeder Sklave, der sich nach Wito flüchtete, wurde ein freier Mann, aber Müßiggänger wurden im Lande nicht geduldet, und jeder neue Ankömmling streng zur Arbeit angehalten. Brenner behauptete, der Sultan Simba habe dem ostafrikanischen Sklavenhandel mehr Abbruch gethan als das ganze englische Geschwader, welches an der Küste den Sklavenschiffen aufslauerte, und aus faulen Sklaven seien in Wito fleißige, nüchterne, ordnungsliebende Männer geworden, die sich dort ein eigenes Heim gegründet, in welchem sie glücklich und zufrieden leben. Trotz der zusammengewürfelten Bevölkerung biete Wito auch in politischer Beziehung ein erfreuliches Bild. Überall herrsche gute Ordnung, die Dörfer, in welche die neuen Ankömmlinge verteilt würden, seien von einem Dschemmedar oder militärischen Gouverneur regiert, dem ein alter Neger als Mee oder Ältester zur Seite stehe, und jeder Einwohner sei einem bestimmten Aufgebot zugeteilt und zu regelmäßigem Wachdienst verpflichtet.

Brenner erzählt, daß es der sehnlichste Wunsch des Sultans Simba war, sein Gebiet bis zur Meeresküste auszudehnen, da er die Wichtigkeit derselben für das Hinterland sehr wohl erkannte. Er hat sich bemüht, durch Brenners Vermittelung sich den Schutz der preussischen Regierung zu sichern, aber seine Bemühungen blieben vergeblich. Es ist nicht zu bezweifeln, schrieb in einer Art Vorahnung Kersten, daß das Land Witu dereinst aus seiner Abgeschlossenheit heraustreten und aufhören wird, ein Binnenland zu sein; immerhin aber wird dies noch einige Zeit dauern. Die Verwirklichung des Wunsches Simbas hat fast ein Vierteljahrhundert auf sich warten lassen, aber Deutsche, denen sich schon damals seine Sympathie zuwandte, sind es dennoch, welche nun das interessante Land der Kultur und dem Weltverkehr erschließen.

⁵⁵⁾ G. A. Fischer, Über die jetzigen Verhältnisse im südlichen Gallalande und Wito. — Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg 1876—1877. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1878, Seite 361.

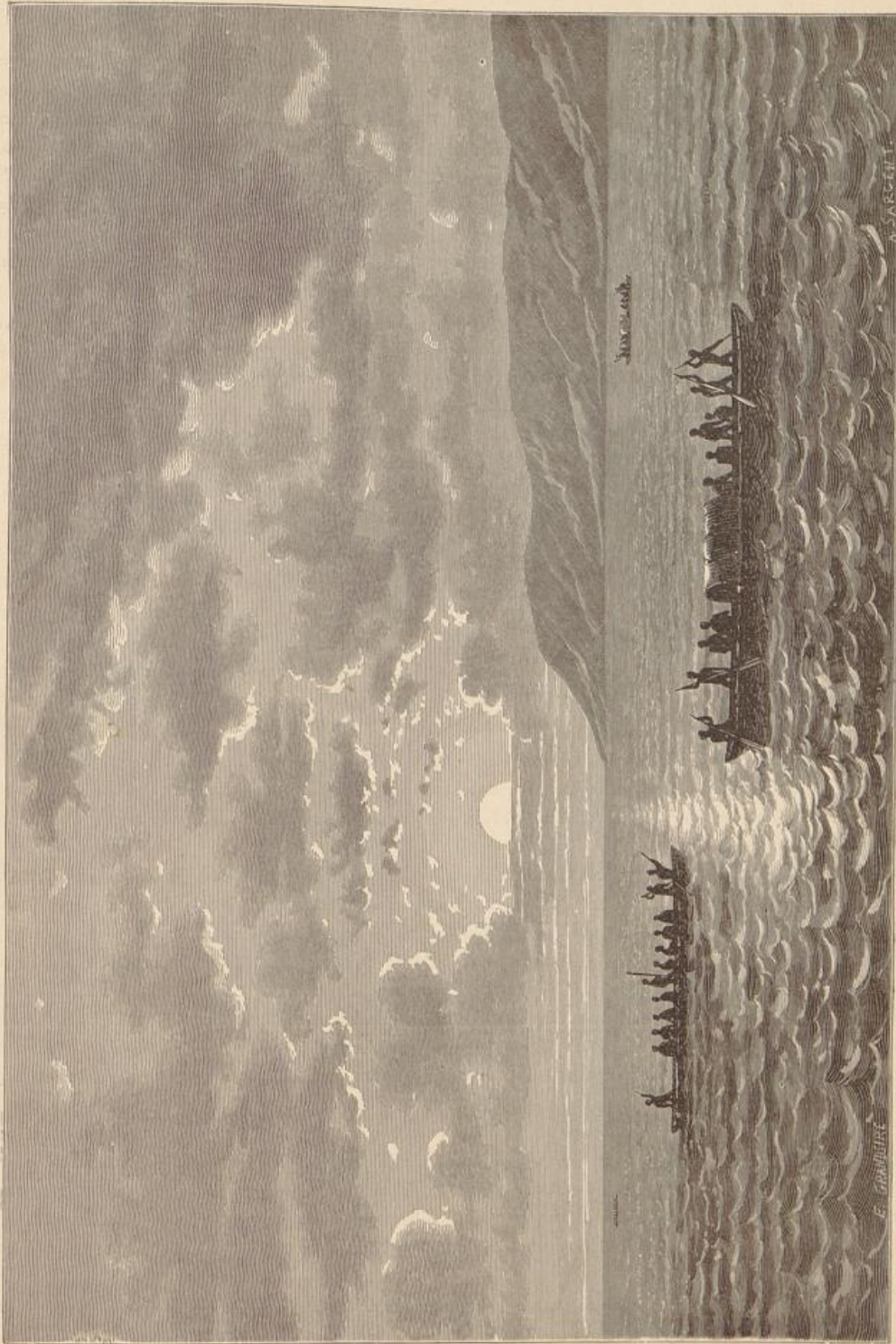
⁵⁶⁾ Richard Brenners Forschungen in Ost-Afrika. — Petermanns Mitteilungen, 1868, Seite 459.

Der Schilderung, welche Brenner von Wito entwarf, hat Dr. Fischer lebhaft widersprochen. Weder aus der inzwischen verflossenen Zeit von 10 Jahren, noch aus einer sehr optimistischen Auffassung seitens Brenners seien die Widersprüche zwischen dessen Schilderung und der Wirklichkeit genügend zu erklären. Wenn aber Brenner eine optimistische Auffassung vorgeworfen werden dürfte, so ist andererseits zur Genüge bekannt, wie pessimistisch Dr. Fischer über die Zustände an der Ostküste zu urteilen gewohnt ist, und daß diese Urteile schon vielfach als zu schwarz gefärbte erkannt sind. Sultan Simba, der Löwen Sultan von Wito (die Brennersche Schreibweise Witu ist unrichtig), ist jedenfalls eine der interessantesten Erscheinungen unter den eingeborenen Fürsten Ost-Afrikas, und der lange Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit, den er und sein Volk gegen Sansibar geführt haben, sichert ihm unsere Sympathie. Bei ihm haben die Nachkommen vieler durch die Araber vertriebenen Fürstengeschlechter, die Msara von Mombas, welche dem Blutbad nach der Einnahme ihrer Insel entranen, die Sumo Bakari von Lamu und die Sumo Kotti von Pata ein Asyl gefunden und leben mit ihren Anhängern zwischen anderen Flüchtlingen, welche der Arm Simbas des Löwen beschützt. Ein derartiger Asylstaat in so geringer Entfernung von der Küste ist eine in Afrika so seltene Erscheinung, daß man schon um der Idee willen, welche er vertritt, über manches hinwegsehen müßte, wenn nicht schon die eigenartigen Elemente, aus denen die Bevölkerung besteht, etwa vorhandene Übelstände in milderem Lichte erscheinen ließen.

Einige Zeit vor meinem Aufbruche nach Wito, schreibt Dr. Fischer, hatte ich durch einen mir befreundeten Anhänger des Sultans Simba einen Brief an jenen gelangen lassen mit der Anfrage, ob er meinen Besuch annehmen wolle. Er antwortete bejahend, doch bat er, wenn mir irgend möglich, so lange zu warten, bis der Ramadhan, jener Monat, in welchem die Menschen nach Art der Raubtiere am Tage schlafen und nachts essen, zu Ende sei. Der Regen nötigte mich, noch länger zu warten. Die Fahrt den Osi aufwärts ging langsamer von statten als ich gedacht; es wurde nicht in der Richtung nach Kau gefahren, sondern in ein kleines, unweit der Osimündung sich ergießendes Nebenflüßchen eingebogen, teils weil man glaubte, daß die Gewalt des Wassers hier weniger stark, teils weil man auf diese Weise den Weg abkürzen wollte. Die Strömung war jedoch eine so starke, daß der Kahn wiederholt mit fortgerissen wurde. Infolgedessen wurde Wito am ersten Tage nicht mehr erreicht, sodaß wir auf einem Sumpfe übernachteten mußten. Am folgenden Tage fuhren wir über ein Terrain, das in der heißen Jahreszeit vollkommen trocken, und langten gegen Mittag in Wito an.

Ein buntes Völkergemisch umgibt das kleine Reich Wito. In dem Gebiet, welches im Westen und Norden durch eine südliche, von Ukambani ziemlich parallel der Küste zur Wapokomogrenze und von dort zur Insel Siu gezogene Linie, im Süden durch das rechte Sabaki-Ufer und im Osten durch das Meer begrenzt wird, finden wir außer den Suaheli und den Arabern des Küstengebietes noch Galla, Waffanie, Waboni, Wätua und Wapokomo. Die in bezug auf ihre Abstammung am tiefsten stehenden unter diesen Stämmen sind die Waboni und Wätua; die Waffanie ähneln sehr den Galla, welche als der herrschende Stamm sich für besser halten als alle anderen und stolz auf sie herabsehen; die Wapokomo aber sind, obwohl ein Negervolk, doch allen ihren Nachbarn bedeutend vorzuziehen, denn sie sind viel kulturfähiger als die anderen, ein emsiges, arbeitames Volk von Ackerbauern.

Die Wohnsitze der Waffanie befinden sich auf dem linken Sabaki-Ufer und in dem Land zwischen dem Oberlauf des Sabaki südlich von der Grenze von Ukambani bis zum Tana. Sie teilen sich in die am Oberlauf des Sabaki bis zum Tana hin wohnenden Verreito und die Klarussi in der Gegend von Malindi. Ihre Körperfarbe ist tiefschwarz, in Gestalt und Physiognomie gleichen sie den Galla. Viele, namentlich die Frauen, heiden sich in Felle, wem aber keine Mittel den Ankauf eines solchen ermöglichen, der trägt ein Stück Baumwollzeug um die Hüften, und ein größeres um die Schultern. Das Haar wird kurz geschnitten, als Schmuck dienen ein weiter Ring von spiralförmig gewundenem Messing- oder Kupferdraht, der um den Hals getragen wird, kleine Ohrringe, Armringe aus Elfenbein oder der Haut des Elefantenfußes oder aus Büffel-



Der Montu Zifige.



Der Montu Nige.

haut, in welchem letztern Falle jeder Ring ein erlegtes Tier bedeutet, dicke Messingringe an den Handgelenken, und dicke Fingerringe aus Eisen oder Messing, wie sie auch bei den Galla beliebt sind, und die meist am kleinen Finger getragen werden. Überhaupt suchen die Wassanie, welche von den Galla teilweise wie Sklaven behandelt werden, nie ein Galla-Mädchen heiraten dürfen, während jeder Galla ein ihm gefallendes Wassanie-Mädchen sich ohne Umstände aneignet, es diesen in vielen Außerlichkeiten gleichzutun und sehen es nicht ungern, wenn man sie für Galla hält. Sie scheinen sich ihrer Abstammung zu schämen und sagen häufig, wenn man sie nach derselben fragt, daß sie Galla seien. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd; außerdem unternehmen sie Handelsreisen nach Takaungu, um dort Elfenbein einzutauschen und an die Küste zu bringen. In Malindi trifft man stets viele Wassanie, welche dort Arbeit suchen oder betteln.

Die Wohnsitze der Waboni erstrecken sich von jenen der Wapokomo nach Ost und Südost bis gegen den ersten Grad südlicher Breite, aber man trifft sie auch zahlreich im Wapokomogebiet. Ihr Hauptort Balawa liegt zwei Tagereisen nördlich von Wito. Dr. Fischer schildert die Waboni als ungemein ängstliche Leute. Seine bevorstehende Ankunft mußte ihnen vorher gemeldet werden, da sie sonst aus Furcht vor ihm davongelaufen wären. In ihren backofenähnlichen hohen Hütten, die aus mit Gras belegten Stangen erbaut waren, herrschte die größte Armut. Das Regenwasser drang in die Hütten und durchweichte den Boden, sodaß sie ein Holzgestell in geringer Höhe über dem Boden errichtet hatten, um wenigstens bei Nacht ein trockenes Lager zu haben. Ein von den Wapokomo gekaufter Kochtopf, eine Reisetasche und kleine Tabaksbeutel — das war alles, was sich in den Hütten an Hausgerät vorfand. Die Bedürfnisse der Waboni sind sehr gering. Die Nahrung liefert ihnen die Jagd, und was sie sonst noch brauchen, das tauschen sie gegen ihre Jagdbeute ein. Die Armbänder und Ringe der Männer, der Perlenschmuck der Frauen wird von den Galla eingetauscht. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem Schurzfell, das aus Tierfellen zierlich zusammengenäht ist, die Männer tragen außer dem Fell noch ein Stück Americano über die Schulter geschlagen. Das Haar tragen die Einen in zierliche Stränge geflochten, andere lassen es kraus wachsen, überhaupt ordnet daselbe ein jeder nach seinem Geschmack.

Die Wátua sind nicht so zahlreich wie die Waboni. Sie scheinen ein Nomadenleben zu führen, leben gleich den Waboni vom Ertrag ihrer Jagdzüge und kommen häufig mit ihrer Jagdbeute an die Küste in die Suaheli-Niederlassungen, um dort verschiedene Bedarfsgegenstände einzutauschen. Auch ihre Sitten sollen jenen der Waboni gleichen.

Die Wapokomo⁵⁷⁾ wohnen vom Tana-Osi-Kanal bei Tschara das linke Tana-Ufer entlang bis Korkoro, welche äußerste Wapokomostadt in den hier gebräuchlichen ausgehöhlten Baumstämmen, welche zwei Mann rudern, von Tschara aus in 10 Tagen erreicht wird. Die Wapokomo zählen höchstens 15000 männliche Individuen, aber auf der Strecke von Tschara nach Korkoro sind die Ufer doch dicht bevölkert, und Dorf reiht sich an Dorf. Durch die häufigen Einfälle der Somali ist ein Teil des Landes völlig verödet, da sich die Bevölkerung von dort nach sichereren Gegenden zurückgezogen hat. Von den 9 Bezirken, Mujscho, in welche die Wapokomo ihr Land teilen (Muina, Udera, Guano, Kinakomba, Udura, Subaki, Milalulu, Malacote und Korkoro) ist der Bezirk Udura deshalb jetzt völlig unbewohnt, und das früher wohl behaute Land liegt öd und verlassen.

Die Furcht vor den Somali hat die Wapokomo auch veranlaßt, ihre Ortschaften, wenigstens die am Unter- und Mittellauf des Tana, auf dem rechten Flußufer anzulegen, um in dem Flusse eine Schutzwehr gegen Überfälle zu haben. Der Platz, den das Dorf einnimmt, ist aus dem Uferwald ausgehauen und gegen denselben mit Palissaden umgeben. Die Hütten sind im Halbkreis angelegt, groß und bequem. „Man steckt um einen gereinigten und geebneten kreisförmigen Platz eine Anzahl Stangen (25 bis 40, je nach der Größe der

⁵⁷⁾ G. N. Fischer, Das Wapokomo-Land und seine Bewohner. Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg, 1878—1879, 1. Heft, Seite 1 u. f.

zu erbauenden Hütte), und zwar in die an der Peripherie des Hüttenplatzes etwas aufgeschüttete Erde, und bindet sie über dem Mittelpunkt desselben zusammen. Am diese befestigt man der Quere nach einige dünnere Stangen und zieht um dieselben in geringeren Abständen Schnüre von Lianen. Über dieses Holzgerüste werden Schichten eines dicken Grasses gelegt. An einer Stelle stehen die Tragstangen etwas weiter von einander ab; dieser Raum wird für den Eingang freigelassen, an welchem die Blätter einer Fiederpalme lehnen, mit welchen die Hütte geschlossen wird.“ Im Innern der Hütte sieht es viel wohnlicher aus als in den zuletzt geschilderten der Nachbarvölker. Da finden wir ein aus Baumzweigen und Blattriffen der Fiederpalme zusammengesetztes Bettgestelle, über welches Felle und Matten ausgebreitet sind, eine Ecke des Wohnraumes nimmt der Herd ein, und von Geräten gewahren wir Kochtöpfe und Körbchen, in welchen letzteren teils Reis, teils die Schmuckfachen aufbewahrt werden, daneben die Waffe des Mannes, den Speer, und einige Ader. Ein Spaten mit kurzer Handhabe und ein Beil verraten, daß wir uns bei ackerbauenden Leuten befinden, und Angeln mit einfachen Eisenhaken, sowie Fangkörbe von verschiedener Größe deuten darauf hin, daß dieselben auch Fischfang treiben.

Die Hauptbeschäftigung der Männer ist der Fischfang. Bei demselben bedient man sich sowohl der Angel als des Speeres mit langer Eisenspitze, und befestigt auch Fangkörbe im flusse. Eine Fischgattung, die im Tana gefangen wird, liefert guten Thran, der den Suaheli verkauft wird. Mit dem Ackerbau beschäftigen sich nur die Frauen und die jungen Leute. Der Unterlauf des Tana, wo die niedrigen Ufer eine Bewässerung des Landes durch vom flusse hergeleitete Gräben ermöglichen, eignet sich vortrefflich für den Anbau von Reis, und man trifft dort auch überall große Reispflanzungen, während in dem höher gelegenen und trockeneren Land am Ober- und Mittellauf überwiegend Mais und Erbsen gebaut werden. Daneben findet man noch Zuckerrohr, Melonen, Bataten, Maniok und Mangobäume, im Bezirke Udera auch Negerlorn, und überall große Tabakpflanzungen. Vieh besitzen die Wapokomo nicht, da sie allem Nomadenleben, das hier von der Viehzucht untrennbar ist, abgeneigt sind und die Tiere bei den Überfällen der Somali leicht geraubt werden könnten. Haustiere, auch Hunde, sind hier überhaupt selten, doch trifft man hier und da Hühner, welche vollkommen unseren Bauernhühnern gleichen, und ägyptische Gänse (*Chenalopex aegyptiacus*), welche am Tana in wildem Zustand häufig vorkommen.

Ackerbau und Fischfang liefern den Wapokomo nicht nur was sie zu ihrem Lebensunterhalt brauchen, sondern auch Tauschartikel für den Handel mit den Suaheli. Von ihren Erzeugnissen ist besonders der Tabak, den sie selbst sowohl kauen als schnupfen, sehr geschätzt. Obwohl die Wapokomo nicht viel Neigung zur Jagd besitzen, so wissen sie doch dem Flußpferd mit Geschick nachzustellen, um dessen Zähne und die bis zu 6 Zentimeter dicke Haut zu erbeuten, und im Distrikt Korkoro werden auch Elefanten gejagt. Ihre Feldprodukte, das Elfenbein u. s. w. bringen sie ausschließlich nach Kau zu Markte, wo sich des Handels wegen stets viele Wapokomo aufhalten. Fast alles, was sie an Geräten, Waffen und Schmuckfachen besitzen, beziehen sie von den Suaheli oder den Galla, Pfeile und Bogen, sowie das Pfeilgift von den Waboni. Die Eisenteile ihrer Werkzeuge und Waffen sind Suaheli-Arbeit, sie selbst verfertigen nur die Holzteile. Dagegen sind sowohl Frauen als Männer sehr geschickt in allerlei Flechtarbeiten. Sie verfertigen aus Gras Schlafmatten, Futterstangen, Reissäcke, Körbe und dergl., für welche sie auch unter den Suaheli Käufer finden, ebenso für die von den Frauen verfertigten, mit einfachen Verzierungen versehenen Thongefäße. Die Schmuckfachen liefern ihnen die Galla, von denen viele mit Schmiedearbeiten vertraut sind: dicke Messingringe, welche oberhalb des Handgelenkes getragen werden, Armbänder, welche aus einem eisernen, mit feinem Messingdraht umspinnenen Reifen bestehen, und die bei den Galla gebräuchlichen Fingerringe. Das Stück Americano, welches sie um die Hüften tragen, pflegen sie selbst rotbraun zu färben. Tierfelle sind als Kleidung nicht üblich, dagegen gehen Knaben bis zum Eintritt der Mannbarkeit völlig nackt, und bei unverheirateten Mädchen ist das Einzige, was auf die Benennung Kleidung Anspruch erheben könnte, ein vorn herabhängendes kleines Läppchen, welches an einer um die Hüften geschlungenen Perlenkette befestigt ist.

Die Wapokomo haben meist nur ein Weib, obwohl Polygamie gestattet ist. Die großen Kosten, welche die Ausstattung einer Frau mit dem nötigen Schmuck verursacht, gestatten nur reichen Leuten, mehrere Frauen zu nehmen. Das Mädchen wird gekauft, und der Kaufpreis steht seit altersher fest; er besteht in Honigwein, 15 bis 40 Stück Fischen, unter denen 3 Arten vertreten sein müssen, Bananen, 1 bis 5 Trägerlasten Reis, Mais, Zuckerrohr, 6 Kleidern, Fleisch vom Büffel, Flußpferd, Krokodil oder Wildschwein, und von der Schönheit des Mädchens hängt es ab, wie groß die Menge der einzelnen Gegenstände sein muß, um den Vater zu befriedigen. Außerdem erhält die Mutter der Braut ein buntes Baumwollentuch, letztere rote Schminke, mit der sie vor der Hochzeit ihre Reize erhöht. Dem Brautkauf folgt bald die Hochzeit, welche mit einem Festmahl, bei welchem viel Honigwein getrunken wird, und mit Tanz gefeiert wird. Wenn ein Ehemann stirbt, geht die hinterlassene Frau in den Besitz seines Bruders über, sie muß aber vorher volle 5 Monate in Zurückgezogenheit in ihrer Hütte zubringen.

Mit dem Begräbnis sind große Feierlichkeiten verbunden. Nachdem die Leiche mit zerlassener Butter eingerieben worden, wird sie in zwei Häute gehüllt und von dem Trauergefolge nach dem im Walde gelegenen Begräbnisplatz gebracht. Auf dem Boden des Grabes wird eine Haut ausgebreitet, der Tote darauf gelegt, mit Erde überdeckt und diese festgestampft, doch so, daß eine kleine Erhöhung entsteht, auf welche 3 Kochtöpfe gestellt werden. „Die Männer werden mit dem Kopfe nach Sonnenaufgang gelegt, die Weiber nach Sonnenuntergang, was folgende Bedeutung hat: Der Mann geht in der Frühe mit Sonnenaufgang aus, um Beute an Fischen oder Wild zu machen als Nahrung für die Familie — er schaut nach der aufgehenden Sonne; das Weib, das daheim bleibt und den Acker bestellt, sieht auf die sich neigende Sonne, mit welcher der Gatte zurückkehren muß, den sie sehnsüchtig erwartet.“ Der Beerdigung folgt eine mehrtägige Totenklage, und diese hebt stets wieder aufs Neue an, sobald ein Bekannter des Verstorbenen zum erstenmal nach dessen Tode in das Dorf kommt. Ein Jahr nach dem Totenfest findet noch eine Nachfeier statt, an der sich das ganze Dorf beteiligt. Dazu erscheinen alle festlich gepuht, mit allem Schmuck, den sie besitzen, ausgestattet, und zwei Tage lang wird abwechselnd geschmaust, getrunken, getanzt und um den Verstorbenen geklagt.

Die Wapokomo sind ein zu frohsinn geneigtes Volk und lieben wie alle Neger Tanz und Musik. Getanzt wird bei ihnen fast jeden Tag, wenn die Feldarbeit gethan ist und die jüngeren Leute sich am Abend auf einem freien Platze im Dorfe zusammenfinden. Einer schlägt mit dem Ballen der Hand und mit den Fingerspitzen eine Trommel, welche aus einem ausgehöhlten Stück Baumstamm besteht, das mit einem Tierfell überpannt ist, und der monotone Lärm, den er dadurch hervorbringt, versetzt die tanzenden Neger in namenloses Entzücken. Die Mädchen begleiten auch häufig den Tanz mit Gesang oder mit taktgemäßem Händeklatschen.

Die Wapokomo sind so wie die Galla und die anderen benachbarten Völker Europäern bisher stets freundlich entgegengekommen, trotzdem die Suaheli sie aufzuheben versuchten, und die Galla äußerten sich Dr. Fischer gegenüber, sie würden Europäer, die sich in ihrem Lande niederlassen wollten, mit offenen Armen aufnehmen. „Was eine etwaige Niederlassung von Europäern in dem Flußgebiete des Tana anbetrifft, so bieten die Eingeborenen, die Galla sowohl wie die Wapokomo, für eine solche nicht das geringste Hindernis. Die Galla könnten mit einem einmaligen Tribut im Werte von 80 bis 100 Dollars zufrieden gestellt werden. Dagegen würden die Somali, möglicherweise viel Angelegenheiten verursachen, wenigstens im Unter- und Mittellaufe des Flußes, weniger im Bezirke Korforo. Auf alle Fälle könnten sie die Existenz einer Station dadurch gefährden, daß sie den nach der Küste fahrenden oder von derselben kommenden Booten einen Hinterhalt legten.“ Dr. Fischer bezweifelt, ob am Tana eine sogenannte Handelsstation bestehen könnte, da am Unter- und Mittellauf außer Elfenbein kein Produkt vorhanden sei, das mit Vorteil ausgeführt werden könnte. Für den Verkehr mit dem Binnenlande würde die Anlage einer Straße längs des Flußes, die leicht zu bewerkstelligen sei, dem Wasserweg vorzuziehen sein, da man die entfernteste Wapokomostadt auf dem Landwege in 10, zu Wasser erst in 20 Tagen erreichen kann. Während eines großen Teiles des Jahres, drei Monate

lang, ist die Wassermenge im Tana so gering, daß auch den kleinen Kanoes der Eingeborenen die Fahrt unmöglich wird, und einem kleinen Dampfer würde, ganz abgesehen von anderen Schwierigkeiten, häufig das nötige Brennholz fehlen. Das Klima dagegen ist der Niederlassung von Europäern günstig, und die Ufer des Flusses sind, namentlich in dem felsigen Gebiet, durchaus nicht ungesund. Auch die Temperatur ist angenehmer als in Sansibar und an der Küste, wo von 9 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags das Thermometer sogar im Zelte 36 bis 40° C. zeigt und auch während der Nacht keine bedeutende Abkühlung



König Mtesa.

eintritt. Am Tana ist der Unterschied zwischen der Tag- und Nachttemperatur sehr bedeutend (10 bis 12° C.), und die kühlen Nächte sind eine angenehme Erholung nach der oft erschöpfenden Tageshitze.

Die einer Niederlassung nicht ungünstigen Verhältnisse am Tana gewinnen für uns erhöhtes Interesse dadurch, daß nun auch dieses Gebiet unserem ostafrikanischen Kolonialbesitz angeschlossen wurde. Die durch die Feindseligkeiten der Araber zur Umkehr gezwungene Expedition des Regierungsbaumeisters Hörnecke hat bei ihrem zweiten Vordringen ins Innere höchst erfreuliche, großartige Erfolge erzielt, und ihr Führer hat

sich durch die energische Lösung seiner Aufgabe Anspruch auf unbeschränktes Lob erworben. Das ganze Gebiet nördlich vom Kilima-Ndscharo bis zum Tana ist durch eine Reihe von Verträgen in den Besitz der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gelangt. Dadurch ist der Anschluß der Besitzungen derselben an jene der deutschen Wito-Gruppe erreicht, und das deutsche Kolonialgebiet in Ost-Afrika erstreckt sich nun durch mehr als 6 Längengrade (etwa von 2° südl. Br. zu 8°), über einen Flächenraum, welcher beiläufig der Entfernung zwischen Hamburg und dem Bodensee entspricht.

Gleichzeitig hatte sich in Deutschland auf Veranlassung der Reichsregierung eine Einigung zwischen den einzelnen deutschen Interessengruppen in Ost-Afrika vollzogen. Die Gesellschaft, welche Wito erworben hatte, einigte sich mit der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft dahin, daß letztere ihre Erwerbungen nicht über eine Linie ausdehnen wolle, welche vom Ukerewe zwischen dem Kilima-Ndscharo und Kenia hindurch zum Tana und längs dieses Fluges zur Meeresküste laufend gedacht wurde. Nach langen Verhandlungen wurde auch eine Einigung mit den in Sansibar ansässigen deutschen Firmen zustande gebracht, welche bisher die Fortschritte der Gesellschaft nicht mit freundlichen Blicken betrachtet hatten, da sie in den Erwerbungen derselben eine ihrem Handel drohende Konkurrenz zu erkennen glaubten. Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft verpflichtete sich, in Sansibar und an der Küste keine Handelsniederlassungen zu gründen, wogegen die genannten Firmen mit größeren Beträgen sich an dem Unternehmen beteiligten und eine Basis für ein gedeihliches Zusammenwirken geschaffen wurde.

Durch die Erwerbungen des Herrn Hörnecke hat demnach die Gesellschaft ihre Besitzungen nach Norden bis zu der mit der Witogruppe vereinbarten Grenzlinie ausgedehnt und ihr Besitzergreifungsprogramm nach einer Richtung zum Abschluß gebracht. Sie wird nunmehr in der Lage sein, ihre Kräfte mehr und mehr auf ihre eigentlichen kolonialisatorischen Aufgaben zu konzentrieren. Die Gesellschaft beabsichtigt zunächst 5 Stationen anzulegen, 2 an der Hauptkarawanenstraße nach den Seen, je eine am Rufidschi, Pangani und im Zentrum Usagaras. Dieselben sollen Militärstationen auf landwirtschaftlicher Grundlage darstellen, dabei aber zugleich handelspolitische, administrative und juristische Bedeutung haben. Aus den Negern soll unter Leitung deutscher Offiziere ein bewaffnetes Korps gebildet werden. Da viele Offiziere bloß im Hinblick auf die nationale Bedeutung des Unternehmens, ihre sichere Laufbahn aufgebend, sich der Gesellschaft für ihre Zwecke zur Verfügung gestellt haben, gebietet dieselbe in dieser Beziehung über ein ganz vorzügliches Material. Außer dieser bewaffneten Truppe wird unter Beaufsichtigung eines im Plantagenbau geschulten Mannes eine Arbeiterbevölkerung auf der Station angesiedelt, teils eingeborene ehemalige Sklaven, teils fremde Arbeiter, seien es Japaner, Kulis oder Chinesen. Die Gesellschaft ist der Überzeugung, daß solche Stationen bereits nach einem Jahre imstande sein werden, wenigstens ihre schwarze Bevölkerung zu ernähren. Mit der Station wird eventuell eine kaufmännische Faktorei verbunden, die entweder von der Gesellschaft oder von Privaten errichtet wird. Störungen durch feindliche Überfälle, namentlich seitens der arabischen Karawanenfürher, dürften nicht zu befürchten sein. Von Krupp eigens für die Zwecke der Gesellschaft neu konstruierte Geschütze werden räuberischen Elementen genügende Achtung einflößen. Die Anlage solcher Stationen bildet, wie die Kolonial-Korrespondenz mitteilt, nur einen Teil von dem Gesamtplan, welchen die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft durchführen wird. Es sei klar, daß dieselben Mittelpunkte sein werden sowohl für die praktischen Arbeiten der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, als auch des Privatkapitals, welches sein Interesse in Ost-Afrika zu finden glaubt.⁵⁸⁾

⁵⁸⁾ Die Gesellschaft besitzt jetzt in der Stadt Sansibar ihr eigenes Haus, von wo der Verkehr der Kolonie mit dem Mutterlande vermittelt wird, und wo auch neue Expeditionen bequem ihre Ausrüstung vollenden können. Als ich, schreibt Graf Pfeil, nach neunmonatlichem Aufenthalte im ostafrikanischen Innern hierher nach Sansibar kam, legierte ich mich in dem französischen Hotel ein, da ich keine Ahnung hatte, daß unsere Gesellschaft hier ein Haus erworben und neue Expeditionen ins Innere ausgesandt hatte — bis zu mir waren Nachrichten überhaupt nicht gedrungen. Gleich nach meiner Ankunft hatte ich einen heftigen Fieberanfall und mußte deshalb das Bett hüten. Da kamen die von meiner Ankunft unterrichteten Herren des Usagarahauses mich zu besuchen und mich einzuladen, zu ihnen überzusiedeln. Ich muß offen gestehen, daß ich keine große

Da sich noch mehrere Expeditionen der Gesellschaft unterwegs befinden, und bald neue Erwerbungen zu erwarten sind, wollen wir nun noch einen Blick auf die Gebiete werfen, denen sich ihre Thätigkeit und jene der Witogruppe zunächst zuwenden wird. Im Norden ist zunächst das Massaigebiet in Betracht zu ziehen, welches den Weg zum Ukerewe versperrt, im Osten und Süden die Gebiete verschiedener kleinerer Völkerschaften, welche zwischen Usagara und dem Tanganjika und Nyassa liegen.

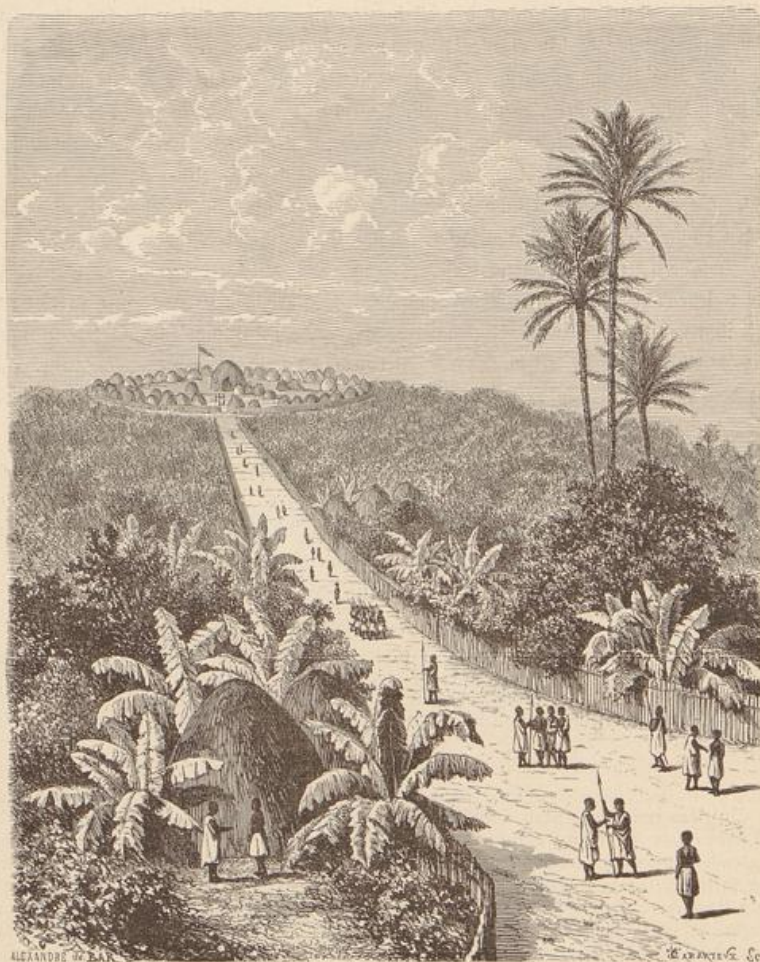
Die Massai⁵⁹⁾ leben im allgemeinen noch in ziemlich patriarchalischen Verhältnissen. Ein Oberhaupt giebt es bei ihnen nicht, jeder ist sein eigener Herr, und nur die Zauberer können sich rühmen, daß sie über das unbändige Volk eine Macht ausüben, allerdings auch sie nur so lange, als das Glück ihnen günstig ist und ihre Zaubermittel sich bewähren, wenn es gilt, Regen zu bewirken oder einem Raubzug einen glücklichen Ausgang zu sichern. Sie werden Leibón genannt, und jeder, der die Befähigung dazu zu besitzen glaubt, kann Leibón werden. Der oberste Zauberer für das ganze Massai-Land ist der Mbatian, der sich meist in dem Distrikt Kijongo aufhält. Er ist der reichste Mann des Landes und soll über 5000 Rinder besitzen, denn vor jedem Kriegszug werden einige Krieger zu ihm gesandt, um durch seine Zauberkünste dem Unternehmen einen glücklichen Ausgang zu sichern, und obwohl er diese als seine Gäste verpflegen muß und auch verpflichtet ist, die durch sein Gebiet ziehenden Karawanen unentgeltlich mit allem Nötigen zu versorgen, so ist doch der Gewinn, den sein Beruf ihm einbringt, ein großer, da die Abgesandten bei ihm nie mit leeren Händen erscheinen. Dagegen kann es einem Leibón, dessen Zaubermittel sich nicht bewähren, auch schlecht ergehen, denn er kommt leicht in den Verdacht, Zauber zum Schaden seiner Landsleute auszuüben, und büßt dann dafür mit dem Leben.

Außer den Zauberern giebt es bei den Massai noch einige Personen, welche einen großen Einfluß besitzen, die Leigwenán, Vertreter der einzelnen Klassen des Volkes, welche jedoch keineswegs als Häuptlinge gelten können. Das ganze Volk scheidet sich nämlich in Krieger (Elmurán), Nichtkrieger (Elmórna), und eine Übergangsklasse, die Levelés, welche nur unter Umständen noch an den Kriegszügen teilnehmen. Die Krieger teilen sich in 4 Klassen: mrischo, kischangóp, ngarebút und liteijo, die Elmórna in 3 Klassen: wolfidót, ondoát und niangús. Jede dieser Klassen besitzt nun einen Leigwenán oder Sprecher. Diesem obliegt in den Versammlungen die Vertretung seiner Klasse, und er verhandelt mit allen Fremden, die in das Land kommen, wobei er gegen Geschenke nicht unempfindlich ist und leicht durch solche bewegt werden kann, seine Beredsamkeit aufzubieten, um seine Genossen zu einer Ermäßigung des von dem Fremden begehrten Tributs zu bewegen.

Luft dazu hatte. Ein Hans von Junggesellen eingerichtet und bewohnt, schien mir eine nicht allzu große Verlockung. Ferner gewöhnt man sich, wenn man Jahre lang allein unter den Schwarzen gewohnt hat, Eigentümlichkeiten an, welche nur schwer abzulegen sind, und mit diesen unter Junggesellen, welche vielleicht stark rauchten und viel Bier tranken, zu leben, wollte mir nicht ganz geheuer scheinen. Wie angenehm war ich daher überrascht, als ich das Hans besuchte und dasselbe in einem Zustande fand, welcher einer Hausfrau alle Ehre gemacht haben würde. Ein geräumiges Speisezimmer, welches nach arabischer Art an einer Seite ganz offen ist, sah so reinlich und verlockend aus, daß man sogleich Verlangen fühlte, sich an den langen, mit einer Madagaskar-Matte bedeckten Tisch niederzusetzen. Unsere Schlafzimmer, groß und luftig, waren mit Betten ausgestattet, welche von den reinlichsten schneeweißen Musquitogardinen mit breitem roten Rande behangen waren, ein besonders erquickender Anblick für den, welcher ein Jahr hindurch seine Ruhestätte inmitten tropischer Wildnis und allen Unbilden der Witterung ausgehakt aussuchen mußte. Zu Tisch gab es und giebt es bislang immer sehr gutes, schmackhaftes und reichliches Essen, welches von den persönlichen Dienern der anwesenden Herren serviert wird. Diese sind in ihre langen weißen Hemden „Kansu“ und rote Fez mit Goldtroddelein gekleidet, und sie sehen sehr reinlich und manierlich aus. Morgens giebt es Thee mit Eiern und dergleichen nach englischer Art. Um 12 Uhr folgt dann der „Lunch“, bestehend aus einer Suppe, zwei leichten Gerichten, etwas Früchten, Rotwein und Wasser. Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr Abends wird das Mittagessen serviert, das etwas konsistenter ist als der „Lunch“. Im Hause selbst geht es höchst ordentlich zu. Die Hansordnung ist für Herren und Diener eine fest geregelte. Die „Jungens“ treten jeden Morgen an, um die Stiefel zu putzen und die Kleider zu reinigen und dann ihre Herren zu wecken, allerdings nicht in der Manier, wie es die Schwarzen auf meiner Reise durch Chutu zu thun pflegten. Dann wird in dem arabischen Badezimmer gebadet und hierauf der Thee getrunken. Nachmittags geht man regelmäßig spazieren, und zwar gewöhnlich so, daß man nach ungefähr einer Stunde, jedenfalls bei Sonnenuntergang, wieder zu Hause ist.

⁵⁹⁾ Thomson durch Massai-Land, Seite 372 u. f. — G. U. Fischer, Das Massai-Land, Seite 25 u. f.

Alles Sinnen und Trachten eines Massai ist auf Erlangung einer möglichst großen Anzahl Rinder gerichtet. Um diese zu erwerben, führt er ein Räuberleben und unternimmt mit seinen Stammesgenossen Raubzüge, die zuweilen sehr weit ausgedehnt werden. Wer genug Vieh von seinem Vater geerbt hat, oder mit einem kleinen Besitztum zufrieden ist, bleibt daheim, heiratet und führt als *Morua*, Nichtkrieger, ein ruhiges



Uganda.

Leben. Ein *Muran* oder Krieger darf nicht heiraten und muß sich des Genusses alkoholischer Getränke und des Tabaks enthalten, um mit ungeschwächter Kraft sich dem Kriegerhandwerk widmen zu können. Wenn er genug erbeutet hat und des Räuberlebens müde ist, nimmt er ein Weib oder, wenn seine Mittel es ihm bereits erlauben, mehrere, und tritt in die Klasse der *Elmorua* ein. Ein Brautkauf findet nicht statt. Der Vater wirbt für den Sohn um das Mädchen, und wenn die Eltern mit der Werbung einverstanden sind, sendet der Bräutigam einige Rinder und Esel, auf welche die Braut ihre Aussteuer ladet und zu ihm zieht, doch ist es ihr auch nicht verwehrt, die Rinder und Esel ihrem Vater zurückzulassen.



Verney Lovett Cameron.

Das Lager der Nichtkrieger ist stets von jenem der Krieger getrennt. Alle Lager sind kreisförmig angelegt, die Hütten stehen an der Peripherie, von einem Dornenwall umgeben, und in den freien Raum inmitten des Kreises wird bei Nacht das Vieh getrieben. Die Hütten sind etwa 3 Meter lang, $1\frac{1}{2}$ Meter breit und 1 Meter hoch. Zweige werden in die Erde gesteckt, übergebogen und unter einander verschlungen, darüber Rinderhäute und ein dichtes Rohrgeslecht gebreitet, das Ganze mit einer Schicht Rindermist bedeckt — und die Hütte ist fertig. Jedes Weib hat seine Hütte für sich, die sie mit ihren Kindern bewohnt. Die Einrichtung der Hütten ist so einfach als möglich: eine über Zweige gebreitere Rinderhaut dient als Lager, und außer diesem findet man nirgends mehr als einige Kochtöpfe, verschiedene aus Flaschenkürbissen verfertigte Gefäße, ein Beil und kleine Messer. Mehr bedarf der Massai nicht. Mehr Sorgfalt als seiner Hütte, in welcher er als Nomade oder auf Raubzügen sein Leben verbringender Krieger keinen großen Komfort beansprucht, widmet der Massai seiner eigenen Ausstattung. Obwohl die Krieger keine andere Kleidung tragen als ein kleines, über die linke Schulter oder die Brust hängendes Ziegenfell und um die Hüften herzförmige, nach hinten herabhängende Stücke des gleichen Felles, verwenden sie doch die größte Sorgfalt auf ihren Fuß und bedecken ihren Körper mit einer Unmasse von Schmuck. Auf dem kunstvoll in einen Schopf von einzelnen Strängen verarbeiteten Haar thront ein Kranz von schwarzen Pfauenfedern, von den Ohrringen hängen Eisenfettchen bis auf die Schultern herab, Armbänder aus Perlen, Elfenbein oder Horn schmücken den Oberarm, Perlenbänder das Handgelenk, Ringe aus Messing oder Eisendraht die Finger. Um die Fußgelenke werden kleine Schellen gebunden, größere um die Oberschenkel. Dazu kommt dann noch die Kriegsausrüstung: ein kurzes, zweischneidiges Schwert, eine Keule, ein Schild aus Büffel- oder Rinderhaut, schwarz-weiß-rot bemalt, und der große Speer mit langer, breiter Spitze, die Hauptwaffe der Massai, die sie so vortrefflich zu handhaben verstehen. Die Elmörua führen auch noch Bogen und Pfeile, der echte Massaikrieger aber verschmäht alle Waffen, die nicht für den Nahkampf geeignet sind. Ein Massai in solcher Ausrüstung, das Gesicht mit weißer Farbe bemalt, um den Hals einen bis zur Erde reichenden Mantel aus Rinderhaut — seltener ein Leopardenfell — befestigt, ist eine Erscheinung, die wohl geeignet ist, dem Feinde Schrecken einzujagen.

Wenn es schon unbegreiflich erscheint, wie ein mit soviel lästigem Schmuck überladener und mit so schwerfälliger Kleidung versehener Krieger sich im Kampfe behend bewegen kann, so ist es noch rätselhafter, wie die Frauen die ihnen obliegende Arbeit verrichten können, denn sie sind förmlich in Eisen gepanzert. Der Hals steckt in einem riesigen, bis an die Schultern abstehenden Reifen aus Eisendraht, welcher, wenn einmal angelegt, zeitlebens Tag und Nacht getragen wird und keine geringe Belästigung bildet; um Ober- und Unterarm und um die Unterschenkel ist spiralförmig dicker Eisendraht gewunden, der an den Gelenken tellerartig ausgedehnt ist; Perlenschnüre und Eisenfetten irtuschlingen den Hals, und von den eingeschnittenen Ohrläppchen hängen an Lederriemen schwere Ohrringe von spiralförmig gedrehtem dickem Messingdraht herab, welche 6 Zentimeter im Durchmesser breit sind und durch auf dem Kopfe befestigte Lederriemen gehalten werden, da sie sonst die Ohrläppchen durchreißen würden.

Eigentümliche Sitten herrschen bei den Massai inbezug auf die Nahrung. Sie leben nur von Milch und Fleisch, aber beides wird nie zusammen genossen, der Massai lebt etwa 14 Tage nur von Milch, und dann ebensolang nur von Fleisch, und jedesmal, wenn er von einer Nahrungsweise zur andern übergeht, reinigt er sozusagen den Magen durch erzwungenes Erbrechen und Durchfall, welche durch mit Blut vermischte Milch bewirkt werden. Die Milch darf nicht gekocht werden, und wie es fast als Verbrechen angesehen wird, wenn jemand gleichzeitig Fleisch und Milch genießt, so darf auch Milch nicht in ein Gefäß geschüttet werden, in welchem sich Fleisch befand. Die Massai genießen entweder frische oder in Gährung übergegangene Milch dreimal täglich. Wenn Mangel an Milch eintritt, pflegen die jungen Leute irgend einem Rind aus der Herde eine Halsader zu öffnen und das Blut solange mit dem Munde auszusaugen, bis das Tier schwach zu werden beginnt, worauf man die Wunde verstopft und es laufen läßt. Fremden wird Kuhmilch nicht abgegeben, sie müssen mit Ziegenmilch vorlieb nehmen, welche kein Massaikrieger trinkt, da sie nach seiner

Meinung nur für Weiber gut ist. Auch Ziegenfleisch, ferner die Eingeweide und das Hirn werden aus demselben Grunde nicht genossen. Der Krieger nährt sich nur von dem Muskelfleisch des Rindes, das er gewöhnlich an Holzspießen wenig röstet, seltener ohne Zusatz von Salz kocht und es dann mit der Brühe genießt. Man wählt stets nur die besten Tiere zur Nahrung, und verkauft die mageren, auch werden dieselben nicht geschlachtet, sondern erstickt.

Bei allen Raubzügen der Massai ist es daher in erster Reihe auf die Erbeutung von Vieh abgesehen, und jene Nachbargebiete, deren Bevölkerung von Viehzucht lebt und große Herden besitzt, werden von ihnen am häufigsten heimgesucht. Solch ein Raubzug wird stets sorgfältig vorbereitet. Nachdem man durch Abgesandte den obersten Zauberer, den Mbatian, befragt, und dieser den zum Ausbruch günstigsten Zeitpunkt bezeichnet hat, rüsten sich die Krieger zum Kampf. Sie ziehen sich in den Wald zurück und leben dort, während sie ihren Kriegsschmuck ordnen, nur von Fleisch. Sie bilden, wenn sie endlich aufbrechen, eine ziemlich schwerfällige Kolonne, da sie so viel Rinder mitführen, als sie unterwegs zu ihrer Nahrung brauchen, jedoch wenn der entscheidende Augenblick gekommen ist, befreien sie sich von allem unnützen Ballast. Etwa eine Tagreise von dem Dorfe entfernt, das man überfallen will, wird Halt gemacht und ein Lager aufgeschlagen. Von dort werden einige Männer abgesandt, um auszukundschaften, wohin die Herden, auf welche man es abgesehen hat, auf die Weide getrieben werden, und wie man sich derselben am leichtesten bemächtigen könne. In der Nacht bricht dann die ganze Schar auf und verbirgt sich in der Nähe des Weideplatzes im Gebüsch, wenn sie nicht vorzieht, in der Nacht das Dorf selbst zu überfallen. Wenn am Morgen die Herden auf die Weide getrieben werden, brechen die Massai aus dem Hinterhalt hervor, und während ein Teil die Viehhüter angreift, sucht der andere so viel Vieh als möglich fortzutreiben. Meist finden die Massai keinen Widerstand, da ihre feigen Gegner schnell die Flucht ergreifen, und selten sind ihre Raubzüge mit Verlusten an Menschenleben verbunden. Nur solchen Stämmen gegenüber, welche wie z. B. die Waruu mit Feuerwaffen versehen sind, verlieren die Massai bei Überfällen selbst mehr oder minder Tote und Verwundete. Die schlecht bewaffneten Eingeborenen können gewöhnlich ihren Angriff nicht aushalten, da die Massai in wütendem Ansturm über sie herfallen. Namentlich die jungen Krieger, welche imstande sind, einen wütenden Ochsen bei den Hörnern zu fassen und zu Boden zu werfen, zeichnen sich dabei durch ihre Tollkühnheit aus, weshalb jede ausziehende Schar von einigen alten Männern begleitet wird, welche bemüht sind, Unvorsichtigkeiten der jüngeren zu verhüten.

Obwohl die Karawanen, sagt Dr. Fischer, nun schon eine lange Reihe von Jahren das Massailand besuchen, hat sich doch — abgesehen von den unter den Massai wohnenden Wakuavi — nirgends ein freundschaftliches Verhältnis zu den Eingeborenen gebildet. Daran sind hauptsächlich die jungen Krieger schuld, in denen ihrer Tigernahrung entsprechend auch eine Tigernatur wohnt. Stehlen können auch die älteren Leute nicht unterlassen, doch sie sind wenigstens bemüht, thätliche Streitigkeiten so viel wie möglich zu verhindern; nicht selten wurde auch von ihnen gestohlenes Gut wieder zurückgebracht. Ein häßlicher Zug im Charakter der Massai ist der große Geiz. Auch der ärmlichste Negerstamm in Ost-Afrika bringt, nachdem er Tribut erhalten, ein Gegengeschenk, und wenn es nur in etwas Mais und Bananen besteht. Die Massai, welche fast tagtäglich Tribut einheimsten, gaben niemals etwas, auch die Leibón, die häufig noch besondere Geschenke beanspruchten, gaben nicht einmal eine Ziege von den Hunderten, die sie besaßen — mit Ausnahme eines Mannes allerdings, des einzigen wohlwollenden Massai, der mir begegnet ist. Die Frauen sind dagegen sehr umgänglich und den Fremdlingen von großem Nutzen. Trotz ihres, wie wir gesehen haben, sie belastenden Schmuckes sind sie unermüdetlich; sobald eine Karawane angekommen ist, schleppen sie Holz, Laubwerk und Gras herbei, wofür sie einige Perlen erhalten, holen oft Wasser für die ermüdeten Träger, ziehen dann zu ihrem Lager zurück und bringen Milch und Häute zum Kauf (mit letzteren baut sich der Träger im Massai-Lande eine Hütte). Sie bleiben dann oft den ganzen Tag im Lager, scherzen und lachen mit den Trägern, und es kam auch wohl vor, daß einige, von der Dunkelheit überrascht, die Nacht im Lager zubrachten. Die Weiber hinterbringen sogar

den Fremdlingen feindliche Absichten der jungen Leute und sind in jeder Weise bemüht, Streitigkeiten zu schlichten. Sie haben auch, wenn man so sagen darf, eine internationale Stellung in dem Verkehr; sie können unangefochten nach Kikuju, nach Dschagga, nach Groß-Uruscha wandern, während die jungen Leute mit den Bewohnern dieser Gebiete in steter Fehde leben.

Für ein Vordringen nach den Seen im Norden bilden die Massai das Haupthindernis, und wenn am Tana und Kilima-Ndscharo deutsche Stationen errichtet werden, dürften wir wohl bald von Streitigkeiten und Zusammenstößen mit den unruhigen Gesellen hören, die auch schon bis zu den englischen Missionen bei Mombas vorgedrungen sind und dort Leute niedergemetzelt und Vieh geraubt haben. Die kleine Heeresmacht, welche die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft zu schaffen beabsichtigt, dürfte hier am allerehesten Gelegenheit finden, die Feuertaufe zu bestehen. Die auf zwei Reisen gesammelten Nachrichten über das Massai-Land sind bisher noch zu mangelhaft, um ein Urteil darüber zu gestatten, ob es später möglich sein wird, durch Unterstützung der im Massai-Land zerstreut lebenden, den Massai unterworfenen Stämme ein Gegengewicht gegen dieselben heranzuziehen. Außer den Wakuavi sind dort noch die Wandorobbo vorhanden, ein von der Jagd lebendes Nomadenvolk, das bei den Massai dieselbe Stellung einnimmt, wie die Waboni bei den Galla, von ihnen wie Sklaven behandelt wird, häufig gezwungen ist, ihr Vieh zu hüten, und dabei ein erbärmliches Leben führt, von den Abfällen sich nährend, welche die Massai verschmähen. Obwohl sie eine eigene Sprache sprechen, sind sie doch den Massai verwandt, aber von den kriegerischen Neigungen derselben findet man bei ihnen keine Spur; sie sind im Gegenteil ungemein furchtsam, und wenn sie mit Fremden irgend einen Handel abschließen, suchen sie dies so heimlich als möglich zu thun, damit kein Massai es bemerke und sie beraube.

Wichtiger als dieses herabgekommene Volk sind zwei andere, die auch noch im Massai-Land wohnen, ein nordwestlich vom Natron-See an der Westseite des Gebirgszuges Nguruman ansässiger Wasegeju-Stamm, der das Sonjo genannte Gebiet bewohnt, und die Bevölkerung von Elmarau, einem Landstrich östlich vom Ukerewe auf 2° südl. Br. Die Wasegeju sind während einer Hungersnot aus ihren alten Wohnsitzen an der Küste bei Tanga hierher ausgewandert, sind jedoch vollständig entnationalisiert, nur alte Leute haben noch an den Schläfen das Stammesabzeichen der Wasegeju, und der jüngere Nachwuchs kennt auch die Sprache seiner Eltern nicht mehr und spricht Massai. Die Bewohner von Elmarau, gleich jenen von Sonjo ein ackerbau-treibendes Volk, sind noch von keinem Reisenden besucht worden, aber die Karawanen, welche aus dem Innern Elfenbein holen, dringen bis zu ihnen vor. Sie sollen die einzigen Nachbarn der Massai sein, welche diesen gewachsen sind.

Das ganze weite Massai-Land mit seinen ausgebrannten Vulkanen und heißen Quellen ist eines der begehrenswerthesten Gebiete des äquatorialen Afrika. Hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Berge wechseln dort ab mit weiten Ebenen, auf prächtiges Weideland, auf welchem Zebras, Giraffen, Antilopen und Gazellen sich tummeln, wo aber auch Löwen und Hyänen auf Beute lauern, folgen ausgedehnte Waldungen, reich an Elefanten, und große Herden von Flusspferden beleben die Flüsse und Seen.

Der Kilima-Ndscharo gehört zu einer Reihe von Schneebergen, welche sich bis über den Äquator hinaus fortsetzt und ihn gleichsam als äußersten Vorposten nach Süden entsendet. Den nördlich vom Kilima-Ndscharo gelegenen Kenia hat schon Krapf gesehen, und nach ihm ist derselbe von Thomson und Dr. Fischer besucht worden. Die Wakamba nennen ihn Kenia, die Wakuavi haben ihm den Namen Orldonio ebora (der weiße Berg) gegeben. Von ihm her kommt der Tana, der jetzt die Nordgrenze des Gebietes der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft bildet. Auch der Kenia ist vulkanischen Ursprungs, auch er ist fast den ganzen Tag durch Wolken verhüllt, aus denen er nur am frühen Morgen und am Abend hervortritt, aber er hat keine Ähnlichkeit mit dem Kilima-Ndscharo.

„Ungleich dem Kilima-Ndscharo haben seine vulkanischen Kräfte den Brennpunkt ihrer Thätigkeit nicht verlegt, und darum steht er jetzt als ein einzelner Kegel da. Bis zu einer Höhe von 4600 m (2860 m über der Hochebene) ist der Böschungswinkel außerordentlich gering, zwischen 10 und 12 Grad, woraus ziemlich

deutlich hervorgeht, daß die ausgeworfenen Lavamassen in einem viel flüssigern Zustande gewesen sein müssen, als die des Kilima-Ndscharo. Der Böschungswinkel des letztern ist viel größer und deutet an, daß die Auswurfsmassen viel zäher waren, und deshalb nicht so weit von der Mündung des Kraters weggelassen. In einer Höhe von über 4600 m erhebt sich der Berg plötzlich unter einem starken Neigungswinkel zu einer zuckerhutartigen Spitze, welche seiner Höhe noch 1040 m zufügt. Am Fuße dieser Spitze bemerkt man zwei kleine Auswüchse, und in einiger Entfernung nach Norden erhebt sich ein dickerer Hücker. Diese Spitze stellt, wie auch beim Kimawensi, ohne Zweifel diejenige Lavasäule vor, welche das vulkanische Leben des Berges abschloß, indem sie den unruhigen Geistern des Erdinnern den Weg verlegte und denselben wie mit einem Pfropfen verschloß. Der Krater ist dann allmählich weggewaschen, da er ohne Zweifel aus loser Asche und Lavaschichten bestand, und jetzt ragt der Kern allein heraus, eine passende Spitze für die majestätische Masse unter ihr. Wie beim Kilima-Ndscharo, so hat auch hier die Natur für sein greises Haupt eine Krone ewigen Schnees



Landschaft in Unyamwezi.

geschaffen, dessen kühler ruhiger Schein einen wunderbaren Gegensatz und zugleich einen seltsamen Abschluß für die feurige Geschichte des Berges bildet. Die Seitenwände dieser obren Spitze sind oft jäh und steil, daß an vielen Stellen der Schnee nicht liegen bleiben kann und deshalb die Felsen hier und da als schwarze Flecken auf dem weißen Mantel erscheinen. Daher stammt sein Name bei den Massai, Doenje-Egere (der gefleckte oder graue Berg). Der Schnee bedeckt die ganze obere Spitze und dehnt sich noch eine Strecke weit nach allen Seiten hin aus, indem er die höckerige Masse im Norden auch noch erreicht und umschließt. Die Spitze gleicht höchst auffällig einem ungeheuern weißen Krystall oder Stalagmit, der auf ein rußartiges schwarzes Postament gestellt ist, welches sich allmählich zu dem dunkeln Smaragdgrün der Waldregion um den Fuß des Berges herabsenkt. An der Westseite wohnen keine Menschen außer den Wandorobbo, welche nahe am Fuß des Berges leben und seine pfadlosen Wälder auf der Jagd nach Elefanten und Büffeln durchstreifen, von deren Fleisch sie hauptsächlich leben, während sie durch den Verkauf des Elfenbeins die Perlen und den Eisendraht

gewinnen, deren sie zu ihrem Schmuck bedürfen. Auf dem südlichen Abhange des Berges wohnen die Wakifuju; die Bewohner der Osthälfte, die Wadaischo, sind eine sehr schwierige und gefährliche Rasse, wenn man mit ihnen in ihren unendlichen Wäldern zu thun bekommt — die schlimmsten Charakterzüge der Wakifuju haben sich bei ihnen noch weiter entwickelt. Im Norden des Kenia streicht eine niedrige Bergkette in nördlicher Richtung, ist aber von ihm durch den Guaso-Udschiro getrennt. Diese Bergkette ist bekannt unter dem Namen Doenje-Endika, welcher Name in freier Übersetzung soviel als der „Zopfberg“ bedeutet, in Anspielung auf die Weise, wie er sich nach Art des aufgebundenen Haares der Massai-Krieger vom Kenia aus erstreckt. Sehr wenig Bäche und noch dazu kleinster Größe entspringen auf dem östlichen und nördlichen Abhang, während merkwürdigerweise eine sehr große Menge den südlichen Abhang hinunterfließt und ganz bedeutend zu der Größe des Kilalumi oder Tana-Flusses beiträgt, welcher nahe am Rande des den Naiwascha-See beherrschenden Hochlandes von Kifuju entspringt. In diesem bemerkenswerten Zuge wiederholen sich also die Verhältnisse des Kilima-Udscharo.

Ausführlichere Nachrichten über das Gebiet nördlich vom Kilima-Udscharo erlangten wir zunächst durch den Missionär Wakefield. Er hatte daselbe zwar nicht bereist, aber der Karawanenreisende Sadi ben Aledi, dessen Mitteilungen er zusammenstellte, war ein verlässlicher Mann. Durch ihn erfuhr man, daß aus weiten Ebenen, welche sich hinter dem Kilima-Udscharo und Kenia ausbreiten, eine Menge Kegelberge emporsteige, die unter einander in keinem Zusammenhange stehen. Westlich von dem 4550 Meter hohen Kegelberge Maeru, den eine etwa 15 Meilen breite Ebene vom Kilima-Udscharo scheidet, und der die Schneegrenze nicht erreicht, erhebe sich der Dönje Engai, der noch höher sei als der Kilima-Udscharo, und gleich diesem mit ewigen Schnee und Eis bedeckt. Schon der deutsche Missionär Ehrhardt hatte Nachrichten von diesem Berge erhalten. Nördlich vom Maeru erhebe sich dann ein an Masse ihm nicht viel nachstehender Kegelberg, der Dönje Erof (der schwarze Berg), der niedriger als der Maeru, aber doch noch höher als der Kilima-Udscharo sei, in seinen unteren Teilen, in deren Wäldern viele Elefanten hausen, von den wilden Wandorobbo bewohnt. Die Karawanenstraße ziehe sich längs des Randes eines nach Süden sich erstreckenden Plateaus, welches bis Usagara reiche, an dem Kegelberg Dönje Engai vorbei nach Norden, durch das Gebiet der von Viehzucht lebenden Wakuavi nach Uguruman in die Nähe des Sees Naiwascha, und wende sich dann nach Westen zu Stämmen, welche Ackerbau treiben.

Auf der Rückreise kam auch Dr. Fischer zum Maeru-Berge. Das Wetter war für Beobachtungen ungünstig, denn es regnete ununterbrochen, und der graue Schleier, der den Berg umgab, lüftete sich auch zu Mittag nicht, als die Sonne endlich für kurze Zeit durchdrang. Während eines zehntägigen Aufenthaltes wurde die Spitze des Berges nur einmal gegen Abend sichtbar. Im Südwesten umsäumt den Fuß des Berges waldiges Land, in welchem Akazienbäume, Tamarinden und Sykomoren vorkommen, und in dem sehr wildreichen Walde liegen viele große Grasplätze. Die Massai nennen diesen Teil des Berges Sigooine, die Wakuavi dagegen Aruscha. Hier in Groß-Aruscha sind die Wakuavi nicht so von den Massai abhängig, wie in Klein-Aruscha. Sie haben sich in der jüngsten Zeit von denselben unabhängig gemacht und sind so erstarkt, daß sie den Massai getrost die Spitze bieten können. Obwohl die Massai die Wakuavi von Groß-Aruscha tödtlich hassen, so wagt sich doch keiner in ihr Gebiet, denn sie haben durch ihren Sklavenhandel mit den Muhammedanern Feuerwaffen erlangt, welche sie für die Massai zu furchtbaren Gegnern machen. Die Wakuavi vom Maeruberge sind übrigens nicht viel besser als die Massai, denen sie nicht bloß durch die gleiche Abstammung, sondern auch durch die gleichen Sitten und Einrichtungen nahe stehen. Auch sie unternehmen Raubzüge, um Vieh und Menschen zu erbeuten, welche letzteren sofort den Muhammedanern als Sklaven verkauft werden — ein kräftiger Mann für 1 Gewehr, Pulverhorn, Kugeltasche und etwas Munition im Gesamtwerte von 6 Dollars, während der Sklave an der Küste mindestens 40 Dollars wert ist. Gegen Fremde sind jedoch die Wamaeru, wie sie von den Küstenbewohnern genannt werden, freundlicher als die eigentlichen Massai.

Nordöstlich vom Maeru liegt wieder ein großer Vulkan, der Dönje Ngai (Gottesberg), der sich unvermittelt aus der Ebene erhebt und etwa 1000 Meter über das ihn umgebende Land emporragt (siehe Seite 144). Außer einigen Mimosensträuchern, die sich an seinem Fuße befinden, scheint keine Vegetation auf dem Berge vorhanden zu sein; ein grünlicher Schimmer auf dem südlichen und südwestlichen Teil der Spitze läßt vermuten, daß derselbe mit Moos bewachsen ist. Das Land am Fuße des Vulkans ist öd und trocken, stellenweise kahl. Große Felsblöcke liegen in der Ebene und auch in dem an seinem Fuße sich ausbreitenden Salzumpf, aus dem sie wie Korallenfelsen hervorragen. Der Vulkan selbst ist pyramidenförmig, und der an seiner Nordseite befindliche Krater „zeigt von Norden gesehen zwei wie kleine, spitze Dreiecke sich ausnehmende seitliche Begrenzungen, die von den Küstenbewohnern „Pembe“ (Hörner) genannt werden.“ Der Vulkan hat seine Thätigkeit noch nicht eingestellt, denn sein letzter Ausbruch soll im Dezember 1880 stattgefunden haben und dürfte mit dem Erdstoß im Zusammenhang stehen, den man damals in Sansibar verspürte.

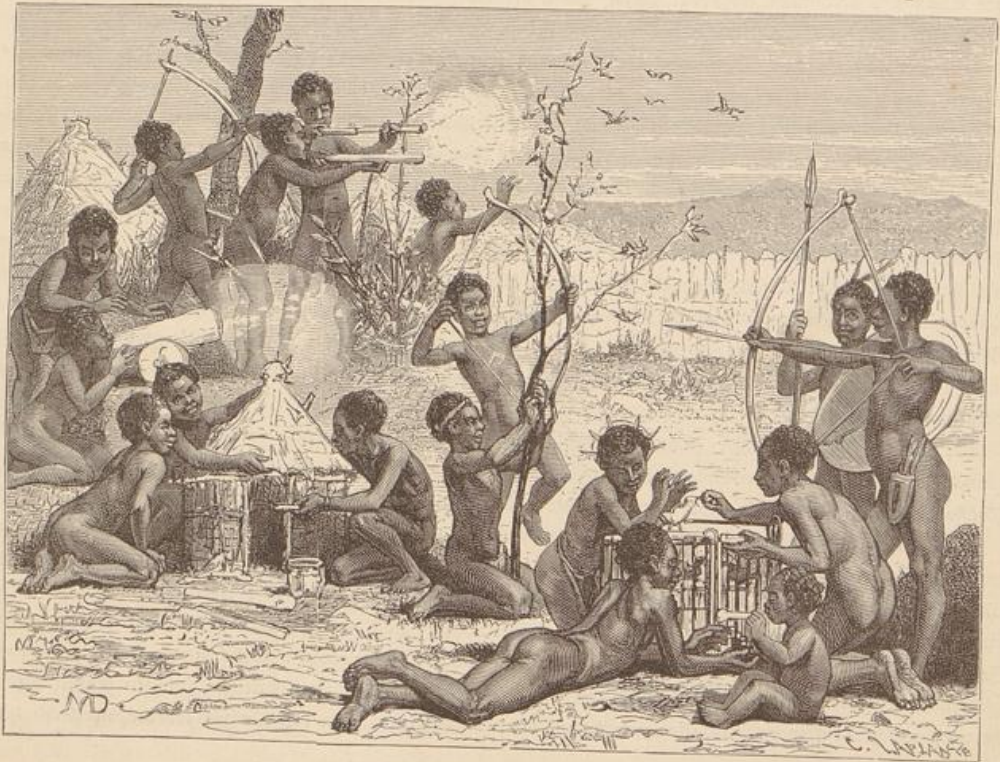
Der äußerste von Dr. Fischer erreichte Punkt war das Nordende des Naiwascha-Sees. Dieser See, welcher etwa einhalbmal so groß ist wie der Züricher See, und 1850 Meter über dem Meerespiegel in einer kesselartigen Vertiefung liegt, hat keinen Ausfluß. Das nördliche Ufer ist dicht mit Schilfgras und mit Papyrusgebüsch bewachsen, welche letzteren auch das westliche Ufer bedecken. Hier und da sieht man Kasienwäldchen. Im See wimmelt es von Flußpferden, und an den durchfeuchteten Uferändern von ägyptischen Gänsen, aber Krokodile sollen in dem See nicht vorkommen. Blutegel sind so massenhaft vorhanden, daß die Leute der Expedition sich scheuten, ins Wasser zu gehen und mit Netzen zu fischen. In der Mitte des Sees schienen drei kleine Inseln zu liegen, die jedoch vielleicht bloß Papyrusbeete über einer seichten Stelle sind. Die Temperatur des Wassers betrug bei Sonnenaufgang $17\frac{1}{2}^{\circ}$ C., und es hatte einen süßen, angenehmen Geschmack, was vermuten läßt, daß der See später entstanden ist, als die vulkanischen Kegel an seinem Süden. Er wird von Norden her durch den Guaso-Giligili und dem Muruadat gespeist, welche sehr viel Schlamm mit sich führen.⁶⁰⁾

Weiter als Dr. Fischer gelangte Thomson, der auch noch am Kenia vorbei zum Varingo-See vordrang, den er als die herrlichste Seelandchaft schildert, welche er in Afrika kennen gelernt. Weder der Nyassa, noch der Tanganjika, noch der Leopold-See könne sich mit ihm an Schönheit messen.

„Man stelle sich eine Mulde oder Bodensenkung von etwa 1200 Meter Meereshöhe und 30 Kilometer Breite vor, an deren beiden Seiten zwei Bergwände in sehr großer Steilheit zu einer Höhe von 2700 Meter aufragen. In der Mitte dieser Bodensenkung liegt eine funkelnde Wasserfläche, strahlend gleich einem Spiegel in den kräftigen Strahlen der tropischen Sonne. Fast in ihrer Mitte erhebt sich eine malerische Insel, umgeben von vier kleineren Inseln — gleich einer Gruppe von natürlichen Smaragden in einer glühenden Schale polierten Silbers. Um den unregelmäßig geformten See blickt ein Streifen blassen Grüns hervor, welches ein morastiges Ufer verrät, und in dem äußern, sich zu den Bergen erhebenden Kreise hebt

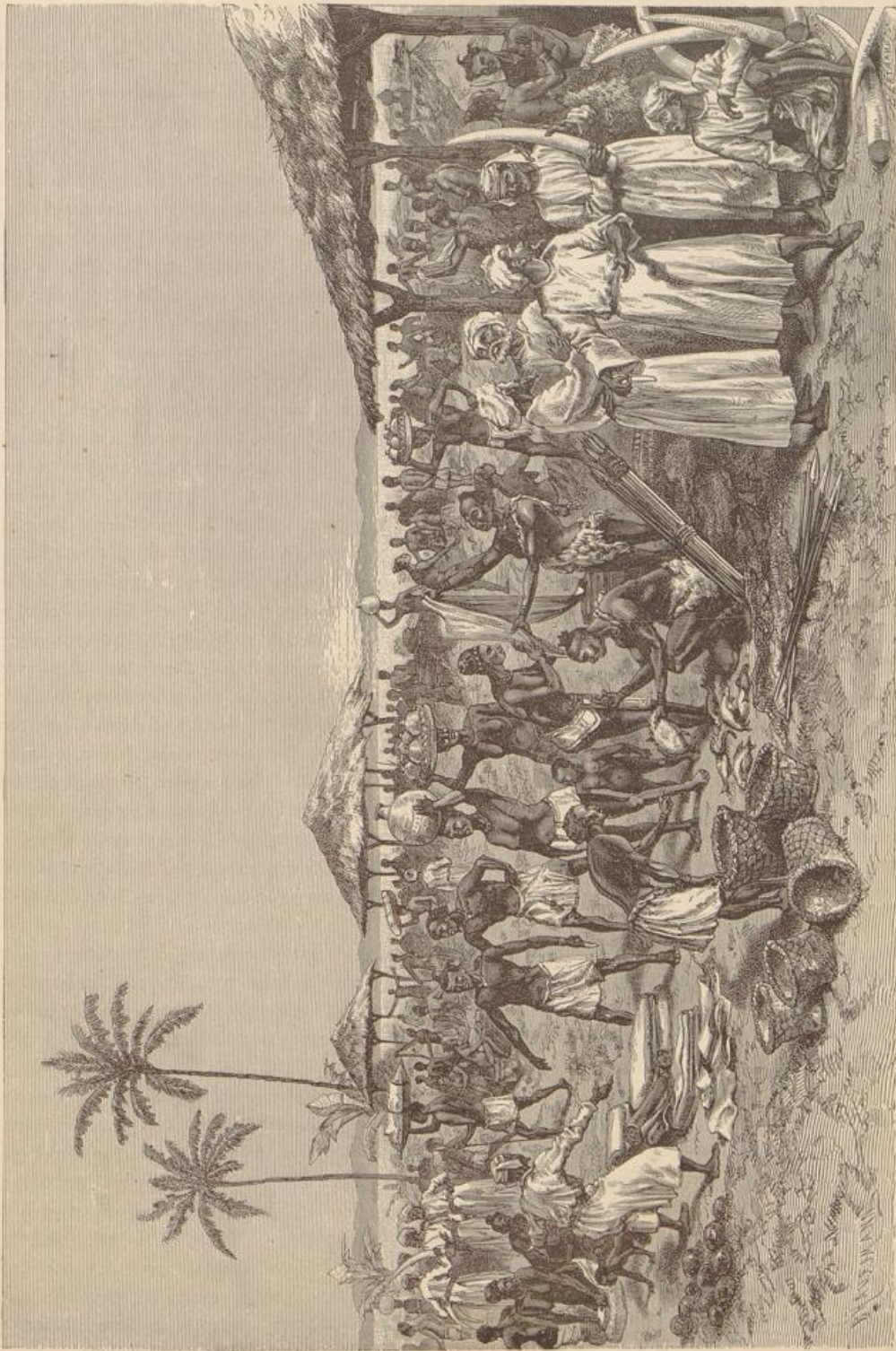
⁶⁰⁾ In einer Nord-Süd streichenden Bodenmulde lag lachend der mit Inseln besäete, von Papyrus umgürtete See, begrenzt im Süden von den schmalen kesselförmigen Spitzen von Kolbitat und dem Kraterberg Longonot, auf dessen Ostseite ein niedlicher Nebenkrater von den vollkommensten Verhältnissen sich abhob. Im Norden des Sees lag eine blaugrüne Ebene, dann folgte ein dunkler Strich buschigen Landes mit einigen unregelmäßigen Hügelketten, weiterhin eine seltsame Gruppe skeletartiger Bäume, abgestorben im Laufe der Jahrhunderte und das Gebiet der „Brennholzebene“ (Angata-Elge) andeutend. Diese Ebene zeigte die deutlichsten Spuren, wie die vulkanischen Kräfte umgestaltend auf das Äußere der Oberfläche einwirkten; zahlreiche Kegel waren hier und dort zu erblicken, aber das Seltsamste von allen waren die zahlreichen Spaltlinien, welche die Mulde von einem Absturz zum andern durchqueren und mit ihren hervorragenden Wällen den Festungswerken eines befestigten Platzes gleichen. Einige Spalten liefen auch mitten durch zwei Bergketten hindurch und zerklüfteten sie in eine sonderbare Gruppe von Mauern, Sinnen und gähnenden Schluchten. Jenseits der Brennholzebene schimmerten die schönen Seen Elmeteta und Nakuro hervor, zu deren leuchtenden Gewässern die düsteren Wände der benachbarten Hochflächen einen bewundernswürdigen Gegensatz boten. In weiter Ferne konnte man die Berge von Kamassa unterscheiden; und ich sah nicht wenig scharf nach ihnen hinüber, sollte doch der geheimnisvolle Varingo-See an ihrem Fuße liegen. Über dem östlichen Hochland — welches hier Keikipia heißt — sah man eine prächtige Bergkette hervorragen, die umso großartiger aussah wegen der Wirkungen einer längs ihr hinpolternden Sturmwolke. — Thomson, Durch Massai-Land, Seite 302.

sich eine sehr dunkelgrüne Fläche ab, in welcher wir unsere alten Bekannten, die Akazienbäume mit ihren tischartig flachen Baumkronen erkennen. Der Eindruck der völlig eigenartigen Landschaft wird noch erhöht durch die vielen geraden Linien, welche wie Mauern und Winkelvorsprünge sie durchziehen. Alles verrät in beredtester Weise den feurigen Ursprung — denn überall sieht man zahlreiche Veränderungen des Erdreichs, sich unter rechten Winkeln kreuzende Spalten und andere charakteristische Züge, welche sicher nicht von Kräften auf der Oberfläche hergestellt sind, zumal sie alle so sehr neuen Ursprungs zu sein scheinen, daß sie von der Hand der Zeit verhältnismäßig noch gar nicht berührt sind, welche ja nichts mehr verabscheut, als alles, was einer geraden Linie ähnlich sieht. Solcherart ist der See und die Bodensenkung. Werfen wir unsere Blicke

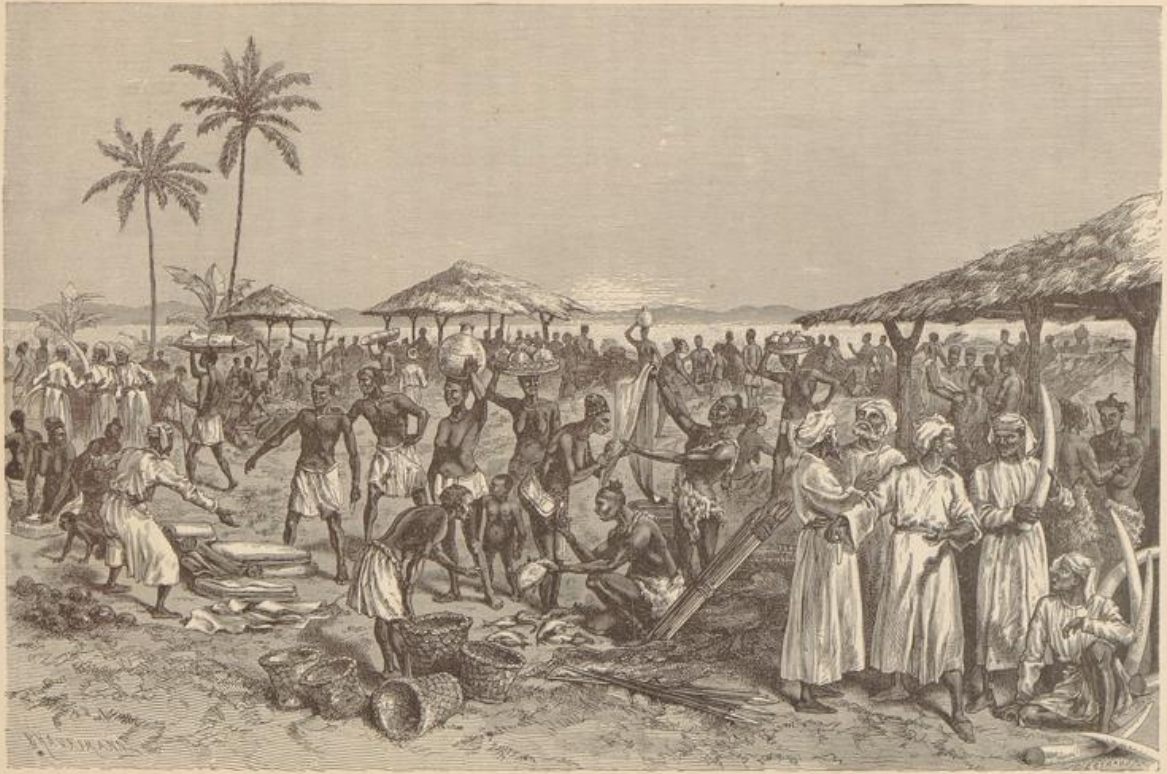


Kinderspiele in Unijanjembe.

weiter ins Land, so sehen wir, daß die Berge an der andern Seite dieser Mulde wirklich wie eine schmale Mauer aussehen, die einem cyklopischen Erdwerke gleicht und im spitzen Winkel aus der Böschung der Landschaft Ma-u hervortritt, welche ja das eigentliche Gegenstück der Wand bildet, von welcher wir die Landschaft ansehen. Die Ma-u-Böschung streckt sich weiter nördlich unter dem Namen Elgejo und bildet eine zweite Linie von kolossalen Erdwerken hinter Kamisia — das ist der Name der vorliegenden ebengenannten Bergkette, — bis an einer gewissen Stelle sie sich einer großen Welle gleich, welche bei Annäherung an den Strand immer höher wird, zu einer hohen Bergkette erhebt, welche rechtwinkelig gegen die Böschung vortritt. Diese hohe Bergkette heißt Maragwet und Dschibcharagnani. Die schmale Mulde, in welcher der See liegt, erweitert sich beträchtlich nach Norden, obgleich etwas weiterhin eine malerische Bergkette, die Suk-Berge, fast



Markt in Abessinien.



Markt in Udjidshi.

unter rechtem Winkel quer durch die Mulde hindurchsetzt und sie ganz abzuschließen scheint. An verschiedenen Stellen im Norden des Sees treten eine Menge weniger hervorragender Hügel auf, während am fernen Horizont darüber hinaus verschiedene isolierte Massen sich erheben, welche die Namen Turfan (Elgumi), Njoro und Lorian führen sollen."

Nördlich und östlich vom Baringo-See weisen heute die Karten noch weiße Stellen auf, denn keines Europäers Fuß hat bisher jene Gegenden betreten, aber westlich vom Baringo liegt wieder bekanntes Gebiet, der große Ukerewe-See mit seinen dicht bevölkerten Uferlandschaften. Dort ist endlich die Lösung der großen Frage gefunden worden, die so lange alle Geographen beschäftigt hat: die Frage nach den Quellen des Nils. Die griechischen Geographen wußten, wie wir jetzt beurteilen können, über diese Gegenden mehr als uns vor den Reisen Grants, Spekes und Bakers bekannt war. Schon vor den Tagen des Ptolemäus waren Versuche unternommen worden, Nil aufwärts in das unbekanntes Innere zu dringen und die Quellen des Stromes zu erforschen. Eine Expedition, welche Kaiser Nero ausgesandt hatte, kam bis 9° nördl. Br., zu dem jetzigen See No. Diese mit Papyrusinseln überfüete Erweiterung des Stromes hielten die ausgesandten zwei Centurionen für undurchdringlich und berichteten bei ihrer Heimkehr, daß sie zu ungeheuren Sümpfen gelangt seien, deren Ausdehnung den Eingeborenen unbekannt war, und auf denen der dichte Pflanzenwuchs die Schifffahrt unmöglich mache. Weiter sind die Araber gedrungen, die schon im 1. Jahrhundert n. Chr. sowohl die Ostküste bis zum Kap Delgado als auch den Weißen Nil besuchten, und sie sind wohl auch schon zu den großen Nilseen gelangt, zwischen welche im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung Ptolemäus das Mondgebirge verlegte. Mit den Quellen des Nils, schreibt er, hat es folgende Bewandnis. Aus dem großen Mondgebirge strömen 8 Gewässer, 4 aus dem östlichen und 4 aus dem westlichen Teile. Der Reihenfolge nach von Westen nach Osten ist das erste Gewässer der Cherbakas, das zweite der Chemset. Beide vereinigen sich bei der Stadt Metis und fließen weiter. Der dritte heißt Chiagonos, der vierte Chanbalas. Diese vier münden in einen See, welchen man den See der Wasserfälle nennt. Die anderen vier Flüsse folgen in nachstehender Ordnung: Der erste, der durch das Land der Zwerge fließt, hat keinen Namen, ebenso wenig der zweite; beide vereinigen sich und bilden fortan einen Strom. Auch der dritte hat keinen Namen, nur der vierte, der Charakas genannt wird. Alle vier ergießen sich in ein Becken, welches man den Krokodil-See nennt. Aus dem See der Wasserfälle fließen zwei Ströme ab, welche sich bei den Städten Singos und Alba vereinigen. Diese zwei und die, welche sich bei Chaza vereinigen, bilden durch ihren Zusammenfluß den großen Strom im Lande der Elefanteneffer. Zwischen beiden erstreckt sich das Zimmitland und das Land der Zwerge. Weiter abwärts durchströmt der große Fluß das Land der Champfeniden, wo er den aus dem Chole abfließenden Astapus aufnimmt.

Auf dem Rückwege vom Tanganjika beschlossen Burton und Speke, ihrer großen Entdeckung wenn möglich noch eine zweite hinzuzufügen. Ein alter Scheich hatte ihnen bereits an der Küste den Rat gegeben, wenn es ihnen gelänge, Seen zu erreichen, sich nicht beim Tanganjika aufzuhalten, sondern zu trachten, den Ukerewe zu erreichen, der viel größer sei als jener. Der Ukerewe wurde nun das nächste Ziel der beiden kühnen Reisenden.

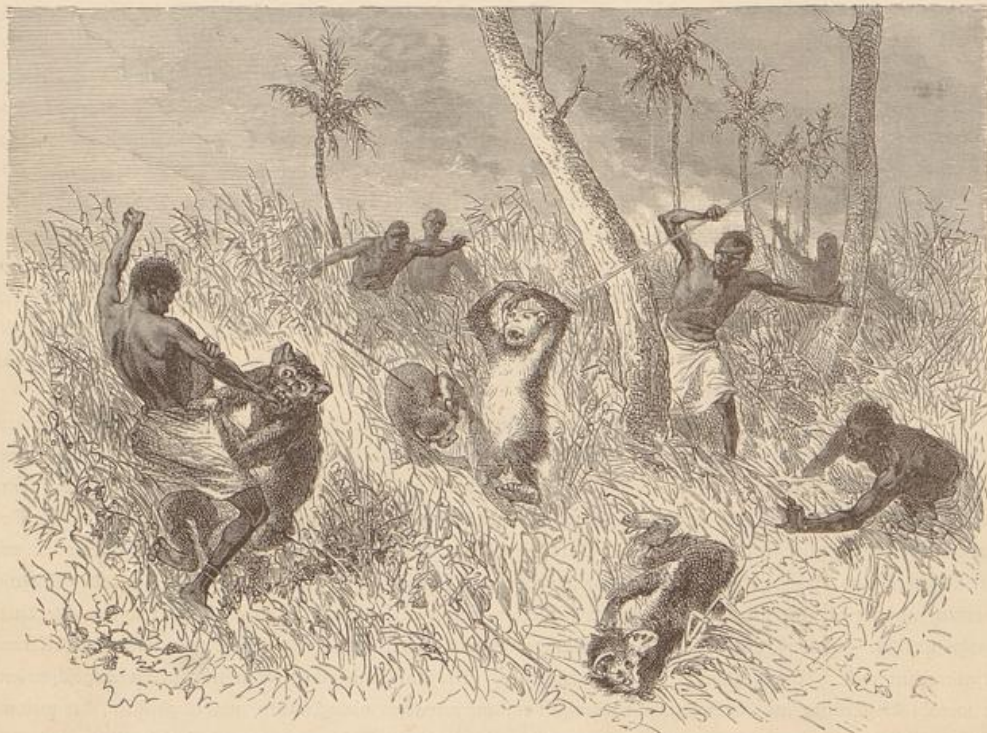
Der Norden von Unjamwesi, durch das man zunächst zog, ist eine große Ebene, welche hier und da mit welligem Hügelland abwechselt, in welchem die Hügel sich gleich den Wellen des Ozeans auf ihrem Kamm zu brechen scheinen. Ein graubrauner Sand bedeckt den Boden, aus welchem Buschwerk und niedrige Bäume hervorsprossen. Palmen, die man an einzelnen Stellen trifft, deuten an, daß in geringer Tiefe Wasser vorhanden sei muß, wie denn auch an Brunnen nirgends Mangel ist. Flüsse trifft man dagegen im ganzen Norden von Unjamwesi nicht, woraus Speke schloß, daß keine großen Gebirge in der Nähe seien. Auf der Ebenen weideten große Herden Hornvieh, und die Baumwollstaude war überall vorhanden und gut entwickelt, sodaß es offenbar mit geringer Mühe möglich war, große Kulturen ins Leben zu rufen. Die Bevölkerungen kamen Speke überall freundlich entgegen und er stieß nirgends auf Hindernisse, außer daß er dann und wann

von seinem Wege ablenken mußte, um der Einladung eines Fürsten oder einer Fürstin Folge zu leisten, die ihn zu sehen wünschten. Bei solchen Besuchen mußten stets Geschenke gegeben werden, aber sie wurden reichlich erwidert, und die Gegengeschenke bestanden meist aus Schlachtvieh, welches der Karawane hoch willkommen war. Da bei den Wamanda Unruhen ausgebrochen waren, wandte sich Speke weiter westwärts nach Uumba und gelangte durch immer öder werdendes Land, in welchem man viele Elefanten, Giraffen und Hartebeeste traf, nach Ukwimba, wo er auf ein von Osten kommendes Gewässer stieß, welches er überschritt und an seinem rechten Ufer weiter zog. Dasselbe war dicht bevölkert; die Eingeborenen trieben Ackerbau und Viehzucht, waren aber auch sehr geschickt in Verarbeitung des in ihrem Lande reichlich im Sandstein vorkommenden Eisens, aus welchem sie Waffen und allerhand Werkzeuge verfertigten. Dem Fluße, der nun nach Norden floß, folgend, erreichte Speke einen Höhenzug, von dem aus er am 3. August 1858 endlich die hellblaue Fläche des ersehnten Sees zu seinen Füßen erblickte.

In dem Dorfe am Ufer des Sees, in welchem Speke sein Lager aufschlug, hielt sich ein Araber namens Mansor ben Salim auf. Von diesem und von einem Eingeborenen, der weit in der Umgegend herumgekommen war, erhielt Speke nähere Auskunft über den See. Die Beiden berichteten, daß noch niemand an das Ende des Sees gelangt sei, der sich weithin nach Norden bis an das Ende der Welt erstrecke. Die zwei großen Inseln, welche gegen Norden etwa 5 Meilen vom Ufer entfernt lagen, Kerewe und Mzita, sollten durch schmale Landzungen mit dem Ufer in Verbindung stehen und nur zur Regenzeit durch das steigende Wasser von ihm getrennt und zu wirklichen Inseln werden. Gern hätte Speke die Inseln besucht und auch eine Fahrt um den See unternommen, aber Fahrzeuge waren nicht vorhanden, und da überdies Sultan Mohaja, dessen Gast er war, mit dem Herrscher der Insel Kerewe in Feindschaft lebte, mußte er diesen Plan aufgeben. Am 6. August trat er den Rückmarsch an und erreichte bereits am 25. desselben Monats Kaze, von wo er nach der Küste aufbrach.

Die Annahme Spekes, daß aus dem von ihm entdeckten See der Nil abfließe, stieß auf vielseitigen Widerspruch, und auch sein früherer Reisegefährte Burton bekämpfte dieselbe. Um die interessante Frage einer endgiltigen Lösung zuzuführen, forderte die Königliche Geographische Gesellschaft in London Speke auf, eine neue Expedition nach dem See zu unternehmen, und stellte ihm die Mittel zu derselben zur Verfügung. Von Kapitän Grant begleitet, brach Speke am 2. Oktober 1860 von Ugeni bei Bagomoyo mit einer Karawane von 100 Trägern und einer Eskorte Sultanjoldaten nach dem Innern auf, durchzog Usaramo längs des Kingani, überstieg auf einem bisher von Europäern noch nicht verfolgten Wege das Usagaragebirge und erreichte durch Ugogo am 24. Januar 1861 Kaze im Mondlande, von wo auch seine erste Expedition nach dem Ukerewe aufgebrochen war. Nun begannen die Schwierigkeiten. Die Karawane war schon sehr zusammengeschmolzen, da sowohl die Träger als die Soldaten massenhaft entlaufen waren, viele Lasttiere waren gefallen, der weitaus größere Teil der Waren und Ausrüstungsgegenstände unterwegs gestohlen worden, und mit Mühe und Not vervollständigten Speke und Grant in Kaze ihre Karawane nach zwei Monate langem Aufenthalt durch einige Leute des Arabers Musa, da die Eingeborenen der Umgegend sich als Träger nicht wollten anwerben lassen. Die Araber von Kaze hatten vor kurzem mit den Wagogo und Wasumba Kämpfe zu bestehen, in denen sie schwere Niederlagen erlitten, und da der Friede noch nicht hergestellt war, hatte niemand Lust zu einem Zuge nach dem Norden. Speke hoffte, unterwegs Träger zu finden, und brach mit den ungenügenden, ihm zur Verfügung stehenden Kräften auf. Er gelangte zwar durch Ukumbi nach Misinga, da er aber auch dort keine Träger anzuwerben vermochte, die Schwierigkeiten sich stets mehrten, Grant überdies erkrankte und die Verbindung mit Sansibar durch die Unruhen unterbrochen war, kehrte Speke, seinen Begleiter in Misinga zurücklassend, nach Kaze zurück, um dort die Vervollständigung der Karawane zu betreiben. Erst Mitte Mai traf er wieder in Misinga ein, und nun ging es, da Grant inzwischen genesen war, mit frischen Trägern weiter nach Ukui, im äußersten Norden des Mondlandes. An der Grenze desselben erkrankte Grant abermals und mußte mit einem Diener Spekes zurückgelassen werden, doch stieß er anfangs Oktober wieder zu der Karawane,

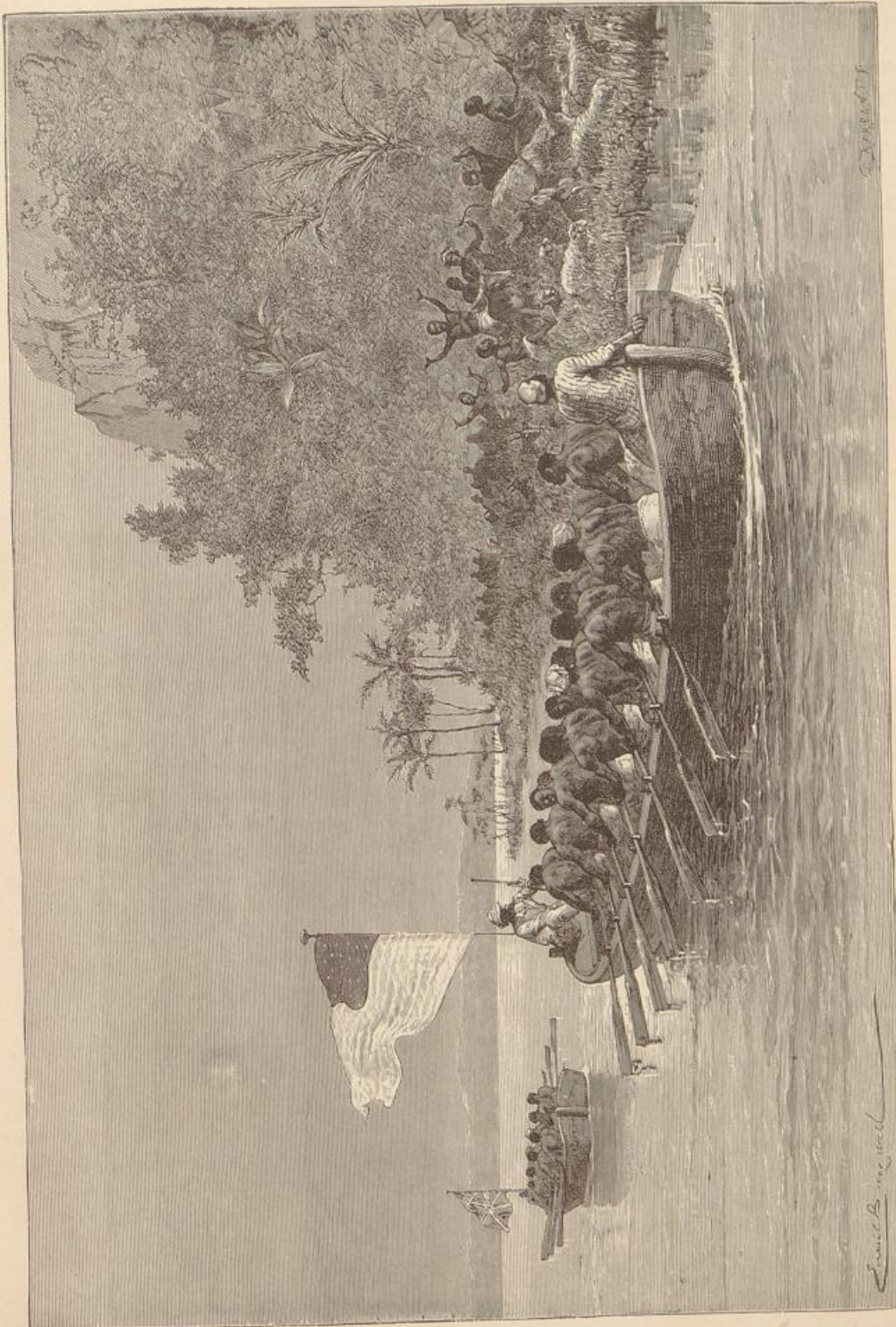
welche nur sehr langsam vorwärts kam, da in dem Uzinjagebiet, das in eine Menge kleiner Dorffürstentümer zersplittert war, die Befriedigung der Habgucht all der kleinen Potentaten den Marsch verzögerte. Speke sah sich nicht nur gezwungen, überall für die Erlaubnis zum Durchzug einen hohen Tribut zu entrichten, sondern er mußte auch den Einladungen folgen, welche abseits von seiner Straße wohnende Häuptlinge an ihn ergehen ließen, die ihn dann in der unverschämtesten Weise ausplünderten. In Usui, dem nördlichsten Teil von Uzinza, wurden Speke und Grant sogar lange Zeit durch den Häuptling Suwarora festgehalten und erlangten erst Mitte November nach Entrichtung eines großen Tributs die Erlaubnis zum Weitermarsch nach Karagwe.



Jagd auf Soko-Affen.

Je weiter man nun kam, desto herrlicher wurde die Landschaft. Die Wasserscheide zwischen dem Tanganjika und Ukerewe war überschritten, die Gewässer, über welche die Karawane zog, flossen sämtlich nach Norden, und reicher Pflanzenwuchs umsäumte ihre Ufer. Zwei Tagmärsche hinter Suwaroras Dorf wurde ein großer Wald erreicht, Wasserfälle stürzten schäumend über Felsen herab, und als man in das Urigithal kam, welches das Wazinjagebiet von Karagwe scheidet, war man überrascht von der Unmasse von Wild aller Art — Antilopen, Hartebeeste, Zebras, Giraffen, Nashorne und zahlreiche Vogelarten — die man dort traf. In der ferne waren schon früher die bewaldeten Höhen von Karagwe sichtbar geworden, während man gegen Norden eine Reihe Bergkegel sah, welche vulkanische Formationen zu sein schienen.

Am 25. November wurde die Residenz Rumanikas, des Herrschers von Karagwe erreicht, die an einem See lag, welchen die Reisenden wegen seiner Ähnlichkeit mit einer Gegend ihrer Heimat der Kleine



Kivingshore und Stanley auf dem Tanganjika.



Livingstone und Stanley auf dem Tanganjika.

Windermere benannten. Das Land Karagwe, welches etwa 120 bis 170 □ Meilen groß sein dürfte, ist reich an Seen. Es ist ein ungemein hügeliges Land, durchschnittlich etwa 1570 Meter über dem Meere gelegen, das Klima sehr mild. Grant, der hier wieder erkrankte und zurückgelassen werden mußte, hatte reichlich Gelegenheit, Beobachtungen über Klima und Witterungsverhältnisse anzustellen. Regenschauer brachte fast jeder Tag, und von Mitte März bis Mitte April war der Regenfall am stärksten. Fröste kommen nie vor, aber auch in der heißesten Jahreszeit, im Dezember, wies das Thermometer nie mehr als 22° R. im Schatten. Sein Klima läßt das Land für den Anbau von Kaffee und Thee vortrefflich geeignet erscheinen; wilder Wein und wilde Dattelpflanzen sind in Menge vorhanden.

König Rumanika erwies sich als freundlicher, gefälliger Wirt, namentlich dem erkrankten Grant gegenüber, der sich während seines langen Aufenthaltes in seiner Residenz über nichts zu beschweren hatte. Diese Residenz bestand aus 40 bis 50 Hütten, welche riesigen Bienentörben glichen. Sie bestanden aus mit Gras überdecktem Rohr, und ein Erdwall, auf welchem sich eine dichte Euphorbienhecke erhob, umgab das ganze Dorf, in welchem Rumanika mit seinen 5 Frauen und seinen Kindern, nebst einer Herde von etwa 400 Kühen und Kälbern sich aufhielt. Speke blieb auch bis Mitte Januar bei Rumanika, da er auf einen Boten von König Mtesa von Uganda warten mußte, der die Anzeige überbringen sollte, daß ihm der Eintritt in das Reich Uganda gestattet sei. Als der Bote endlich am 10. Januar mit der erwarteten Einladung des Königs eintraf, brach Speke alsbald auf und erreichte schon am 18. Februar die in der Provinz Wandawarogo gelegene Residenz König Mtesas.

Gleich nach Spekes Ankunft kam es zu einem Konflikt, dessen Ursache seltsamerweise hier mitten in Afrika nichts geringeres als — ein Etikettenstreit war. Speke sollte am Morgen vom König empfangen werden und hatte sich rechtzeitig im Vorhofe eingefunden, aber gleichzeitig war ein Abgesandter Suwaroros, welcher Tribut überbrachte, eingetroffen, und da dieser früher empfangen werden sollte, zog sich Speke, der nicht Lust hatte, länger in der Sonnenhitze zu warten, in sein Lager zurück. König Mtesa sandte ihm zwar sofort seine Pagen nach, um ihn zur Umkehr zu bewegen, aber Speke spielte nun den Beleidigten, und folgte der Einladung erst, nachdem er ruhig Kaffee getrunken und eine Pfeife geraucht hatte. In den Unterhandlungen mit den Abgesandten des Königs war ihm auch zugestanden worden, daß er seinen Stuhl mitbringen dürfe. Durch solch entschiedenes Auftreten hatte er sich gleich von vornherein dem König gegenüber eine Stellung gesichert, die weit verschieden war von jener der Araber, welche der Handel hierher führte: nicht als Untergebener, sondern als Gleichberechtigter erschien er vor Mtesa, und dieser ließ es deshalb beim Empfang an Pomp nicht fehlen, um dem Fremdling, der wie ein König behandelt sein wollte, seine Macht zu zeigen. Er saß auf einem aus Rohr geflochtenen, mit Gras ausgestopftem Korb, über den eine rote Wolldecke gebreitet war, neben ihm befanden sich eine Frau, ein weißer Hund, Schild und Speer und das Wappen von Uganda. Der König, ein noch junger Mann von etwa 25 Jahren, eine schlanke stattliche Erscheinung, war sorgfältig gekleidet. Er trug ein neues Mbugu (langes Hemd), sein Haar war wie ein Hahnenkamm frisiert, und eine Menge Ringe und Ketten schmückten Hals und Arme. Ein Stunde lang saßen sich Speke und der König stumm gegenüber, da kein Dolmetsch den lehrern unaufgefordert anzureden wagte, Mtesa aber kein Wort sprach. Endlich ließ er den Besucher fragen, ob er ihn nun genug gesehen habe, und als die Frage bejaht wurde, zog er sich springend zurück, denn diese eigentümliche Gangart, durch welche der Sprung des Löwen nachgeahmt werden soll, war in Uganda unzertrennlich von der Würde eines Königs, der nicht gehen durfte wie seine Unterthanen. So endete die erste Audienz eines Europäers bei dem interessantesten und intelligentesten Negerfürsten Afrikas, der später noch sowohl in der Geschichte der Entdeckungsreisen als in jener der Zivilisierung Afrikas eine so wichtige Rolle spielen sollte.⁶¹⁾

⁶¹⁾ J. H. Speke, Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Stanley hat eine Geschichte von Uganda zusammengestellt, welche auf den bis ins 13. oder 14. Jahrhundert zurückreichenden Überlieferungen der Eingeborenen beruht und mit der von Norden her erfolgten Einwanderung Kintus, des Gründers von Uganda beginnt. Genauer und glaubwürdiger als die legendenhafte ältere Geschichte von Uganda ist der Bericht über die Regierung des Vaters und Vorgängers Mtesa. Suna II. war ungefähr 16 Jahre alt, als er seinem Vater Kamanya in der Regierung folgte, und er hatte den Thron 24 Jahre lang inne. Sein Sohn gelangte allem Anschein nach im Jahre 1860 zur Regierung, die er bis 1884 geführt hat. Suna II. war ein tapferer Krieger, aber auch ein grausamer Despot, und es wird von ihm erzählt, daß er oft seine Unterthanen zu Hunderten hinrichten ließ, so z. B. einmal 800 Menschen an einem Tage, und daß außerdem noch eine Menge schrecklicher und grausamer Strafen damals üblich waren. Blutige Greuelthaten kennzeichnen auch die Kriege gegen die Nachbarvölker, welche er sich unterwarf. Nach seinem Tode wurde sein Sohn Kadschumba von den Häuptlingen, welche ihn wegen seiner Neigung zu Gewaltthätigkeiten fürchteten, abgesetzt und an seiner Stelle der „sanftmütige, großmütige Knabe Mtesa“ zum Kaiser von Uganda ausgerufen. Kaum hatte aber derselbe die Macht in Händen, so zeigte er sich als ebenso blutdürstig und grausam wie sein Vater. Er ließ alle seine Brüder töten und dann auch die Häuptlinge hinrichten, denen er die Erhebung auf den Thron verdankte, und jeder, der sein Mißfallen erweckte, büßte dafür mit dem Leben.⁶²⁾

Als Speke in Uganda weilte, war Mtesa noch ein grausamer Tyrann, aber bald darauf vollzog sich eine große Wandlung in seinem ganzen Wesen. Der Araber Muley bin Salim bekehrte ihn zum Islam, und er wurde nun ein eifriger Muhammedaner, „enthielt sich des starken, einheimischen Bieres, welches sein Blut in Wallung zu bringen pflegte, und entsagte der von seinen Ahnen angestammten Neigung zum Blutvergießen.“

Alle Reisenden, welche Mtesa nach dieser Umwandlung gesehen und kennen gelernt haben, sprechen mit Begeisterung von ihm und seinem Wirken. Er war in der That ein Bahnbrecher europäischer Kultur in Afrika. Siegreiche Feldzüge hatten sein Reich weit ausgedehnt, aber sein Streben war nicht bloß auf Vermehrung seiner Macht gerichtet, sondern ihn erfüllte das Verlangen, mit Europa in engere Verbindung zu treten. Europäische Reisende fanden an seinem Hofe die freundlichste Aufnahme, und er sandte selbst Gesandtschaften an die Sultane Seyd Medschid und Seyd Bargasch nach Sansibar und an den ägyptischen Pascha in Gondokoro. Europäer sollten sein Volk unterrichten, und um den Handel in zivilisiertere Bahnen zu leiten, wollte er Metallgeld in seinem Lande einführen.

Die Bevölkerung von Uganda, die dem Bantustamm angehört, ist auch viel bildungsfähiger als die reine Negerrasse. „Um den Bauer von Uganda in der Phantasie vor sich zu erblicken,“ sagt Stanley, „muß man aus seiner Vorstellung den betrunkenen und benebelten, schmutzigen Neger, welchen fette Weiber und eine Schaar dickbäuchiger Bälger umgiebt, verbannen. Er mag ja wohl lässig und träge sein, aber doch gewiß nicht so indolent, daß er sein eigenes Interesse sorglos außer Acht ließe, denn seine Gärten gedeihen, seine Pflanzungen knospen und auf seinen Feldern wogen die Ähren. Sein Häuschen ist eben erst gebaut und bedarf keiner Reparaturen, und die eingezäunten Höfe, die es umgeben, befinden sich alle in gutem Stande.“ In dem gut gehaltenen Garten vor dem Hause sind in großen Beeten süße Kartoffeln, Nams, grüne Erbsen, Schminke und Feldbohnen, Wicken und Liebesäpfel (*solanum lycopersicum*) angepflanzt, und eine Einfassung von Kaffeebäumen, Ricinus-, Maniok- und Tabakpflanzen umgiebt den Garten, an welchen schmale Streifen Felder grenzen, auf denen Hirse, Sesam und Zuckerrohr wachsen. Hinter dem Hause breiten sich die Bananen- und Pflanzpflanzungen, die Korn- und Maisfelder aus, und weiterhin folgen große Flächen Grasland, auf denen die Herden vortreffliche Weide finden.

Von der spätern Macht des Uganda-Königs war, als Speke und der dort wieder zu ihm stoßende Grant an seinem Hofe weilten, noch keine Ahnung vorhanden. Sechs Meilen von Mtesas Residenz fanden

⁶²⁾ Stanley, durch den dunkeln Weltteil, 1. Band. Seite 375 u. f.

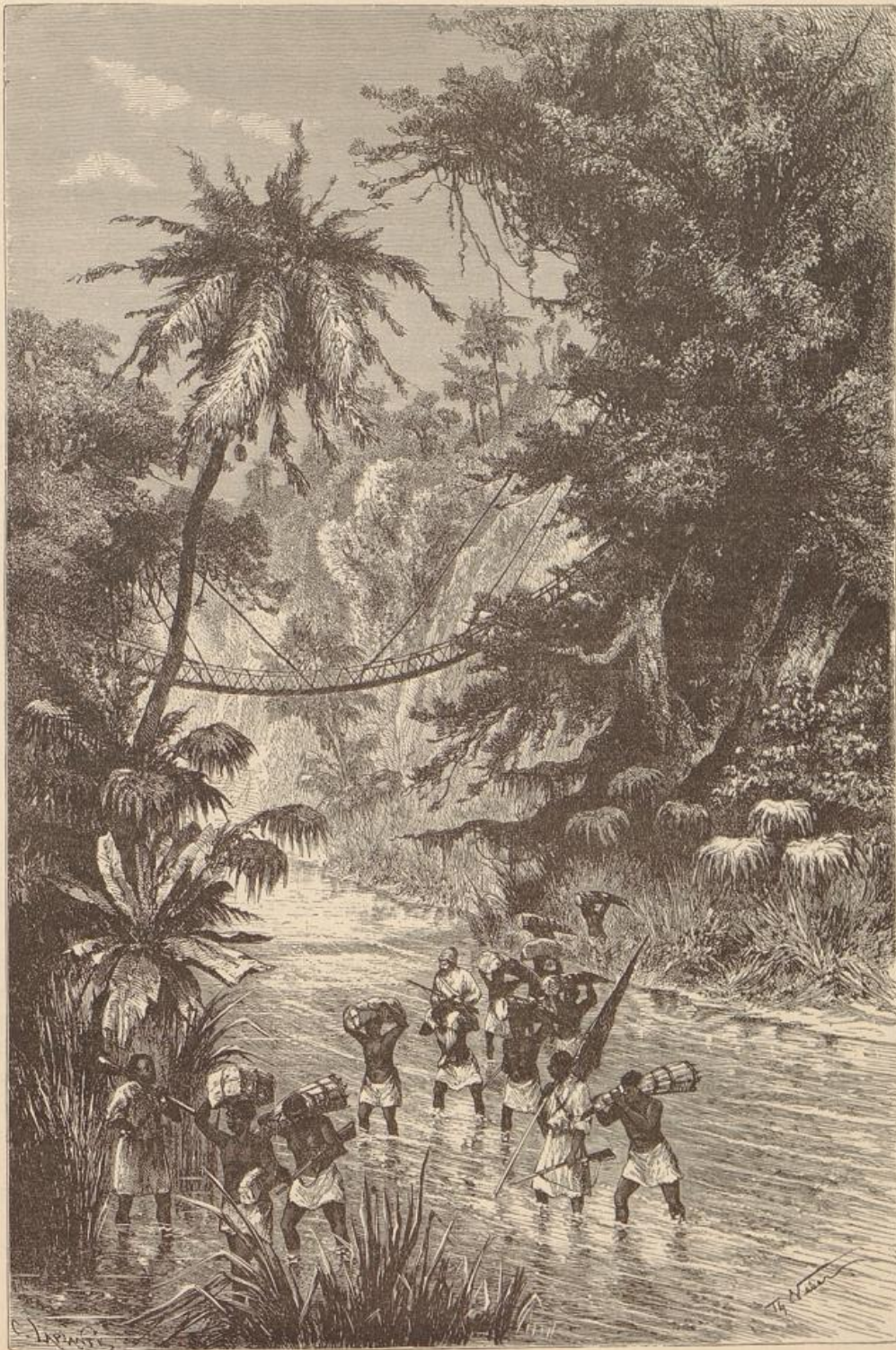
die Reisenden bereits völlig anarchische Zustände, und niemand kümmerte sich dort um den Herrscher von Uganda. Sie selbst hatten, um ihr Vordringen nach dem Norden zu ermöglichen, Mtesa bewogen, mit Kamrasi, dem König seines nördlichen Nachbarlandes Unioro, Frieden zu schließen. Speke wollte zum Nil vordringen, um die Frage zu entscheiden, ob derselbe aus dem Ukerewe ausfließe. Abermals allein, da Grant ihm nur langsam zu folgen vermochte, erreichte er nach 14tägigem Marsch bei Arondogani einen Strom, der etwa 600 bis 700 Schritte breit war, und den er für den Weißen Nil hielt, den sogenannten Karuma-Nil. Eine großartige tropische Vegetation schmückte die Ufer des Stromes, in dessen mit Klippen und Inseln bedecktem Wasser man große Scharen Hippopotamen und Krokodile bemerkte. Dem Strom an seinem linken Ufer aufwärts fo'gend, erreichte Speke am 28. Juli die Riponsfälle, den Austritt des Nils aus dem Ukerewe. Er fand sich dort in bezug auf die Großartigkeit der Landschaft in seinen Erwartungen getäuscht, denn es war kein imposanter Wasserfall vorhanden, sondern der Nil stürzte sich auf einer 120 bis 150 Meter langen Strecke über eine etwa 4 Meter hohe Bodenerhöhung herab. Immerhin bot die Umgebung der Fälle ein belebtes, malerisches Bild mit den schäumenden Wassern des Falles, den unterhalb derselben kreuzenden Booten fischender Wasoga und Waganda, mit der Fähre, welche den Verkehr zwischen den beiden Ufern vermittelte, mit den Flußpferden und Krokodilen im Wasser und den Viehherden, welche an den Ufern weideten.

Speke kehrte nach Arondogani zurück und fuhr von dort in Booten nach Unioro hinab, aber seit seinem Abschied von Mtesa hatte sich die Gesinnung König Kamrasis geändert, man hatte ihm erzählt, die Weißen seien Menschenfresser, und er beschloß, ihren Eintritt in sein Land zu verhindern. Nach einem kleinen Gefecht mit den Wanioro vereinigte sich Speke mit Grants Gefolge, und beide waren bereits entschlossen, nach Uganda zurückzukehren und Mtesa um Truppen zu bitten, mit deren Hilfe sie den Durchzug durch das Massailand zur Ostküste erzwingen könnten, als Kamrasi doch noch nachgab und ihnen den Zug durch sein Land gestattete. Auch jetzt noch war aber Kamrasis Mißtrauen nicht beseitigt, jeden Augenblick wurden die Reisenden aufgehalten und mußten warten, bis die Erlaubnis zur Weiterreise kam.

Die fernere Reise Spekes und Grants von Unioro zum Nil und auf diesem abwärts führt durch ein Gebiet, das uns auch eine andere Expedition erschließt, welche um diese Zeit von Norden her sich dem Ukerewe nähert, und der wir uns deshalb nun zuwenden.

Zur Zeit als Speke sich im Mondlande zum zweiten Vordringen nach dem Ukerewe rüstete, bereitete sich in Kairo ein anderer Engländer, Samuel White Baker, zu einer Nilreise vor, auf welcher er bis zu den Quellen des Stromes vorzudringen beabsichtigte. Sein mutiges Weib (siehe Seite 165) begleitete ihn, entschlossen, alle Gefahren mit ihm zu teilen. Am 15. April 1861 verließ er Kairo und fuhr den Nil aufwärts. Am 11. Juni 1862 war er in Chartum, wo sich damals das Hauptquartier der Elfenbeinhändler und Sklavenjäger befand, und blieb dort bis Mitte Dezember. An der Mündung des Sobat vorüberfahrend, erreichte Baker am 5. Januar den mit Papyrusinseln übersäten See, bis zu welchem die beiden Centurionen Neros vorgedrungen waren, und am 2. Februar die Gegend des jetzigen Gondokoro, wo damals die Elfenbein- und Sklavenhändler zusammzutreffen und während einiger Wochen ein Lager zu beziehen pflegten. Missionäre aus Osterreich waren dort lange Zeit thätig gewesen, aber ihre Thätigkeit war erfolglos geblieben. Sie hatten nicht eine einzige Bekehrung erzielt, dagegen aber waren von 20 Missionären, welche während 13 Jahren dort gewirkt hatten, 15 gestorben, 2 durch Krankheit zum Verlassen des Postens gezwungen worden, und die 3 übrig gebliebenen rüsteten sich soeben auch zur Heimkehr.

Baker blieb bis zum 26. März in Gondokoro und traf dort noch mit Speke und Grant zusammen, durch welche er Kunde von ihren großen Entdeckungen erhielt, aber während ihn diese zu weiterem Vordringen aneiferten, hatte sein Gefolge alle Lust zu einem solchen verloren und war nicht zu bewegen, ihm weiter nach Süden zu folgen. Er mußte sich fügen und sich nach Osten wenden, wohin ihm zu folgen sie bereit waren. Durch teilweise mit Dschungeln bedecktes, von vielen Wasserläufen, welche von einem im Süden sichtbaren Gebirge daherkamen, durchschnittenes Land und durch das hübsche Thal von Tollogo erreichte er



Landschaft in Manyema.

die Ortschaften Collogo und Elliria, wo an den waldreichen Ufern des Kanieti, der sich in den Chol, einen Nebenstrom des Nils ergießt, und in dem östlich von diesem sich ausbreitenden Weideland Elefanten, Antilopen, Giraffen u. s. w. in Menge vorhanden waren. Dann kam Baker in das von einem schönen und intelligenten Negerstamm bewohnte Latufaland, dessen Hauptstadt Carrangole ist, und zog über das mächtige Gebirge im Süden desselben in das Gebiet der Obbo, deren Häuptling, der alte Katschiba, ihn freundlich empfing. Der Häuptling, der nebenbei auch Zauberer und Regenmacher war und als solcher sich eines großen Rufes und bedeutender Einnahmen erfreute, war der glückliche Besitzer der schönsten Töchter des Landes, die ihm für seine Zaubereien als Tribut dargebracht wurden, und er hatte mit diesen eine so zahlreiche Nachkommenschaft gezeugt, daß er in allen Dörfern seines Reiches seine Söhne als Unterhäuptlinge einsetzen konnte. Er besaß deren, wie Baker erzählt, nicht weniger als 116 (siehe Seite 165).

Baker war während der Regenzeit nach Obbo gekommen, welche dort von Februar bis November währt, und da der Nsua, den er auf dem Wege zum Nil überschreiten mußte, um diese Zeit sehr angeschwollen und reißend ist, konnte er nicht daran denken, ihn jetzt zu überschreiten. Er kehrte im Mai 1863 nach dem Latufalande zurück, und erst nach dem Ende der Regenzeit, im Januar 1864, schloß er sich einer Schaar Elfenbeinjäger an, welche nach Uniroo zogen. Nachdem der Attabi, ein Zufluß des Nsua, überschritten war, kam er in das hügelige, vortreffliche Weidegründe enthaltende und dicht bevölkerte Karadschoke. Jedes Dorf hatte dort seinen König und bildete einen selbständigen, kleinen Staat, aber die Bevölkerung war überall wohlhabend, Ackerbau und Viehzucht sehr entwickelt. Glasperlen, welche auch hier die Stelle des Geldes vertraten, waren nur in geringer Menge vorhanden, und infolge dessen waren Ziegen, Hühner, Butter und andere Lebensmittel für wahre Spottpreise feil.

Bei den Karumafällen erreichte Baker den aus dem Ukerewe kommenden Strom, dem er den Namen Viktoria-Nil gab. Am jenseitigen Ufer begann das Gebiet Kamrasis, des Königs von Uniroo, den schon Speke und Grant besucht hatten. Seit dem Besuche derselben hatte Kamrasis abergläubische Scheu vor den Weißen sich noch vermehrt, er blieb unsichtbar, und als Baker endlich doch eine Audienz bewilligt wurde, stellte es sich nachträglich heraus, daß der Mann, welcher sich ihm gegenüber für den König ausgegeben, gar nicht Kamrasi war. Geschenke wurden von dem Reisenden in Menge erpreßt, aber trotzdem suchte man sein weiteres Vordringen in jeder Weise zu hindern. Erst hatte man ihm gesagt, daß der große See im Westen, dem er zustrebte, der Mvuta Nsige, erst nach einem Marsch von 6 Monaten zu erreichen sei, aber später wurde zugestanden, daß die Entfernung nur 20 Tagemärsche betrage. Nach vielen Verzögerungen konnte Baker endlich anfangs März 1864 aufbrechen. Er wandte sich nach Südwesten, da auf dem geraden Wege nach dem See, welcher in westlicher Richtung lag, sich ein undurchdringlicher Sumpf befand. Der Marsch war sehr beschwerlich. Es regnete ohne Unterlaß, und Bakers Gemahlin, die gleich ihm schon seit längerer Zeit an Fieber litt, wurde beim Übergang auf das linke Ufer des Kafur (Kafu) vom Sonnenstich getroffen und mußte auf einer Bahre getragen werden. Durch Wald und Sumpf ging es weiter, und in der Nacht stellte sich bei Frau Baker eine Gehirnentzündung ein. Trotzdem durfte nicht Halt gemacht werden, da die Lebensmittel zu Ende gingen. Die Träger hielten die Kranke bereits für verloren und schickten sich an, ein Grab für sie zu graben, als nach 7 Tagen unerwartet eine Besserung eintrat und sie bald als gerettet gelten konnte. Immer noch zog man durch Sümpfe dahin, aber nun begann sich allmählich das Land zu heben, und bei dem Dorfe Parkani erblickte Baker in blauer Ferne einen Höhenzug, hinter welchem er den See vermutete. Freudig überraschte ihn daher die Nachricht, daß der See ganz nahe sei und man ihn, wenn man früh morgens aufbräche, schon um Mittag erreichen könne.

Der kühne Reisende, der sich nach jahrelangen Mühen und Entbehrungen endlich am Ziele seines Strebens sah, verbrachte eine schlaflose Nacht und harrte ungeduldig dem Morgen des 14. März entgegen, der endlich die Entscheidung bringen sollte. In wunderbarer Klarheit brach der Morgen an, und sofort wurden die Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, schreibt er, als ich meinem Ochsen die Sporen gab und dem Führer nacheilte, den, weil ich ihm bei der Ankunft am See eine doppelte Hand voll Perlen versprochen, die Begeisterung des Augenblicks ergriffen hatte. Der schöne heitere Tag brach an, und nachdem wir ein zwischen den Hügeln liegendes tiefes Thal überschritten hatten, arbeiteten wir uns mühsam den gegenüberliegenden Abhang hinauf. Ich eilte auf die höchste Spitze. Unser prachtvoller Preis sprang mir plötzlich in die Augen! Dort lag, gleich einem Quecksilbermeer, tief unten die großartige Wasserfläche — im Süden und Südwesten ein grenzenloser Seehorizont, glänzend in der Mittagssonne, und im Westen erhoben sich in einer Entfernung von fünfzig bis sechzig Meilen blaue Berge aus dem Busen des Sees bis zu einer Höhe von etwa 7000 Fuß über seinem Wasserstand. Den Triumph jenes Augenblicks zu beschreiben, ist unmöglich — hier lag der Lohn für alle unsere Arbeit — für die jahrelange Zähigkeit, mit welcher wir uns durch Afrika hindurchgeplagt hatten. England hatte die Quellen des Nils erobert! Lange zuvor, ehe ich diese Stelle erreichte, hatte ich mir vorgenommen, zu Ehren der Entdeckung mit unserer ganzen Mannschaft drei Hurrahs in englischer Weise zu rufen; aber jetzt, wo ich hinabschaute auf das große Binnenmeer, das gerade im Herzen Afrikas eingenistet lag, wo ich daran dachte, wie vergebens die Menschheit so viele Jahrhunderte hindurch diese Quellen gesucht, und erwog, daß ich das geringe Werkzeug gewesen, dem es gestattet war, diesen Teil des großen Geheimnisses zu enthüllen, während es so Vielen, die größer als ich, mißlang, da war ich zu ernst gestimmt, um meinen Gefühlen in eitlem Hurrahgeschrei für den Sieg Luft zu machen, und dankte aufrichtig Gott, daß er uns durch alle Gefahren zum guten Ende geführt und uns beigegeben hatte. Ich stand etwa 1500 Fuß über dem See und blickte von der steilen Granitklippe hinab auf diese willkommenen Wasser — auf jenen ungeheuern Behälter, der Ägypten ernährte und Fruchtbarkeit brachte, wo alles Wildnis war — auf jene große Quelle, die der Menschheit so lange verborgen blieb, jene Quelle der Güte und des Segens für Millionen menschlicher Wesen, und als einen der größten Gegenstände in der Natur beschloß ich sie mit einem großen Namen zu ehren. Zum unvergänglichen Andenken an einen von unserer gnädigsten Königin geliebten und betrauertem und von jedem Engländer beweinten Fürsten nannte ich diesen großen See den „Albert Nyanza“. Die Seen Viktoria und Albert sind die beiden Quellen des Nil.

Baker erhielt mit vieler Mühe von dem Häuptling des elenden Dorfes Vacovia, in welchem er deshalb 8 Tage verweilen mußte, einige Kanoes, und unternahm dann eine Fahrt über den See. „Der See war ruhig, der Himmel bewölkt und die Landschaft höchst reizend. Zuweilen waren die Berge auf der Westküste nicht zu erkennen, und der See schien von unbegrenzter Breite zu sein. Wir fuhren an der Küste hin innerhalb dreihundert Fuß von dem östlichen Ufer; bisweilen passierten wir Flächen von Sand und Gebüsch, die vom Wasser bis zum Fuße der Bergklippen vielleicht eine Meile breit waren; andere Male ruderten wir gerade unter staunenerregenden Höhen von etwa 1500 Fuß vorüber, die schroff aus der Tiefe aufstiegen, so daß wir die Kanoes von den Wänden abwehrten und unsere Weiterfahrt dadurch unterstützten, daß wir mit Bambusröhren am Felsen schoben. Diese jähen Felsen bestanden alle aus Urgestein, häufig aus Granit und Gneiß, und waren an vielen Stellen mit rotem Porphyr vermischt. In den Klüften standen schöne immergrüne Gewächse von allen Farben, darunter riesenhafte Euphorbien, und wo nur immer ein Klüfchen oder eine Quelle durch das dunkle Laubwerk einer Schlucht schimmerte, wurde es von der graziosen und federartigen wilden Dattel beschattet. Im Wasser spielten große Herden Flußpferde, aber ich versagte es mir, auf sie zu schießen, da der Tod eines solchen Ungeheuers uns sicherlich wenigstens einen Tag aufhielt, weil die Bootsmänner das Fleisch nicht preisgegeben hätten. Krokodile waren außerordentlich zahlreich sowohl in als außer dem Wasser; wo nur ein sandiger Strand sie zum Sonnen einlud, waren mehrere Ungeheuer zu sehen, die wie Baumsämme in der Sonne lagen. Hoch über dem Hochwasserstandszeichen befanden sich niedrige Büsche, und aus diesem Versteck kamen die Krokodile eiligst ins Wasser herabgelaufen, beim Nähen der Kanoes in Schrecken gesetzt. Enten und Gänse waren nicht vorhanden, weil es keine Futterplätze gab; bis dicht ans Ufer war tiefes Wasser.“

Das Nordende des Sees erreichte Baker nicht. Er fuhr ostwärts den Nil hinauf, fand aber dort bald die Weiterfahrt verhindert. Während der Strom sich bis auf 180 Schritte verengte, schlug dumpfes Brausen an sein Ohr, und er sah sich bald einem großartigen Wasserfall gegenüber, welcher in einer Breite von höchstens 50 Schritten senkrecht von 40 Meter Höhe herabstürzte. Baker, der den Globus bereits durch einen Albert-See bereichert hatte, nannte diesen Fall Murchison-Fall, trotzdem der Name des Präsidenten der Londoner Geographischen Gesellschaft in Afrika schon oft genug vertreten ist. Es dürfte auch hier der einheimische Name des Wasserfalls angezeigter sein, und dasselbe gilt von den Königsnamen bei den Seen, deren einheimische Namen wir kennen.

Mit der Entdeckung des Mvuta Nsiqe durch Baker schließt die Reihe der großen Entdeckungen im nördlichen Seeengebiet. Wir wenden uns nun jenen Seen zu, welche im Westen und Südwesten unserer ostafrikanischen Kolonie liegen, und denen speziell die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft in der nächsten Zeit ihre Thätigkeit zuwenden wird. Im Südwesten stoßen wir dort auf den Nyassa- und den Schirwa-See, im Westen auf den langgestreckten Tanganjika, der wie ein mächtiger Querriegel vor dem Zugang zum obern Kongo lagert.

Der Tanganjika-See wurde im Jahre 1858 durch Burton und Speke entdeckt. Sie zogen geradenwegs von Bagamoyo durch Ugogo und Unjamwesi auf Udschidschi los, um den großen See zu erforschen, von welchem die Elfenbeinkarawanen die erste Kunde nach Sansibar gebracht hatten. Am 16. Juni 1857 verließen Burton und Speke Bagamoyo und zogen, begleitet von einigen Soldaten des Sultans, längs des Kingani nach Süden. Erst bei dem Dorfe des Häuptlings Mazengera wandten sie sich nach Westen, und in 18 Tagmärschen gelangten sie durch die ungesunden Dschungeln von Wasaramo in das freundliche Gebiet von Chutu, wo sich große Herden Gnus und Antilopen auf den weiten Grasebenen tummelten, und Ende Juli war Jungomero erreicht, der Endpunkt der Küstenregion, wo sich die nach dem Innern ziehenden Karawanen zu sammeln pflegen. Burton und Speke blieben dort bis zum 7. August und ordneten ihre Karawane in der Zwischenzeit zu dem bevorstehenden anstrengenden Zuge. Ihr Weg führte sie zunächst durch das uns bereits bekannte Usagara. Sie überschritten am 12. August den Goma-Paß und marschierten über Gomwe und Muhama nach Rumuma, wo die Karawanen sich von den Mähen des Wüstenzuges zu erholen pflegen. Dann ging es weiter über die Usagaraberge, durch den „Schrecklichen Paß“ und den „Windigen Paß“, und bald sahen die Reisenden vom Rande einer Savanna aus das Tafelland von Ugogo vor sich liegen (siehe Seite 134), zu welchem sie durch die „Teufelschlucht“, eine afrikanische Via mala, hinabstiegen.

Ugogo ist kein anziehendes Land. Man kam es der Kalahariwüste Süd-Afrikas gleichstellen, und der Kontrast ist groß, wenn man aus Usagara nach Ugogo kommt. Aus einer „prachtvollen Landschaft, mit rauschenden Wasserfällen, herrlichen Waldstrecken, grünen und mit Rasen bedeckten Hügellehnen“ kommt man in eine sonnenverbrannte, wasserlose Wüste. Flüsse sind in Ugogo nicht vorhanden, nur Regenbäche (Mullahs), und außer dem auch nur vereinzelt vorkommenden Kalebassenbaum sieht man bloß Dorngebüsch und Salzwäucher, welche von dem grellgelben Boden sich dunkel abheben, aber nirgends ein helles, frisches Grün, und nur zur Regenzeit gewinnt die Landschaft ein freundlicheres Aussehen.

Cameron, der aus der Marenga Mkali nach Ugogo kam, gelangte zunächst in ein ausgetrocknetes Land, in dem hier und da Granitmassen sich erhoben, welche mit Euphorbien überdeckt waren. „Kein lebhaftes frisches Grün bot sich dem Auge dar; nichts als riesige groteske Baobabbäume und vereinzelt Dorngebüsch. Der Boden ist Sandstein, bisweilen mit einer dünnen Thonschicht überdeckt. Das Wasser war schlecht und nur aus Gruben zu schöpfen, in welchen die Eingeborenen etwas von dem reichlichen Regenfall gesammelt, oder man hätte auf dem Grunde der trockenen Flußbetten danach graben müssen. In der Regenzeit aber zeigt sich ein ganz anderes Bild; dann ist das ganze Land in frisches Grün gekleidet und auf weiten

Strecken mit Matama, Kürbistauden und Tabak bewachsen, fast die einzigen Pflanzen, welche von den Eingeborenen angebaut werden. Nördlich vom Wege bildet eine Erhebung des Bodens die Wasserscheide zwischen dem Stromgebiete des Nil und dem des Kuaha (so heißt der Lufdschi in seinem obern Laufe), durch welches letztere sie sich hindurchzieht. Ein charakteristischer Zug in dem Landschaftsbilde von Ugogo sind die kleinen Ziwas (Teiche), welche, von Rasen und schattigen Akazien umsäumt, dem ermüdeten Reisenden ebenso willkommene Erfrischung gewähren, wie eine Oase in der Sahara. Zahllose Wasservögel, Enten, Krifenten und anderes wilde Geflügel beleben diese Teiche zu jeder Jahreszeit. Überall durch ganz Ugogo giebt es Ziwas; in besonders trockenen Jahren sind sie oft die einzigen Quellen, aus welchen die Bewohner für sich und die großen Viehherden, die sie halten, Wasser beschaffen können. Bisweilen versagt ihnen auch dieses letzte



Büffeljagd.

Hilfsmittel — und dann herrscht ringsum Verschmachtung und Tod. Von diesen Teichen führte uns ein Marsch durch Dschungeln über kuppirtes Terrain nach Kanyenye, einem flachen Lande zwischen zwei parallel von Norden nach Süden laufenden Höhenzügen. Auch in Kanyenye findet man noch einige solcher willkommenen Ziwas, im ganzen aber ist das Land trocken und ausgedörrt. Auf dem Grunde der Flußbetten und wasserlosen Teiche glitzern Salpetersteine; sie werden von den Eingeborenen gesammelt, in zuckerhut-ähnliche Formen gebracht und nach den angrenzenden Ländern verführt. Hat man den Gipfel der Hügelkette im Westen von Kanyenye erstiegen, so erblickt das Auge wieder eine Hochebene mit schönen Wäldern und Grasflächen und durch eine Reihe phantastisch geformter Felsmassen und vielgestaltiger Wälle von Granit gelangt man nach Ujelhe.

Europas Kolonien. III.

Die Dörfer der Wagogo liegen meist in der Nähe von Quellen. Ein gedeckter Hof, der mit Thoren versehen ist, umgiebt die Wohnhäuser, und in seinen Wänden befinden sich kleine Öffnungen, welche als Schießscharten dienen. Die Hütten bestehen aus mit Erde überdecktem Flechtwerk und sind durch Verschlüsse in mehrere Wohnräume geteilt. Eine über ein Holzgestell gespannte Ochsenhaut dient als Bett für die Erwachsenen, während die Kinder auf Fellen auf dem Boden schlafen.

Die durch Ugogo ziehenden Karawanen pflegen nie in einem Dorfe zu übernachten, sondern schlagen abseits von demselben ein Lager auf, in welchem sie sich hinter Dornengestrüpp verschanzen, um gegen nächtliche Überfälle der Wagogo gesichert zu sein. Die nach dem Tanganjika ziehenden Reisenden wenden sich stets weiter westwärts und ziehen über die Landschaft Unianjembe im „Mondlande“ Uniamwesi, wo sich große Faktoreien der Araber befinden und wo in Tabora, dem Hauptorte des Landes, neue Träger für die Weiterreise angeworben werden müssen, da der Kontrakt der von Bagamoyo mitgenommenen Leute dort abläuft.

Die Wagogo, die Bewohner dieses Landes, sind kein häßlicher Menschenschlag, und namentlich unter den jüngeren Frauen trifft man manche, die als hübsch gelten kann, aber ihr zorniger Gesichtsausdruck und die meist vom Trunk geröteten Augen verleihen ihnen ein wildes Aussehen. Sie sind tapfere Krieger, und ihre Nachbarn, die Waniamwesi, haben in den Kämpfen mit ihnen bisher stets den Kürzeren gezogen.

Die gleichnamige Hauptstadt des Landes liegt 840 Meter über dem Meerespiegel. Burton und Speke fanden dort zwar gastfreundliche Aufnahme, aber die Beschaffung der nötigen Lebensmittel bereitete große Schwierigkeiten, da die Wagogo Kühe, Schafe und Ziegen nicht gern verkaufen und für alles unverschämte Preise verlangten, die kaum zu erschwingen waren. Überdies waren durch eine arabische Karawane allerlei Gerüchte in Umlauf gesetzt worden, welche den beiden Europäern nicht günstig waren. Man hatte sie namentlich in Verdacht, daß sie in Zauberkünsten wohl erfahren seien und Regen und Trockenheit bewirken könnten. Auch sollten sie dadurch, daß sie die Kerne gekochter Wassermelonen hinter sich warfen, in dem von ihnen durchzogenen Lande die Pocken erzeugen. Es konnte daher nicht überraschen, daß Wagombe, der mächtigste Sultan, der in Konienje residierte, nachdem er einen Tribut im Werte von etwa 60 Dollars erhalten, auch noch die beiden Europäer schwören ließ, daß sie beim Verlassen seines Landes durch ihre Zaubereien weder Trockenheit, noch irgend eine Seuche hervorrufen wollten.

Eine öde, 30 Meilen breite Wildnis, das Mgunda Mkali, trennte einst Ugogo von Uniamwesi. Als Burton und Speke durch dieselbe zogen, war sie noch eine der gefürchtetsten Strecken auf dem Wege von der Küste zum Tanganjika, und obwohl die Karawanen stets in Gewaltmärschen hindurchzogen, verloren sie doch viele Träger. Damals kannte man in dem wasserarmen Gebiet auch nur sehr wenige Wasserplätze. Schon als Cameron durchzog, hatten die Verhältnisse sich gebessert. Die aus ihren früheren Wohnsitzen verdrängten Wakimbu hatten sich dort niedergelassen und begannen, die Dschungeln auszurotten, große Strecken Landes befanden sich bereits unter Kultur, und Wasser war an vielen Stellen vorhanden. Jetzt befinden sich an der Karawanenstraße viele Wakimbudörfer, deren Bewohner tüchtige Ackerbauer sind und den durchaus nicht unfruchtbaren Boden aus einer Wüste in wohlbebautes Land verwandelt haben.

Die Landschaft Uniamwesi oder das Mondland erstreckt sich von den Grenzen der Mgunda Mkali westwärts bis zum Malagarazi, dem Hauptzufluß des Tanganjika. Die wichtigste Provinz im Mondland ist Unianjembe, ein Sammelplatz der aus allen Richtungen kommenden Karawanen, weshalb sich dort in Kase (Tabora) viele Araber niedergelassen haben. Das Mondland ist ein riesiges Tafelland, welches sich wellenförmig gegen Westen senkt, wohin auch alle in demselben entspringenden Gewässer abfließen. Große Berge trifft man in demselben nicht, nur isolierte kegelförmige Hügel und seltsam geformte Felsen. In der trockenen Jahreszeit bietet das Land mit seinem grauen Boden keinen freundlichen Anblick dar, aber sobald der Regen diesen neu belebt hat, bedeckt er sich rasch mit einer prächtigen Vegetation. Die Waniamwesi, welche von Ackerbau und Viehzucht leben, bearbeiten den Boden noch mühsam mit dem Spaten, da der Pflug bei ihnen unbekannt ist, aber ihre Felder sind trotzdem gut bestellt und sorgfältig mit Sämen umgeben. Auf den Weideplätzen

trifft man große Herden vielfarbiger, höckeriger Rinder, Schafe und Ziegen, aber die Hirten müssen hier die ihrer Obhut anvertrauten Tiere wohl in Acht nehmen, denn das Mondland ist auch die Heimat gefährlicher Raubtiere, des Löwen und des Leoparden, die ziemlich zahlreich in den Dschungeln vorkommen. Die Tierwelt ist überhaupt gut vertreten: Elefanten und Rhinocerosse hausen in den Dschungeln, auf den Ebenen tummeln sich große Herden Zebras, Giraffen und Büffel, eine Menge Affen, darunter eine Paviangattung und der wegen seines glänzenden schwarzen Felles mit weißer Mähne viel gejagte Mbega (*Colubus guerezi*), lärmen auf den Bäumen der Wälder, Nilpferde schwimmen in den Flüssen und Teichen, an den Ufern sonnen sich Krokodile, und zahllose Wasservögel beleben die Flut. Der Strauß kommt auch vor, doch ist er hier schon ein seltener Gast, dagegen wird das Land zuweilen von einer Heuschreckenart heimgesucht, und auch eine der Tsetsefliege ähnliche Wespe, deren Stich beim Vieh tödlich wirkt, soll in einzelnen Gegenden vorkommen.

Die Bevölkerung des Mondlandes steht unter vielen Häuptlingen, welche alle nur über ein kleines Gebiet herrschen. Der Häuptling hat Macht über Leben und Tod seiner Unterthanen, aber er ist doch kein völlig unbeschränkter Herrscher, da ihm außer dem Mgawe, einer Art Wessir, noch ein Rat der Ältesten, die Waniapara, zur Seite stehen. Die Einkünfte des Häuptlings, dessen Würde erblich ist, bestehen in dem Tribut und den Geschenken, welche er von den durchziehenden Karawanen erhält; das Vermögen von Zauberern und Hochverrätern wird konfisziert, sie selbst den Arabern als Sklaven verkauft, und der von diesen für sie gezahlte Kaufpreis nebst dem konfiszierten Vermögen fällt ebenfalls dem Häuptling zu. Häuptlinge, durch deren Gebiet die Karawanenstraße führt, haben kein geringes Einkommen. Als Burton durch Uniamwesi reiste, war Fundikira einer der mächtigsten Häuptlinge. Er besaß 2000 Stück Hornvieh, und seine Sklaven wohnten in 300 Hütten. Während Burtons Durchreise war Fundikiras Vater gestorben, und der „Prinz“, der sich gerade als Träger bei einer Karawane befand, gab sofort seine Stellung auf und eilte heim, um die ihm zugefallene Herrschaft anzutreten — zugleich auch das Erbe zu übernehmen, womit jedoch nach der Landesitte auch die Übernahme der Frauen des Verstorbenen verbunden war.

Die Waniamwesi sind nicht bloß Ackerbauer und Viehzüchter, sie haben es auch in mancherlei Art von Handfertigkeit zu ziemlicher Vollendung gebracht: sie flechten hübsche Körbe, verstehen Baumwollzeug zu weben, und verfertigen außer ihren Waffen, welche in Streitärten, Pfeilen und Speeren und doppelschneidigen Messern bestehen, auch Sättel für die Lasttiere, hölzerne Schüsseln und dergleichen. Im Verkehr mit Fremden zeigen sie sich freundlich und entgegenkommend. Thomson rühmt ihnen nach, daß sie sich niemals roh und zudringlich zeigten, und wenn sie ja einmal ihre Neugierde nicht im Zaume halten konnten, so befriedigten sie dieselbe auf eine Weise, welche die Fremden weder verdrießen noch beleidigen konnte. Ihre größte Schwachseite ist ihre Neigung zum Trunk, welche sie durch den Genuß großer Massen von Pombe (Hollusbier) zu befriedigen suchen. Auch das Tabakrauchen und Tabakkauen ist unter ihnen sehr verbreitet, und wer keinen Tabak besitzt, kaut — eine Handvoll Erde von einem Ameisenhaufen oder Thon. Ihre Kost ist eine überwiegend vegetabilische; sie besteht aus den auf ihren Feldern gezogenen Früchten und aus Dschungelkräutern. Sehr beliebt ist eine Mehlsuppe, eine Art Nationalspeise, Ugali genannt. Außerdem wird auch viel saure Milch genossen.

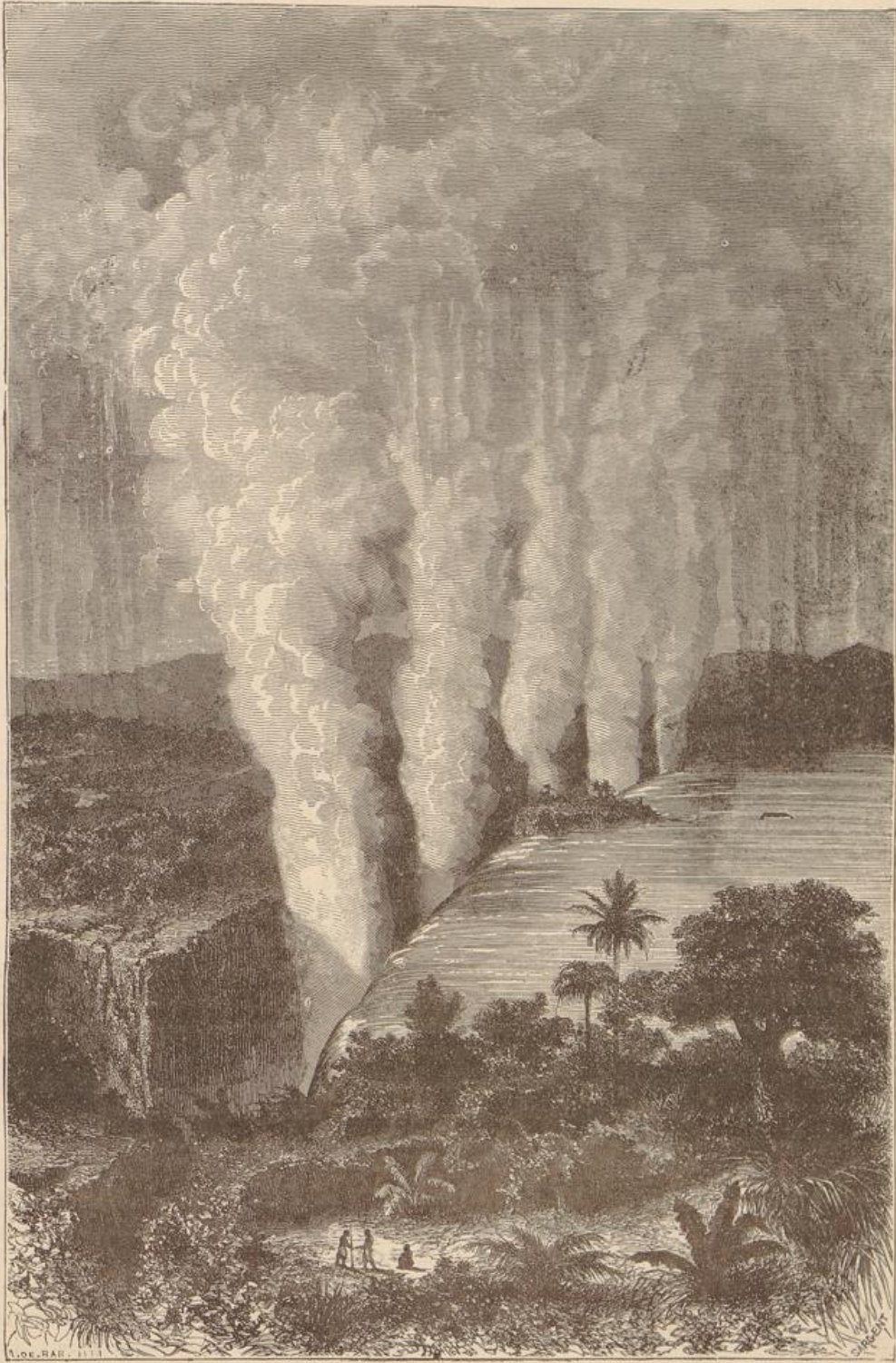
Im Mondlande ist Sultan Seyd Bargasch eine bekannte Persönlichkeit, denn er hat vor etwa 13 Jahren der dortigen Bevölkerung durch große Machtentfaltung zu imponieren gewußt und wenigstens zu zeigen versucht, daß man seine Unterthanen auch im Innern Afrikas, welches er ja ebenfalls zu seinem Reiche rechnete, nicht ungestraft angreifen dürfe. Anlaß zu seinem Einschreiten gab ein Freibeuter, ein gewisser Mirambo, der früher Häuptling eines kleinen Distriktes in Uniamwesi gewesen sein soll und sich dann zum Häuptling des benachbarten Gebietes Agowe aufschwang. Ein betrügerischer Araber hatte einst von ihm eine große Partie Elfenbein auf Kredit erhalten, als er aber Zahlung leisten sollte, verweigerte er dieselbe und lachte den leichtgläubigen Häuptling aus. Dieser beschwerte sich bei den Arabern in Kase, und als sie seine Beschwerde unberücksichtigt ließen, beschloß er, sich selbst sein Recht zu verschaffen. Die nächste arabische

Karawane, welche durch sein Gebiet kam, wurde angehalten und von ihr Schadenersatz verlangt. Der Führer der Karawane war nach langen Unterhandlungen schon bereit, einen Teil der Schuld seines Landsmannes zu zahlen, aber Mirambo wollte von einem solchen Ausgleich nichts wissen, überfiel die Karawane und vernichtete sie. Die Folge war ein erbitterter Krieg zwischen den Arabern und Mirambo, welcher die Straße nach Udschidschi vollständig sperrte. Als Stanley auf seiner Reise zur Auffindung Livingstones nach Uniamwesi kam, fand er dort eine große Kriegsmacht versammelt. Die Araber und Waniamwesi wollten soeben, 2150 Mann stark, gegen Mirambo ins Feld ziehen, und Stanley schloß sich ihnen an, in der Hoffnung, unter so großer Bedeckung ungehindert durchzukommen, aber nach anfänglichen Erfolgen erlitten die Araber eine Niederlage,



Livingstones Tod.

und Stanley, der mehrere Leute in dem Kampfe verlor, entkam nur mit Mühe und Not den erbitterten Siegern. Er mußte später, um den Tanganjika zu erreichen, sich zu einem großen Umweg nach Südwesten entschließen. Mirambo drang unaufhaltfam in Uniamwesi vor, die Araber wurden abermals geschlagen, und Tabora, ihre Hauptort, eingeäschert. Als später Cameron (1872) durch Uniamwesi kam, fand er dort 1000 Beludischen des Sultans von Sansibar, welche bald darauf durch 2000 Mann verstärkt wurden. Der Krieg wurde von beiden Teilen mit empörender Grausamkeit und Barbarei geführt, da jedoch eine einheitliche Leitung fehlte, zog sich der Kampf ohne Entscheidung hin, und man beschränkte sich auf beiden Seiten auf Überfälle von Dörfern und einzelnen Leuten.



Die Victoriafälle des Sambesi.

Während wegen der feindseligen Haltung Mirambos die meisten Reisenden sich gezwungen sahen, einen Umweg nach Südwesten zu machen, zogen Burton und Speke auf ihrer Entdeckungsreise zum Tanganjika von Unianjembe aus nordwestwärts. Sie kamen zunächst nach Msene, welches von den Wasumbwa, einem Stamm der Waniamwesi bewohnt war, ein ungemein fruchtbares Land, in dessen fettem Boden Reis, Hirse, Maniok in überraschender Üppigkeit gediehen, und wo Feldfrüchte, Milch, Honig, Tabak und Geflügel zu Spottpreisen feil waren. Die Bevölkerung dieses gesegneten Landes lebte ein wahres Schlaraffenleben, in dem ihr so leicht zugänglichen Genüssen schwelgend, und das lustige flotte Leben in Msene, wo es immer Musik und Tanz gab und die Bevölkerung nur selten nüchtern war, wurde mancher durchziehenden Karawane verhängnisvoll, da die Träger hier scharenweise davonsiefen. Die Anziehungskraft von Msene war umso stärker, als jenseits desselben ein ungesundes Dschungelland begann, in welchem mancher Durchziehende von einem bösen Fieber befallen wurde.

Die Karawane Burtons kam durch Usagozi, die ehemalige Hauptstadt von Uniamwesi, und erreichte, an vielen besetzten Dörfern, in welche ihr der Eintritt verwehrt wurde, vorbeiziehend, den Fluß Malagarazi. Unweit der Stelle, an welcher Burton ihn überschritt, vereinigen sich die beiden großen Quellflüsse, welche den Malagarazi bilden, deren einer von Norden aus dem Watuland, der andere von Osten, von dem Plateau des östlichen Uniamwesi kommt. Burton hatte an der Grenze von Uwinza einen ganzen Tag lang mit dem Sultan Mzogera unterhandeln müssen, bevor er gegen einen Tribut die Erlaubnis zum Zug bis an das Flußufer erhielt, aber dort angekommen, sah er sich wieder aufgehalten, da ein unverkämmt hoher Betrag für die Überfahrt seiner Leute verlangt wurde, den er schließlich doch bezahlen mußte, da man wegen der vielen Krokodile den seichten Fluß nicht durchwaten konnte.

Wieder ging es durch Dschungeln dahin, in welchen viele dem Malagarazi zueilende Flüsse durchwaten oder in Kanoes überschritten werden mußten, und nach einem ermüdenden Marsch durch das völlig unbebaute Land auf dem rechten Ufer des Malagarazi sah man endlich in der Ferne blaue Linien am Horizont auftauchen, welche verkündeten, daß man dem Ziele der Reise nahe sei.

Noch ein Marsch durch weite Prärien, dann durch Wald, und endlich einen Hügel hinauf — und da lag der blaue See zu den Füßen der Reisenden, mitten im Schoße der waldigen Berge, vom hellsten Sonnenglanz überflutet und umsäumt von einem Kranz grüner Wiesen, zwischen denen am Ufer viele Dörfer zerstreut lagen. Fischerkähne belebten den See, auf welchem man in der Ferne eine Menge Inseln und Inselchen schimmern sah, und hohe Berge begrenzten gegen Norden und Süden die Fernsicht.

Die Fahrten, welche Burton von Udschidschi aus auf dem Tanganjika unternahm, lieferten ihm ein reiches Material zur Beschreibung des Sees und seiner Uferbewohner, aber ein Rätsel blieb ihm die große Wassermasse dennoch. Er vermochte sich die Frage nicht zu beantworten, daß der See, der keinen Abfluß hatte, doch süßes Wasser enthielt, während er der Natur der Dinge nach salzhaltig sein mußte wie z. B. das Tote Meer. Der Lukuga scheint damals als Abfluß des Sees noch nicht vorhanden gewesen zu sein, wenigstens hat Burton nichts von ihm gehört.

Die Frage der Entstehung des Tanganjika hat alle Reisenden beschäftigt, die den See besuchten. Auch Livingstone, der 1867 an den Tanganjika kam, war erstaunt über das Rätsel, vor dem er stand, aber er versuchte es vergebens zu lösen. Auch eine Fahrt nach dem Nordende des Sees, die er später mit Stanley unternahm, brachte keine Aufklärung. Der von Stanley aufgestellte Annahme für die Entstehung des Tanganjika ist von vielen Seiten widersprochen worden, namentlich von Thomson und dem Leiter der Londoner Missionsgesellschaft in Udschidschi, Herrn Hore, welche beide andere Theorien oder richtiger gesagt Vermutungen aufstellten. So äußert sich Thomson über Stanleys Behauptungen:

„Stanley (der in seinen Ideen ebenso kühn und entschieden ist wie in seinen Handlungen) meint, es sei in einer frühern Zeit nur jener Teil des Tanganjika vorhanden gewesen, welcher südlich von einer Linie liegt, die man sich vom Kap Kahangwa in Uguha nach dem gegenüberliegenden Kap Kungwe gezogen denkt.

Zu jener Zeit, nimmt er an, sei der Lufuga der Abfluß gewesen; es habe jedoch eine wunderbare Umwälzung stattgefunden, wodurch sich ein gähnender Golf bildete, welcher die nördliche Hälfte zu dem See hinzufügte. Natürlicher Weise strömten die Gewässer der südlichen Hälfte in diesen Schlund, sodaß die Tiefe des Wassers auf die Hälfte beschränkt wurde und nicht mehr abfließen konnte. Bis zu den Jahren 1877 und 1878 flossen zahlreiche Ströme in den See und erhöhten ihn allmählich bis zu seinem ursprünglichen Spiegel, und als Stanley den Lufuga besuchte, hatte derselbe bereits wieder die frühere Eigenschaft eines Abflusses erhalten. Diese Theorie ist ohne Zweifel kühn und treffend. Leider aber sind die Beweismittel, welche dieselbe stützen sollen, nichts weniger als zureichend oder befriedigend. Sein Haupt-Argument besteht einfach darin, daß die Hügel und das Land, welche den Lufuga umgeben, im Vergleich mit den übrigen Bergen in der Nähe des Sees sehr niedrig seien. Dieser Umstand läßt sich jedoch vollkommen durch die Thatsache erklären, daß jener Teil aus besonders weichen und mürben Sandsteinen besteht, welche auf der Nord- und Südseite von harten und soliden metamorphischen Felsen flankiert werden. Da die Sandsteine leicht bloßgelegt werden, so sanken sie viel tiefer als die angrenzenden metamorphischen Felsen, und so erhielt der Platz das Ansehen einer Kluft. Das einzige anderweitige Beweismittel, welches er anführt, besteht darin, daß sich längs der Ostseite des Sees felsame, losgelöste Felsenblöcke, wüst durch einander liegend, vorfinden. Darin erblickte seine lebhafteste Einbildungskraft nichts als eine große Umwälzung, welche den festen Erdboden durchbrochen und ein unbeschreibliches Chaos erzeugt hätte. Ein nüchternen Geist bemerkt jedoch selbst in diesen auffallenden Naturerscheinungen nichts weiter als die langsame Hand der Zeit, welche durch Regen, Wind und schnelle Verdunstung einwirkt."

Herr Hore vermutet dagegen, daß durch Erdbeben, die in Udschidschi häufig sind, eine Veränderung des Seespiegels oder der Mündung des Lufuga hervorgebracht worden sei. Zum Teil auf Grund der Beobachtungen des Herrn Hore gelangte Thomson zu folgenden Schlüssen: Daß auf dem Tanganjika unter normalen Verhältnissen Regenfall und Verdunstung einander das Gleichgewicht halten; daß vor vielen Jahren der Wasserstand des Sees infolge außergewöhnlicher regenarmer Jahreszeiten so tief gesunken ist, daß das Seewasser die Abflußmündung nicht mehr erreichte; daß dieser Zustand lange genug dauerte, um die Sättigung des Wassers mit Salzteilen zu ermöglichen, welche ihm einen vom Süßwassergeschmack verschiedenen Geschmack verliehen; daß dann wieder außergewöhnlich nasse Jahreszeiten folgten, während welcher der See stieg, und daß er dann eine Schranke, welche sich durch Niederschläge in dem Bett des Lufuga gebildet hatte, durchbrach und seine frühere Höhe wieder erreichte.

„Es ist wohl zu merken, daß da, wo die Ufer des Sees niedrig sind oder sich ein weites Thal nach dem Hochlande ausbreitet, die Felsen aus weichem, entblößtem Sandstein bestehen. Diese Thatsache scheint klar darzulegen, daß die Unregelmäßigkeiten des inneren Hochlandes einer Bloßlegung zuzuschreiben sind, wobei der weichere Sandstein schneller weggeführt wurde als die metamorphosen Felsen, welche in großen Bergmassen zusammenstehen, wie die von Marungu und Kungwe. In der Gegend von Nphla nach Utowa und ebenso von Kaboga nach dem Norden von Udschidschi ist dies höchst auffallend. Derselbe Umstand zeigt sich auch in einem schmalen Landstrich nördlich von Kungwe und in der Umgegend von Manda und Jendwe. Es ist auch wahrzunehmen, daß alle diejenigen Flüsse, welche die Länge von Abzugskanälen haben, durch Sandsteingebiet fließen; von diesen mögen der Kuche, Malacharazi, Lofu, Lofuku und Lugumbu erwähnt werden. Es ist möglich, daß in einer Zeit, welche der kohlenhaltigen Periode voranging, ein ungeheurer See die ganze „Seeregion“ bedeckte und das ganze Thal des Kongo bis zu den Zügen an der Westküste einschloß. Unter solchen Umständen würde das Sandgestein, welches einen großen Teil jenes Gebietes ausmacht, abgesetzt worden sein. Im Verlauf der Zeit wurde ein Kanal von einem Flusse ausgehöhlt oder durch irgend eine Umwälzung gebildet, welcher das Wasser abführte und nur große Massen in den tieferen Höhlen zurückließ, wodurch derartige Seen wie der Bangweolo und der Moero-See entstanden. Der Tanganjika selber scheint nachher durch großen Niederdruck entstanden zu sein. Durch keine andere Theorie läßt sich begreifen, wie

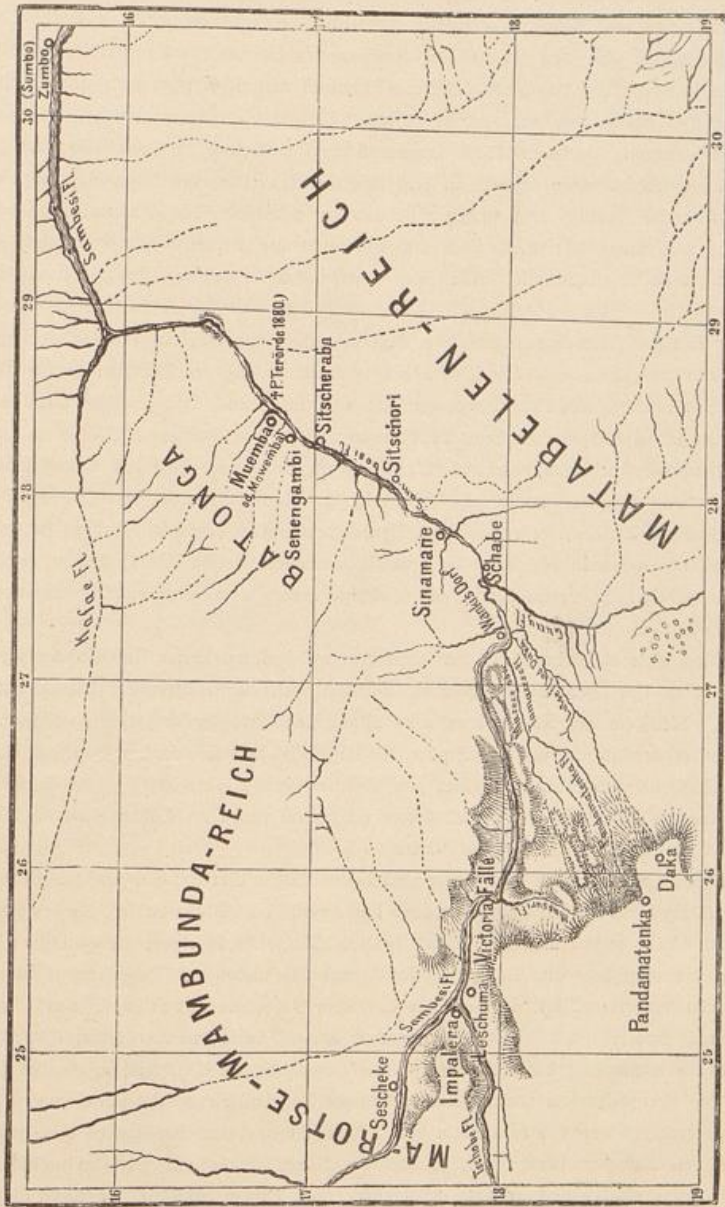
solch ein langer schmaler Trog, von solcher ungeheuren Tiefe und von jähren Felsen umgeben, entstehen und alle Arten von Felsen ohne Unterschied durchschneiden konnte. Die Thatsache, daß eine große Zahl der Seemuscheln entschieden den Charakter von Meermuscheln trägt, scheint zu zeigen, daß das Gewässer bis zu einer neuern geologischen Periode salzhaltig war, aber in der Folge durch die Bildung des Lakuga zu Süßwasser wurde, indem sich der weiche Sandstein von Uguha bloßlegte und dadurch eine Zirkulation entstand, welche das Salz wegführte; der deutlich ausgeprägte Meerescharakter dieser Muscheln kam kaum durch eine andere Vermutung erklärt werden."

Das Nordende des Sees, dem man in geographischen Kreisen große Wichtigkeit beilegte, da man dort einen Abfluß vermutete, durch welchen der Tanganjika mit den Seen im Norden in Verbindung stehe, wurde von Livingstone und Stanley erforscht, nachdem beide in Udschidschi zusammengetroffen waren.

Nachdem die Berichte Livingstones, welche er vom Bangweolo-See abgefaßt, das Gerücht von seinem Tode im Nyassa-Gebiet widerlegt hatten, war wieder eine geraume Zeit verstrichen, ohne daß man Nachricht von dem kühnen Forscher erhielt. Sein letzter Brief kam aus Udschidschi und trug das Datum des 30. Mai 1869. Mehr als 2 Jahre vergingen, ohne daß neue Nachricht kam, und abermals wurden Gerüchte laut, welche ihn als tot bezeichneten. Da man nicht wußte, ob die von Sansibar ihm nachgesandten Unterstützung ihn erreicht hatten, rüstete die Geographische Gesellschaft in London 1872 eine Expedition aus, welche Livingstone aufsuchen sollte. Trotz der sorgfältigsten Ausrüstung nahm diese Livingstone Search and Relief Expedition ein klägliches Ende, denn als sie endlich von Bagamoyo aufbrechen wollte, traf die Nachricht ein, daß Livingstone bereits gefunden sei, und der Führer der Expedition, Leutnant Dawson, gab das Unternehmen, bei dem es für ihn nicht mehr großen Ruhm zu erwerben gab, auf und überließ das Kommando dem Leutnant Henn, der es seinerseits bald an Livingstones Sohn Oswell abtrat, und dieser ließ sich durch Kirks Warnungen vor den ungünstigen Gesundheitsverhältnissen abschrecken und trat den Zug zu seinem Vater nicht an. Der Mann, durch den die Livingstone-Expedition die erträumten Lorbeeren sich entriß, war der Spezialkorrespondent des „New-York-Herald“, Henry M. Stanley. Herr James Gordon Bennett, der Eigentümer des Blattes, hatte ihn telegraphisch von Madrid nach Paris berufen, und als er 40 Stunden später dort eintraf, empfing er ihn mit der Frage, wo sich nach seiner Meinung Livingstone befinde. Als Stanley bezweifelte, daß Livingstone noch am Leben sei, erwiderte Gordon Bennett: „Ich denke, er ist noch am Leben, und ich sende Sie aus, ihn zu finden.“ Wenige Stunden später war Stanley bereits unterwegs nach Ägypten, aber bevor er die Reise zur Aufsuchung Livingstones antrat, hatte er noch anderen Aufträgen zu genügen: nachdem er den Feierlichkeiten bei Eröffnung des Suezkanals beigewohnt, reiste er nach Jerusalem, von dort nach der Krym, um die Schlachtfelder zu besuchen, und schließlich über den Kaukasus und Persien nach Indien, wo er sich endlich nach Sansibar einschiffte. Am 6. Januar 1871 landete er zum erstenmal auf der Insel, wo er sofort die Bildung und Ausrüstung der Expedition begann, welche er in 5 Abteilungen aufbrechen ließ, deren letzte am 21. März von Bagamoyo abmarschierte. Er zog nicht auf der von Burton und Speke verfolgten Straße, sondern ging geraden Weges durch Mwere und Uegua auf Usagara zu, kam durch den Makatsumpf nach Ngogo und von dort nach Unianjembe, wo die Kämpfe mit Mirambo ihn zwangen, sich über den in den Malagarazi mündenden Gombe nach Süden zu wenden und in einem großen Bogen durch Uafama und Ukonongo an den Fluß Utumba und von dort wieder nordwärts durch Uwinza zum Malagarazi zu ziehen. Bald erhielt er durch eine Waguhha-Karawane Kunde, daß Livingstone in Udschidschi sei, und am 10. November, am 236. Tage nach seinem Ausbruch von Bagamoyo hatte er den Totgeglaubten gefunden.

Wenige Tage nach dem Zusammentreffen schlug Stanley eine Fahrt nach dem Nordende des Sees vor, und Livingstone ging bereitwillig auf den Vorschlag ein. In einem gemieteten Kanoe brachen sie am 14. November auf und erreichten nach einer ruhigen Fahrt längs der im herrlichsten Grün und Blüten Schmuck prangenden Ufer, wo die Abhänge der Hügel mit Mais- und Durrafeldern und Erdnuß- und Kaffave-

pflanzungen bedeckt waren, am 4. Tage an die Mündung des Flüsschens Mischala, welches die Grenze zwischen dem Gebiet von Udschidschi und Urundi bildet. Die Landschaft nahm nun einen andern Charakter an, bald



Der mittlere Lauf des Sambesi.

traten die Felsen dicht ans Ufer heran, sodas die Wellen ihren Fuß umspülten, bald öffneten sich vor den Vorbeifahrenden weite Thäler, welche durch Sumpfland vom Ufer getrennt waren. Nach neuntägiger Fahrt und kurzem Aufenthalte in dem Dorfe Magala an der Warundiküſte kam man am Mugere-Delta vorbei zu

Europas Kolonien. III. 27

mehreren längs einer Bucht zerstreuten Dörfern, in denen der Häuptling Mukamba gebot, der die Fremden freundlich aufnahm, und fuhr von dort in 9 Stunden quer über den See zum Westufer hinüber. In dem im Delta des Rufiji gelegenen Gebiet des Häuptlings Ruhinga wurde gelandet. Das Land war flach und sumpfig, mit vielen Teichen und stehenden Gewässern, welche die Luft verpesteten, bedeckt. Der Häuptling erteilte zwar auf alle Fragen über den See und die angrenzenden Gebiete den Reisenden bereitwillig Auskunft, aber da diese gerade in bezug auf das Ende des Sees ihren Erwartungen nicht entsprach, beschlossen sie, sich durch den Augenschein zu überzeugen, wie es dort aussehe. Sie fanden 7 breite, durch grassbewachsene Landspitzen von einander getrennte Buchten. Nach langem Suchen entdeckten sie endlich in einer derselben eine schwache Strömung, vermochten aber nirgends in dem schiffsbedeckten Ufer eine Flußmündung zu entdecken, bis endlich einige Eingeborene, welche dort fischten, sie in den mittelsten, den Hauptarm des Rufiji-Deltas geleiteten. Der Fluß war kaum 10 Schritte breit und sehr seicht, die Strömung jedoch ziemlich stark. Weiterhin teilte er sich in viele kleine Kanäle, aber über diese hinaus konnte man ihn wieder ein breiteres Bett einnehmen sehen.

Das ganze Nordende des Sees gehört zu dem in viele kleine Gebiete zerfallenden Urundi, welches nordwärts an Ruanda grenzt. Längs der Westküste weiterfahrend, kamen Livingstone und Stanley in das auch von Burton schon besuchte westliche Nachbargebiet von Urundi, nach Uvira, dessen Bevölkerung sich mit Verarbeitung des von Westen bezogenen Erzes beschäftigte und eiserne Werkzeuge, Waffen u. s. w. verfertigte, dabei aber auch Elfenbeinhandel trieb, der viele Käufer in ihr Land zog, weil das Elfenbein in Uvira sehr billig war. Die Wavira erhalten nämlich ihr Elfenbein im Manjuemaland (siehe Seite 197), einem der ergiebigsten Handelsgebiete Afrikas, dessen großer Elfenbeinreichtum es schon seit Jahren zu einem Zielpunkt der arabischen Karawanen gemacht hat, denn die ersten Karawanen, welche dorthin kamen, fanden Elfenbein zu Thürpfosten und zu Pfeilern verwendet, weil die Eingeborenen noch gar keine Ahnung von dem Werte desselben hatten.

Die Expedition setzte die Fahrt längs der Küste fort und gelangte beim Kap Kabogi zu einer Gruppe Felseninseln, welche New-York-Heraldinseln benannt wurden, weil der einheimische Name ein sehr schwer aussprechbarer war. Nachdem am Kap Kuvumba im Waviraland, wo die Expedition nochmals landete, ein Streit mit den Eingeborenen, welche mit den Arabern in Udschidschi in Feindschaft waren, mit Mühe beigelegt worden, fuhren Livingstone und Stanley wieder zum Ostufer hinüber, erreichten ohne Unfall Mukungu in Urundi und kamen am folgenden Tage nach Udschidschi, nachdem sie in 28 Tagen etwa 65 Meilen Wasserweg im nördlichen Teil des Sees zurückgelegt hatten.

Udschidschi war damals und ist auch heute noch der wichtigste Ort am Tanganjika. Seine Bevölkerung hat mehrmals ihre Wohnsitze verlassen und sich weiter landeinwärts ansiedeln müssen, da der See sein Ostufer benagt und sich dort immer weiter ausdehnt. Das heutige Udschidschi ist eine volle englische Meile von der Stelle entfernt, an der einst das alte Udschidschi stand, und bei niedrigem Wasserstand kann man noch in einer Entfernung von mehreren Metern vom Ufer auf dem Seeboden die Stümpfe von Ölpalmen unterscheiden. Burton und Speke, welche 1858 an den See kamen, berichten von keiner Ortschaft Udschidschi, sondern nur von einem Küstenstrich dieses Namens, dessen Bewohner, die Wadschidschi, ein kräftiger Menschenschlag waren, der sich aber durch ein unverschämtes, trotziges Benehmen auszeichnete. Cameron, der 15 Jahre später die Seeufer bereiste, nennt als Hauptstadt von Udschidschi das am See gelegene Kawele. „Zu den Sehenswürdigkeiten von Kawele,“ berichtet er, „gehört der Markt, der täglich zwischen halb sieben und zehn Uhr morgens und dann wieder nachmittags auf einem freien Platze dicht an der Küste abgehalten wird. Der Frühmarkt ist der wichtigere, und derselbe bietet zugleich ein interessantes und belebtes Schauspiel dar. Er wird von den Völkerschaften von Uguhha, Uvira, Urundi und vielen an der Küste des Sees wohnenden Stämmen besucht. Die Waguhha sind leicht kenntlich an der sorgfältigen Weise, wie beide Geschlechter ihr Haar tragen, und an den phantastischen und ausgedehnten Tätowierungen der Frauen: die Warundi dagegen

unterscheiden sich dadurch, daß sie sich mit roter Erde und Öl beschmieren und auf diese Weise ihrem Körper eine helle Bronzefarbe verleihen. Von den arabischen Kaufleuten werden sie „rotes Volk“, d. h. hellfarbiges, genannt. Frauen aus Kawele und den umliegenden Dörfern bringen Mehl, süße Kartoffeln, Hamswürzeln, Früchte der Ölpalme — die man hier zum ersten male antrifft — Bananen, Tabak, Tomaten, Gurken und viele andere Früchte in Körben auf den Markt, außerdem noch Topfgeschirr und in großen Kürbisflaschen Pombé und Palmwein. Die Männer verkaufen getrocknete oder frische Fische, Fleisch, Ziegen, Zuckerrohr, Netze, Körbe, Holz zu Speeren und Bogen, und Basttuch. Die Warundi handeln hauptsächlich mit Korn und Rüdern; von der Insel Abwari wird eine Art von Hanf eingeführt, aus dem die Wagogo ihre Netze fertigen, während Uwira Topfwaren und eiserne Geräte liefert, Uvinsa Salz und mehrere andere Distrikte Palmöl. Jeder Verkäufer hat täglich denselben Platz inne, und viele bauen sich auch kleine Hütten aus Palmzweigen, um sich vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen. Unter der Menge der Käufer und Verkäufer gehen andere Trupps umher, die von entfernten Gegenden nach diesem Mittelpunkt des Handels kommen, um Sklaven und Elfenbein abzufehen, und da bei dem ganzen Handel so laut als möglich geschrien wird, so ist der Lärm fast betäubend. Ein merkwürdiges Zahlungsmittel ist hier allgemein gebräuchlich, es wird nämlich alles mit Perlen bezahlt, die man Sofi nennt und die ähnlich wie in kleine Stückchen zerbrochene Pfeifenröhrchen aussehen. Leute mit Quersäcken voll solcher Perlen wechseln diese bei Beginn des Marktes an Marktbesucher, die Einkäufe zu machen gedenken, tauschen sie nach Beendigung des Marktes von den Verkäufern wieder ein und machen natürlich, wie gewöhnlich die Geldwechsler, bei beiden Geschäften ihren Profit.“ (Siehe Seite 189.)

Thomson war sehr enttäuscht durch den Anblick des Marktes, von dem er nach den lebhaften Schilderungen von Stanley und Cameron mehr erwartet hatte. Der Markt, berichtet er, ist fast gänzlich zum Verkauf von Nahrungsmitteln, vorherrschend Palmöl, Hirse, Reis, indisches Korn, Zuckerrohr, süße Kartoffeln, Grundnüsse, Hammelfleisch, Fisch u. dgl. Die ganze Menge Elfenbein, welche zum Kauf auslag, war nicht zehn Dollars wert. Sklaven waren, dank der Anwesenheit des Herrn Hore, nicht vorhanden. Im Ganzen war kaum ein Gegenstand von Wert zu sehen. Die meisten Verkäufer hatten ihre Vorräte unter kleinen Buden liegen. Den ersten Schritt zum Gebrauch des Geldes haben sie dadurch gemacht, daß sie Kügelchen in Umlauf setzen, welche unser Kupfergeld vertreten; für größere Käufer dient das Tuch als Wertmittel. Am Udschidschi herrscht ein reges und geschäftiges Treiben, welches in auffallendem Gegensatz zu dem Äußeren der meisten einheimischen Dörfer steht. Der Handel hat Gelegenheit geboten, die erste Stufe zur Bildung und zum Fortschritt zu betreten, zu gegenseitiger Abhängigkeit und wechselseitigem Beistand; es hat eine gewisse Teilung in den gemeinschaftlichen Verrichtungen stattgefunden, so daß jeder Eingeborene, anstatt seine Bedürfnisse durch eigenhändige Arbeit zu befriedigen, jetzt seine Kleidung von einem Manne, sein Salz von einem zweiten, seinen Fisch, sein Palmöl, seine Kochtöpfe und andere Dinge von anderen Menschen empfängt; von verschiedenen Stämmen erhält er Artikel, die in seinem eigenen Lande nicht erzeugt werden, und da er dies zuträglich fand, so lernte er die Notwendigkeit kennen, mit jenen Stämmen in Frieden zu leben und sie zu ermutigen, sich zum Tauschhandel einzustellen. Auf diese Weise erklärt sich das geräuschvolle Leben, welches an dem Orte herrscht. Die häufig erscheinenden Araber in ihren flatternden Gewändern (zuweilen zu Fuß, zuweilen auf Mastateseln reitend), Bänden von Waswahisi, Reihen von Sklaven, mit Getreide oder Elfenbein beladen, Herden von Schafen und Ziegen und kleine Herden von Hornvieh, dazu die Boote auf dem Wasser — dies alles gab dem Ort ein Ansehen, nicht unähnlich dem eines Küstendorfes am Mlima.

Am Tanganjika haben in jünger Zeit außer der Brüsseler Association auch Missionsgesellschaften festen Fuß gefaßt. Die Londoner Missionary Society sandte die Herren J. K. Thomson, E. C. Hore und Hatley nach Udschidschi, wo sie am 23. August 1878 ankamen und in der Nähe, an der Kinegoma-Bai, eine Station errichteten. Herrn Hore verdankt man die Konstatierung der Thatsache, daß der Lufuga einen Abfluß des Tanganjika bildet, was auch schon Stanley behauptet hatte. Herr Thomson wurde der Station bald durch

den Tod entrissen, aber in den Herren Southon und Griffith erhielt dieselbe im Jahre 1878 willkommenen Ersatz.

Im Jahre 1878 erschienen auch römisch-katholische Missionäre, die vom Bischof Lavigerie in Algier ausgesandt waren, um am Tanganjika und Ukerewe Stationen zu gründen. Durch dieselben wurden nach und nach nicht weniger als 10 Stationen in Uganda und am Tanganjika errichtet, und auch am Westufer des Tanganjika wurde nun Fuß gefaßt, da die Association dort als äußersten Vorposten der Kultur die Station Mpala gründete.

Durch diese in das Herz Afrikas vorgeschobenen Stationen hat sich die Association große Verdienste um die Erschließung des dunkeln Erdteils erworben, denn manche Expedition hat seitdem in ihnen Stützpunkte



Kanoetransport in der Wildnis.

für ihr ferneres Vordringen gefunden, und fast könnte man sagen, daß der Ausgangspunkt der Forschungsreisen von Sansibar an den Tanganjika verlegt war. Die jüngste deutsche Expedition, die von Dr. Böhm und Paul Reichard, wäre wahrscheinlich rettungslos verloren gewesen, wenn nicht am Westufer des Sees eine Station bestand, in welcher sie Gelegenheit fand, sich neu zu verproviantieren, und wo sie in Sicherheit sich von den Mühen der letzten Monate erholen konnte.

Das Südennde des Tanganjika-Sees hatte Livingstone schon 1872 bereist, und er verweilte damals 3 Monate in der Landschaft Urungu, welche sich südlich vom Tanganjika ausbreitet, ein 1400 Meter hohes Plateau, an welches im Süden Usango sich anschließt, dessen Bevölkerung Viehzucht treibt und große Herden besitzt. Es bildete den Ostrand des großen Kundareiches, dessen Hauptstadt Cazembe war. Dort liegen südwestlich vom Tanganjika wieder zwei große Seen, der Moero und Bangweolo, deren Entdeckung wir eben-

falls Livingstone verdanken. Der erstere, nördlich von Cazembe, ist etwa 12 Meilen lang, im südlichen Teil mindestens 14 Meilen, im nördlichen $2\frac{1}{2}$ bis 4 Meilen breit und von hohen, bis zum Gipfel bewaldeten Bergen umschlossen. Am Nordende des Sees bricht der Kualaba mit Donnergetöse zwischen den Bergen zu einer jenseits der Kuaberge sich ausdehnenden Ebene durch, die er in ruhigem Laufe durchfließt. Am Südende des Moero-Sees fand Livingstone einen in diesen sich ergießenden Fluß Kuapula, welcher aus einem See Bangweolo oder Bemba kommen sollte. Dieser 1220 Meter über dem Meerespiegel gelegene See ist bedeutend größer als der Moero, etwa 32 Meilen lang und 15 Meilen breit. Livingstone lernte nur einen kleinen Teil des Bangweolo kennen, da die ihn begleitenden Eingeborenen sich weigerten, weiter vorzudringen. Später kam Livingstones Diener Wainwright⁶³⁾ mit der Leiche seines Herrn durch diese Gegend, und sein sorgfältig geführtes Tagebuch lieferte viel Material zur Kenntnis derselben. Die Ufer des Sees sind flach und kahl, und viele bewohnte Inseln liegen in demselben. Zwischen der zahlreichen Inselbevölkerung und dem Ufer herrscht lebhafter Verkehr, doch bedient sich dieselbe dazu nur während der Regenzeit der Kähne, da in der trockenen Jahreszeit überall Furten den Verkehr erleichtern. Die weiten Ebenen, welche den See umgeben, bilden vortreffliche Viehweiden, und außer den Herden der Eingeborenen ernähren sie große Scharen Antilopen, Zebras u. s. w. Die ganze Umgegend ist vortrefflich bewässert, denn eine Anzahl größerer und kleinerer Wasserläufe ergießt sich in den Bangweolo, weite Strecken in Sumpf- und Morastland verwandelnd. Auf dem Plateau, welches hier die Wasserscheide zwischen den nach Norden und Süden fließenden Gewässern bildet, entspringen so viele Gewässer, daß, wie Livingstone sagt, ein großer Teil eines Menschenlebens nötig wäre, wenn man sie alle zählen wollte. „Aus der Vogelperspektive betrachtet, würden manche Teile der Wasserscheide den Eisblumen an einer Fensterscheibe gleichen. Die Gewässer beginnen alle in einem Sumpfe im obern Teile eines wenig eingesenkten Thales; wenige hundert Schritte weiter unten bildet das aus dem schwammigen Boden aussickernde Wasser schon einen beständig fließenden Bach, welcher etwas über 1 Meter breit und tief genug ist, um eine Brücke zu erfordern. Dies sind die letzten und primären Quellen der großen, nach Norden fließenden Ströme. Diese primären vereinigen sich zu sekundären Flüssen, die im allgemeinen die Größe des Isis bei Oxford oder des Avon bei Hamilton haben, niemals austrocknen und sich wieder zu vier großen Abzugslinien verbinden.“

Am Bangweolo-See fand sein Entdecker Livingstone, der verdienstvollsten einer unter der großen Menge der Afrikaforscher, den Tod. Nachdem er durch Stanley mit neuen Vorräten versehen worden, war er wieder nach Süden gezogen, und vom Bangweolo-See gelangten noch Nachrichten von ihm nach Europa. An der Südgrenze des Lundareiches erhielt er Nachricht vom Tode des Cazembe, des Beherrschers desselben, und von dem Untergang seines Reiches. Vom Nordufer des Bangweolo fuhr er in Kanoes, welche ihm die Bewohner eines Dorfes zur Verfügung stellten, zu einer in der Mitte desselben gelegenen Insel hinüber, wo er Kähne zur Weiterfahrt mit Gewalt wegnehmen mußte, da die Eingeborenen ihm dieselben verweigerten und ihm feindlich entgegentraten. Der Marsch vom Ufer ins Land hinein war sehr beschwerlich, da die Regenzeit bereits eingetreten war. „Schon seitdem er Anianjembe verlassen,“ berichtet Livingstones Diener Majwara, „kränkelte Livingstone, und als er die Landschaft Kabende im Südwesten des Sees durchzog, sagte er zu Majwara, daß er sich nicht imstande fühle, sein Entdeckungswerk zu vollenden, sondern über die Katangaberge gehen, dort Eisenbein, welches in der Gegend sehr billig ist, kaufen und durch Manjuema nach Udschidschi zurückkehren wolle. Als die Karawane aber den nördlichen Teil von Bija, eines sehr großen Landes, erreichte und in der Provinz Malala anlangte, mußte der Doktor erst auf einem Esel reiten, dann auf einem Kitanda, einem Bettgestell der Eingeborenen, sich tragen lassen, was er anfangs sehr ungerne that.“ In Malala, wo der Sultan Kitambo residierte, wurde Livingstone die Erlaubnis zum Aufenthalt verweigert, und er ließ sich daher die 3 Stunden lange Strecke nach Kabende zurücktragen, wo von seinen Leuten für ihn eine Hütte erbaut

⁶³⁾ Eine Übersetzung von Wainwrights Tagebuch erschien in Petermanns Mitteilungen, 1874.

würde. Livingstone litt große Schmerzen und seine Kräfte nahmen rasch ab. „Am dritten Tage,“ heißt es in einem an den *New-York-Herald* gerichteten Telegramm, welches seinen Tod meldete, „sagte er: „Ich friere, legt mehr Gras auf die Hütte.“ Sein Gefolge sprach nichts und kam ihm nicht nahe. Kitambo, der Häuptling von Bisa, sandte Mehl und Bohnen und zeigte sich überhaupt freundlich gegen die Expedition. Am vierten Tage verlor Livingstone das Bewußtsein, und um Mitternacht starb er in Gegenwart seines Dieners Majwara.“ (Siehe Seite 204.) Die Nassikleute seines Gefolges berieten nun, was sie mit der Leiche beginnen sollten, und sie beschloßen, dieselbe zu konservieren und nach der Küste zu bringen, damit sie ein Grab in Livingstones Heimat finden könne. Die Leiche wurde geöffnet und, nachdem die Eingeweide herausgenommen worden, mit Salz umhüllt und 12 Tage der vollen Sonnenglut ausgesetzt, bis sie völlig ausgetrocknet war. Die Eingeweide legte man in eine Zimmbüchse und bereitete ihnen eine Ruhestätte unter einem großen Baum, in welchen außer den Namen der 3 Führer der Expedition die Worte eingeschnitten wurden: „Dr. Livingstone starb am 4. Mai 1873“. Dann traten die treuen Gefährten des großen Reisenden mit der in einem Sarg verwahrten Leiche den Rückmarsch an. Die Schwierigkeiten, die sie auf diesem Marsche zu überwinden hatten, mehrten sich mit jedem Tage. Sie begannen schon am Luapula, wo abergläubische Schem die Eingeborenen abhielt, ihre Boote zur Überfahrt einer Leiche zu leihen, weshalb es beinahe zum Kampfe mit ihnen kam. Noch in manchem Dorfe wurde der Leichenkarawane der Eintritt untersagt, und oft mußten sie feindliche Angriffe der Eingeborenen abwehren, während Krankheit und Hunger ihre Kräfte schwächten, bevor sie Unianjembe erreichten, wo sie mit der Expedition Camerons zusammentrafen, die sie reichlich mit frischen Vorräten versorgte. Dr. Dillon und Leutnant Murphy sollten die Karawane nach Sansibar führen, aber der erstere, der an heftigem Fieber litt und durch eine Augenkrankheit erblindete, erschoß sich schon nach wenigen Marschtagen in einem Anfall von Geistesstörung. Leutnant Murphy erreichte ohne Unfall am 18. Februar 1874 Sansibar, von wo die Leiche in einem verzinnnten und gut verlöteten Sarg im April durch den Dampfer „Malwa“ nach England gebracht wurde.

Das Gebiet im Süden und Südwesten des Tanganjika ist in jüngster Zeit von einer deutschen Expedition durchzogen worden, deren Erfolge sich den großartigsten Leistungen auf dem Gebiete der Afrikaforschung würdig anreihen: die von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland ausgesandte Expedition Böhm-Reichard, welche, anfangs aus 4 Deutschen bestehend, nach dem Tod eines Mitgliedes (Dr. Kaiser) und der Rückkehr eines andern (v. Schöler) ausschließlich von der Umsicht und Thatkraft Dr. Böhms und Paul Reichards abhing, die das in sie gesetzte Vertrauen in glänzender Weise rechtfertigen sollten.

In Mpala erhielten im Sommer 1883 Dr. Böhm und Paul Reichard den Auftrag zur Erforschung des Quellengebietes des Kongo. Sie gönnten sich in der Station nur eine kurze Ruhe und brachen am 1. September, begleitet von einer großen Schar Eingeborener, nach Südwesten auf.⁶⁴⁾ Eine Erkrankung Dr. Böhms verzögerte nur kurze Zeit das Vordringen, und schon am 27. September war der Luapula erreicht. Vier Wochen später betrat die Expedition das Gebiet Msiris, eines mächtigen Häuptlings, welcher über etwa 3000 mit Feuersteingewehren bewaffnete Krieger gebietet. Dasselbe erstreckt sich westwärts bis zu den Kunde-Irunde-Bergen und dem Eualaba, im Norden grenzt es an Urua, im Süden an Iramba. Im Gebiet Msiris wird viel Kupfer gefunden, aber der Häuptling gestattet die Ausfuhr desselben nicht. Dagegen treibt er, obwohl sein Name an der Küste unbekannt ist, lebhaften Handel nach der Westküste hin mit Sklaven, Elfenbein, Kautschuk und Wachs. Beim Zusammentreffen mit der deutschen Expedition klagte er über die schlechte Qualität der Stoffe, welche von Westen her in sein Land kämen, weshalb es ihm sehr erwünscht wäre, wenn er mit den an der Ostküste Handel treibenden Europäern in Verkehr treten könnte.

⁶⁴⁾ Über die Expedition, welche weite, bisher von keinem Europäer besuchte Länderstrecken durchzogen hat, fehlen noch ausführliche Berichte, und wir müssen uns daher auf das Wenige beschränken, was dem zur Stunde vorliegenden Briefe Reichards zu entnehmen ist.

Obwohl sich daraus auf freundliche Gesinnungen gegenüber den Weißen schließen ließ, sollte doch die Expedition später mit diesem Negerfürsten noch sehr traurige Erfahrungen machen. Daß er ein blutdürstiger, grausamer Tyrann war, davon konnten sich Böhm und Reichard schon in den ersten Tagen überzeugen. Das Morden bereitete ihm Vergnügen, und er ging dabei mit raffinierter Grausamkeit vor. Häufig ließ er seine dem Tode geweihten Opfer bis an die Brust eingraben und so verhungern.

Die Expedition erreichte am 26. November den Zusammenfluß des Efulwe und Eufira, überschritt den letztern und rastete dann 4 Wochen lang in Kagoma am Efulwe. Von dort wandte sie sich nach Urua, um vereint mit der Kriegsmacht des Häuptlings Msiri die Wamas anzugreifen, ein an den Grenzen von Iramba wohnendes Volk, mit welchem Msiri Krieg führte. Auf diesem Feldzug entdeckten Böhm und Reichard hinter dem schon von Cameron entdeckten Kifondjcha-See einen viel größern. Es kam dort zu einem Kampfe mit dem Feinde, die Leute der Expedition erlöschten ein Dorf, und der Krieg hätte wohl mit der vollen Niederlage der Wamas geendet, wenn der feige Tyrann nicht einer Entscheidung auswich und den Krieg absichtlich in die Länge zog. Im Lande der Wamas erlitt die Expedition einen schweren Verlust durch den Tod des Dr. Böhm. Er wurde Mitte März vom Fieber befallen, und am 27. März setzte der Tod seinem Forschungsdrang ein Ziel. Paul Reichard war nun der einzige von der Expedition noch übrige Europäer, und er bedurfte außergewöhnlicher Thakraft und Ausdauer, um das schwierige Werk, dessen Durchführung nun ihm allein anvertraut war, zu einem glücklichen Ende zu führen.

Der Häuptling Msiri, der doch der Expedition wegen der Unterstützung im Feldzuge gegen die Wamas zu Danke verpflichtet war, begann nun dieser unfreundlicher entgegenzutreten. Als Reichard Urua verlassen wollte, um zu den Quellen des Eualaba und Eufira vorzudringen, gestattete ihm der Häuptling den Weitermarsch nicht eher als bis er 20 seiner Leute als Geiseln zurückgelassen hatte. Endlich war das Mißtrauen des Häuptlings überwunden, und Reichard konnte aufbrechen, aber ein voller Monat war in Unkää, der Hauptstadt Msiris, ungenutzt vergangen.

Die Expedition überschritt am 24. Mai 1884 abermals den Eufira und lagerte am 27. d. M. unweit der Hauptstadt von Katanga. Reichard unternahm einen Ausflug zur Untersuchung der in der Nähe befindlichen reichen Kupferminen und setzte dann den Marsch zu den Quellen des Eufira fort. Er sollte dieselben nicht erreichen: kaum noch zehn Tagereisen von denselben entfernt, stieß er an der Grenze des Gebietes der Warambas auf Widerstand. Die Warambas wollten ihm den Zug durch ihr Land nicht gestatten, und es blieb ihm nur die Wahl zwischen dem gewaltsamen Erzwingen des Durchzuges und der Umkehr. An das Erstere war nicht zu denken, da die Munition zur Neige ging, und Reichard zog daher zurück nach Unkää, in der Hoffnung, dort bei Msiri, mit dem er Blutsbruderschaft geschlossen hatte, Unterstützung zu finden. Der hinterlistige, grausame Msiri trug sich jedoch mit ganz anderen Plänen in bezug auf seinen Blutsbruder, und es war vielleicht ein Glück für Reichard, daß Msiri bei seiner Ankunft in Unkää abwesend war und ihn nicht unerwartet überfallen konnte. Reichard erfuhr indessen, welche große Umschwung sich während seiner Abwesenheit in der Gesinnung des Häuptlings vollzogen hatte. Msiri hatte seinen Tod beschlossen und wollte die Expedition vernichten. Reichards Kopf sollte auf einem Pfahl in Msiris Residenz aufgesteckt werden, und aus seinem Bart wollte sich der Häuptling einen Kopfsputz verfertigen. Reichard lag in heftigem Fieber, als Msiri ankam, aber dieser war doch zu feig, um einen offenen Angriff auf die Expedition zu wagen, und sie blieb bis zu Reichards Genesung unbelästigt. Als ihm Reichard nun anzeigen ließ, daß er sein Land verlassen wolle, forderte er eine Menge Geschenke und die Auslieferung eines Bootes, welches Reichards Leute verfertigt hatten, um sich desselben zum Überschreiten des Eufira und Euapula zu bedienen. Die Expedition war aber nicht mehr in der Lage, Geschenke zu geben. Sie verfügte nur noch über 120 Nards schlechter Stoffe, einige bunte Taschentücher und etwa 10 Pfund weiße Perlen, aber auch ihre Munition war erschöpft; Pulver und Blei für 80 Vorderlader waren zwar noch reichlich vorhanden, aber nur noch 15 Zündhütchen für jedes Gewehr, und für 30 Hinterlader besaß man nur noch je 20 Patronen. Entschlossen,

es trotz seiner geringen Verteidigungsmittel auf einen Kampf mit Msiri ankommen zu lassen, verweigerte Reichard jede Leistung an denselben und gab Befehl zum Aufbruch. Unter Trommelwirbel, mit fliegenden Bannern trat die Expedition am 25. September den Rückmarsch an, ohne sich weiter um die Erlaubnis des Häuptlings zu kümmern.

Msiri war aber nicht gesonnen, die Fremden ungehindert abziehen zu lassen. Als diese am 28. September am Eufra anlangten, fanden sie das andere Ufer von 150 Kriegeren des Häuptlings besetzt. Sie erzwangen nach kurzem Gefecht den Übergang, erstürmten am folgenden Tage ein Dorf, welches während des Kampfes in Brand geriet und eingeäschert wurde, und bahnten sich unter unaufhörlichen Kämpfen einen



Partie der Victoriafälle.

Weg zum Kunde-Brande-Gebirge. Auf dem Hochplateau verirrt man sich schon am zweiten Tage, da man keine des Weges kundigen Führer hatte und ein als Führer dienendes Weib aus Unkää sich nicht mehr auskannte. Nur seinem Kompaß folgend, drang nun Reichard geraden Wegs durch die Wildnis nach Osten vor, aber von Tag zu Tag wurde die Lage der Expedition bedenklicher. Während ein furchtbares Unwetter herrschte, Regen, Kälte und Nachtwachen alle aufs äußerste erschöpft hatten, wurden auch die letzten Lebensmittel verzehrt, und Not und Hunger brachten die Leute in eine Stimmung, daß Reichard nur mit Mühe die Disziplin noch aufrecht zu erhalten vermochte. Endlich stieß man auf ein Dorf. Dasselbe wurde im plötzlichen Überfall genommen, wobei der Häuptling und einige Einwohner gefangen wurden, aber in der Hoffnung, dort Lebensmittel zu finden, sahen sich die Hungernden getäuscht. Glücklicherweise gelang es Reichard, einen

Büffel zu erlegen, und die schon seit mehreren Tagen nur von Wurzeln und Pilzen lebenden Leute stärkten sich wieder durch ein kräftiges Mahl. Von den Gefangenen geführt, erreichte die Karawane am 15. Oktober die alte Route, von der sie abgekommen war, und entließ dort den Häuptling und seine Leute in ihre Heimat. Reichard befand sich jetzt in bekannter Gegend. Am 16. November war der Luapula erreicht und wurde eine Tagereise nördlich von seinem Ausfluß aus dem Moero-See überschritten. Reichard erlegte einen Wasserbock und zwei Zebu-Antilopen und gewann dadurch wieder für einige Tage Lebensmittel, aber kaum war die drohende Gefahr des Hungertodes beseitigt, so stellten sich der Karawane neue Schwierigkeiten in den Weg. In strömendem Regen war Uwira in Marungu erreicht worden, und die Leute suchten, sobald sie in das Dorf gelangt waren, schleunigst Schutz in den Hütten, aber sie wurden dort von den Eingeborenen mit Pfeilschüssen angegriffen. Nachdem er schnell seine Mannschaft gesammelt, griff Reichard die Eingeborenen an und zwang sie zur Flucht in die Berge, aber obwohl sie nun keinen Angriff mehr auf das Dorf wagten, belästigten sie die Expedition doch noch lange Zeit durch Pfeilschüsse.

Am 30. November erreichte die Expedition endlich die belgische Station Mpala am Tanganjika, wo alle Not ein Ende fand, da sie von Leutnant Storms freundlich aufgenommen und mit allem nötigen versehen wurde, aber Ruhe fand sie auch dort nicht gleich. Die Feindseligkeiten des Häuptlings Lusinga zwangen zu einem Zug gegen denselben, und die Leute Reichards erstürmten vereint mit den Askari der Station das Dorf des Häuptlings, wobei dieser im Kampfe fiel. Dann fand die Expedition reichlich Zeit zur Erholung, da mehr als 2 Monate vergingen, bevor das am östlichen Ufer bei Karema befindliche Kurierboot eintraf und sie über den See brachte. Erst am 18. Februar 1885 betrat Reichard das Ostufer des Tanganjika, von wo er im März den Marsch zur Küste antrat, an welcher er so vieles verändert finden sollte. In Simbamwenni in Ujagara war es, wo er zum erstenmal nach 2 Jahren wieder deutsche Leute vernahm und einem Landsmann begegnete. Verwundert fragte er nach der Bedeutung der deutschen Fahnen, welche er dort wehen sah, denn zum Tanganjika war die Kunde von den jüngsten Vorgängen im Küstengebiet noch nicht gedrungen und er hatte keine Ahnung davon, daß Deutschland, während er im Innern Afrikas weilte, einen großen Kolonialbesitz an der Ostküste erworben hatte.

Auf seinem fluchtähnlichen Rückzuge aus dem Lande Mfiris, auf dem sogar die wertvollen naturwissenschaftlichen Sammlungen zurückgelassen werden mußten, hatte leider eine vollständige geistige und körperliche Abgespanntheit Reichard verhindert, die durchwanderte Strecke aufzunehmen, aber gegenüber der großartigen Bereicherung unserer oro- und hydrographischen Kenntnisse vom westlichen Hinterland des Tanganjika, welche wir Reichard verdanken, ist dies nur ein verschwindend kleiner Verlust. Über drei große Ströme hat die Expedition Licht verbreitet: über den Eualaba, den Luapula und den Lusira. Etwas südlich vom Upamba-See, wo Reichard den Eualaba erreichte, ist derselbe 300 bis 500 Meter breit und soll, wie die Eingeborenen erzählen, von Katonga bis Mangrema frei von Katarakten und schiffbar sein. Nach seinem Austritt aus dem Upamba-See bildet er noch viele große und kleine Seen und fließt parallel mit den Mitumba-Bergen von Südwest nach Nordost. Von dem berühmten Quellberg des Eualaba, welchem drei Flüsse entspringen sollen, kommt bloß der Lusira, während die Quellen des Eualaba, wie Reichard vermutet, weiter südlich zu suchen sind. Der Lusira, den Reichard dreimal erreichte, hat an drei berührten Stellen eine Breite von 50 bis 60 Meter bei bedeutender Tiefe, an einer vierten Stelle war er aber nur 30 Meter breit. Der Schiffahrt ist er nicht so offen wie der Eualaba, da er 3 Wasserfälle bildet, und von seinem Eintritt in die Eianoberge an, kurz vor welchem sich der 100 Meter breite und 25 Meter hohe Djnofall befindet, ist er überhaupt nicht mehr schiffbar. An Breite übertrifft ihn bedeutend der dritte der von Reichard überschrittenen Ströme, der 150 Meter breite Luapula, aber derselbe ist gar nicht schiffbar, denn er bildet unzählige Wasserfälle und Stromschnellen. Nachdem er den Moero-See verlassen, durchbricht er das den See im Norden einrahmende Kunde-Trunde-Gebirge, gelangt in jene Ebene, von welcher schon Livingstone berichtete, und fließt dann den Tafelbergen Kivele und Mlonwäloa zu, bei denen er sich durch die Mitumba-Berge eine

Bahn bricht. Euapula und Eualuba vereinigen sich und bilden den Kongo, wobei der letztere als der Hauptstrom zu betrachten ist.

Die Ergebnisse der Expedition Reichards bilden eine wertvolle Ergänzung der Entdeckungen einer andern deutschen Expedition, welche unter nicht geringen Schwierigkeiten ihre Aufgabe glänzend erfüllte. Leutnant Wigmann, der mit Dr. Pogge von der Westküste zur Ostküste vordrang, hatte, nachdem sie Ujangwe erreicht (siehe Europas Kolonien 2. Band, Seite 212), allein die Reise zum Tanganjika fortgesetzt, während Dr. Pogge wieder nach Norden zog. Die zahlreichen Positionsbestimmungen, welche wir diesen beiden Reisenden verdanken, vermehrten und verbesserten nicht nur unsere Kenntnis des südlichen Kongobeckens, welches, nach denselben zu schließen, eine Hochebene zu bilden scheint, die allmählich nach dem Kongo zu abfällt, sondern auch für den Tanganjika ergaben Wigmanns Beobachtungen Daten, welche wesentlich von früheren abweichen.

Diese Reisen sind für uns umso wichtiger, weil sie auch unsere Kenntnis des südwestlichen Teiles des Seeengebietes, welches das Ziel unserer Kolonialbestrebungen in Ost-Afrika ist, bedeutend vermehren. Es ist die zweite Gruppe der Seen, welche ihr Wasser bereits durch den Kongo dem Atlantischen Ozean zusendet, während die großen Seen in ihrem Norden, der Mbutan, Ukerewe u. s. w. durch ihre Abflüsse dem Nilgebiet angehören. Uns erübrigt hier nur noch ein Blick auf die beiden am südlichsten reichenden Seen, welche bereits nach Süden, in den Indischen Ozean abfließen, den Schirwa- und Nyassa-See, welcher letztere von der Südgrenze unserer Besitzungen am Rufidchi in wenigen Tagen zu erreichen ist und wohl bald die deutsche Flagge an seinen Ufern sehen wird.

Die Entdeckung dieser Seen verdanken wir ebenfalls Livingstone. Nach seiner Durchquerung des Kontinents erhielt derselbe von der britischen Regierung den Auftrag, das Gebiet des Sambesi zu erforschen. Die Expedition, welche im Frühjahr 1858 an der Ostküste landete, bestand außer Livingstone aus dessen Bruder Charles, Vaines, Konsul Dr. Kirk, Meller, Bedingfield und Thornton. Nachdem Livingstone auf einem aus England gekommenen Dampfer den Schire bis zu den Katarakten hinaufgefahren, welche Murchison-Katarakte benannt wurden, kehrte er nach Tete zurück und unternahm erst im März 1859 eine neue Fahrt stromaufwärts, wandte sich bei Tambala nach Osten, und erreichte, nachdem er einen mächtigen Gebirgszug überstiegen, am 18. April den Schirwa-See. Da er dort erfuhr, daß nördlich von demselben ein noch größerer See vorhanden sei, fuhr er im August nochmals den Schire aufwärts bis zur Insel Dakanamoio, zog dann längs des Flusses durch das Mangandja-Land nordostwärts und kam an dem kleinen Pamalombe-See vorbei am 15. September zum Nyassa. Einen Monat später wurde das Nordende des Sees durch unsern Landsmann Koscher entdeckt, der in Kiloa von dem See Nyassa erzählen gehört und sofort sich entschlossen hatte, ihn aufzusuchen. Über den Kufuhu, Kumbuhu und Rovuma erreichte er am 19. Oktober den See, an dessen Ufer in Hifonguny er am 19. März 1860, vom Fieber kaum genesen, ermordet wurde.

Die Ostufer des Nyassa sind, obwohl wiederholt Europäer in diese Gegend kamen, bis in die jüngste Zeit ziemlich unbekanntes Land geblieben. Livingstone, Koscher, Thomson, Drummond berührten, von verschiedenen Seiten kommend, den Nyassa, aber sein Ostufer hat der ganzen Länge nach zuerst der Missionär Johnson bereist.⁶⁵⁾ Von 12° 30' südl. Br. zieht sich ein mächtiges, mit Wald bedecktes Gebirge nach Süden, in welchem einzelne Gipfel, der Mtonia, Komkumba und Mangochi 4000 bis 5000 Fuß Höhe erreichen. Dieses Gebirge, welches von den Karawanen durchzogen wird, bietet in Kriegszeiten den Bewohnern der Flußthäler vortreffliche Schlupfwinkel, in denen sie nicht nur vor Nachstellungen geborgen sind, sondern auch Früchte zur Nahrung in Menge vorfinden, denn das reich bewässerte Gebirge, welches wahrscheinlich vulkanischen Ursprungs ist, zeichnet sich durch Fruchtbarkeit aus. Das Gebirge senkt sich südlich vom Mangochi in eine tiefe Mulde, welche einst wohl die Wasser des Schirwa-Sees ausfüllten und von der aus sie nach Süden

⁶⁵⁾ Siehe Proceedings of the Royal geographical Society, London, 1884, Seite 512.

und Osten abfließen. Jetzt entsendet das Gebirge zur Küste noch den Kovuma, in welchen von Süden der Mfinge und Eukulingo sich ergießen, und den Eujenda, welcher zahlreiche Zuflüsse aus dem Gebiet zwischen dem Mangoché und Mtonia aufnimmt und zur Regenzeit der Ausfluß des Schirwa-Sees ist — beide nur für kleine Boote schiffbare Flüsse. Die Wasserscheide zwischen ihnen bildet der Mtonia.

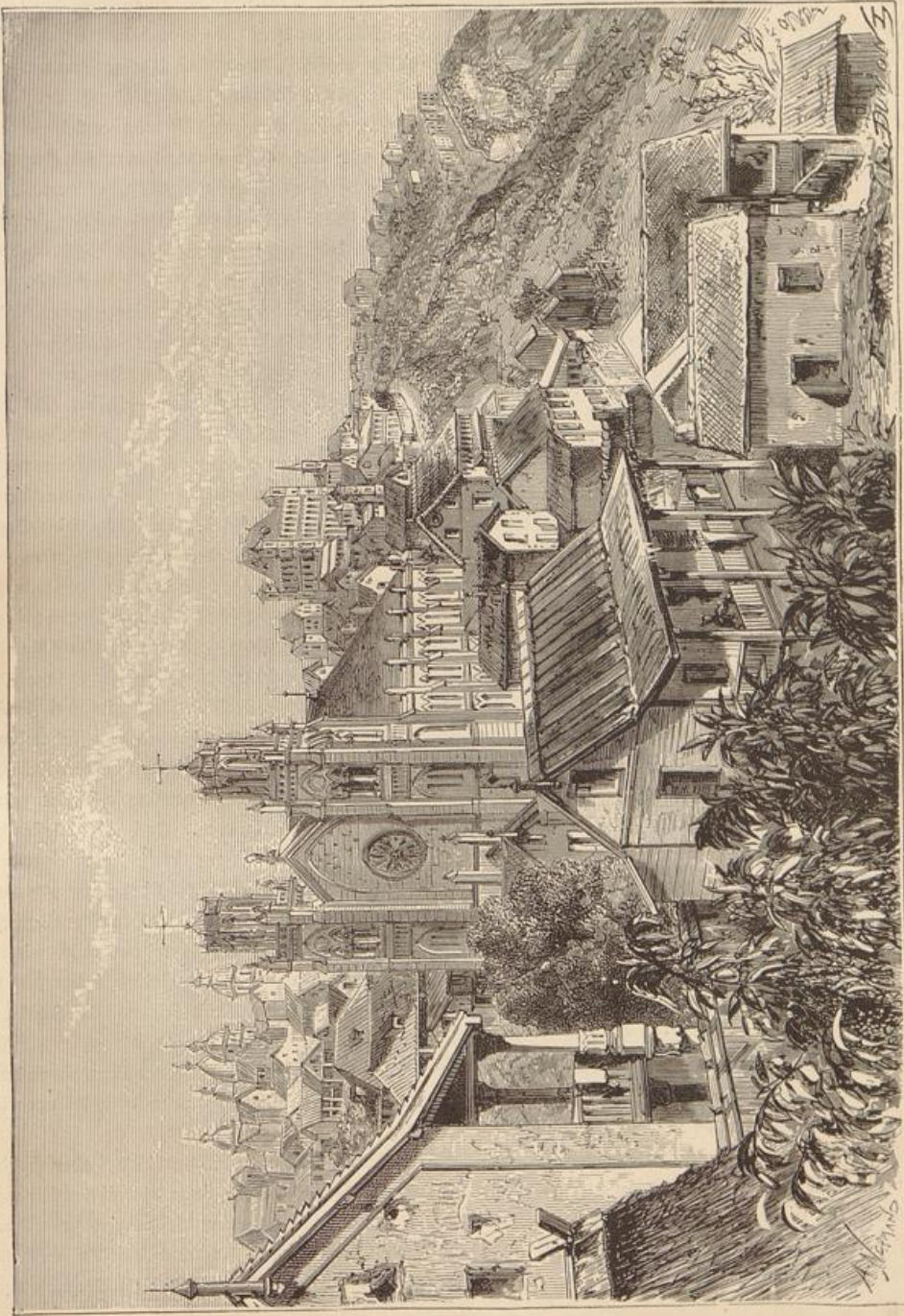
Der portugiesische Geograph Sa da Bandeira hat nachgewiesen, daß der See den Portugiesen schon im 17. Jahrhundert unter dem Namen Njanja Mucura d. i. das große Wasser bekannt war und daß sie den Schire, den Abfluß desselben, schon im 16. Jahrhundert befahren. Derselbe kann in seinem untern Lauf auch mit kleinen Dampfern befahren werden, aber nördlich von den Makanga-Bergen beginnt er seichter zu werden, ist reich an Untiefen, und unter 15° 55' südl. Br. wird die Schifffahrt durch den prächtigen Murchisonfall unterbrochen, an den sich auf einer 9 Meilen langen Strecke noch mehrere große Fälle, der Pamozima, Morewa, Panoreba, Pampatamanga und Papekira anreihen. Unzählige Flußpferde und Krokodile beleben den Fluß, und außer diesen ist die Tierwelt am Schire durch Elefanten, Antilopen, Zebras, Wasserböcke, Affen, Nashornvögel, Habichte u. s. w. vertreten. Die Elefanten hausen hauptsächlich in den großen Marschen, die sich am Flusse hinziehen, und deren größte die Njanja Muku oder Elefantenmarsch ist.

Die Fruchtbarkeit des Schirethales ist vielfach übertrieben worden, und von einigen Oasen abgesehen, ist kein üppiger Pflanzenwuchs vorhanden. Dagegen ist die Mündung des Flusses so dicht mit der Pistia stratiotes bedeckt, daß sie stellenweise Rähnen das Vordringen sehr erschwert, und in den Stromniederungen des Sambesi stößt man auf eine Vegetation von wahrhaft tropischer Üppigkeit, namentlich während der Regenzeit, welche vom Oktober bis April währt. Auf sie folgt die kalte Jahreszeit von Mai bis Juli, und dann erst die trockene, während welcher überall das Grün abstirbt und verdorrt. Am Sambesi kleidet sich daher die Landschaft in das frische Grün zu einer Zeit, in welcher bei uns am Jahresende Schnee den Boden bedeckt, und man kann z. B. in Tete am Sambesi das Weihnachtsfest im Sommeranzug im freien feiern, unter blütenbedeckten Bäumen, auf deren Zweigen die Vögel singen.

Der Sambesi verdankt seine Berühmtheit jedoch nicht der üppigen Vegetation an seinen Ufern, welche sich durch ein nichts weniger als gesundes Klima auszeichnen, sondern seinen großartigen Fällen, welche ebenfalls durch Livingstone entdeckt wurden. Während seines Aufenthaltes in Angola faßte Livingstone 1854 den Entschluß, eine Reise quer durch den Kontinent zu unternehmen. Er zog auf schon bekannter Straße von Kafendische nach Kabungo, wandte sich dann südwärts nach Einyanti, und erreichte am 20. November 1856 den großartigen Wasserfall, den die Eingeborenen Mosiwatunja nannten.⁶⁹⁾

In der Breite von einer viertel deutschen Meile, schreibt Eduard Mohr, kommt der majestätische Strom von Nord-Nord-West und stürzt seine Fluten 400 Fuß tief hinunter, in eine quer durch sein Bett setzende Felsenschlucht, deren Breite zwischen 240—300 Fuß schwankt. Oberhalb des Sturzes tauchen aus den Sambesifluten viele Inseln auf, alle mit der reichsten tropischen Vegetation geschmückt. Die Ufer sind mit weitem offenem Walde bestanden, hier kommen ganze Truppen hochstämmiger Palmen vor, die der Landschaft den ächten Stempel des Südens ausdrücken. Nahe dem Fall eilt das Wasser mit fliegender Schnelligkeit dahin, die langgezogenen Schaumbänder, die man überall sieht, verleihen dem Element das Ansehen, als ob es kochte. Nahe dem westlichen Rande liegt eine kleine Insel, etwa 120 Fuß vom Ufer entfernt; der Zweig des Stromes hier scheint eine große Tiefe und das Bett eine starke Neigung zu haben, denn das Wasser stürzt sich heulend und in mächtigen Wirbeln brausend in einem Saß wie eine Meereswoge zur Tiefe hinunter. Nun kann man an dieser Stelle, ganz auf der westlichen Ecke, auf eine etwas hervorspringende felskante heraustraten, was aber nur solchen Reisenden zu empfehlen ist, die ganz frei von Schwindel sind. Dann erblickt man links dicht neben und unter sich den eben beschriebenen Sturz, in front die lange Linie des Falles,

⁶⁹⁾ Dr. Emil Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika. Erlebnisse, Forschungen und Jagden auf meinen Reisen von den Diamantfeldern zum Sambesi (1872—1879). Wien, Alfred Hölder, 1881, 2. Band. — Eduard Mohr, Nach den Viktoria-Fällen des Sambesi. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn, 1875, 2. Band, Seite 33 u. f.



Ansicht von Cananarivo.



Ansicht von Tananarivo.

die aber natürlich immer nur teilweise sichtbar ist, denn die mit der Flut herabgedrückte, zusammengepreßte und mit Wasserteilchen gefüllte Luft befreit sich gewaltsam, steigt wirbelnd zur Höhe empor und ist die Ursache der Dampf- oder Nebelwolken, die geisterhaft hoch oben über diesem großen „Altar“ der Wasser leuchten. Hat man von dieser Stelle aus eine zeitlang in das unten tobende, spritzende, schäumende, wallende Chaos hineingeschaut, umrauscht von dem fürchterlichen Lärm des rasend gewordenen Elements, ist man erschüttert durch das aus der Tiefe heraufdröhnende, Mark und Bein durchdringende Geheul, so wundert man sich, daß selbst die Felsen, diese harten Rippen der Erde, einer solchen Macht gegenüber Widerstand leisten können. Dreht man sich auf dieser Stelle um, mit dem Gesicht nach Norden zu, so macht es einen eigentümlichen Eindruck, wenn man die lange Wellenlinie aus der Erde heraufsteigen sieht, denn man gewahrt den Schlund, und der vor uns liegenden Bäume und Sträucher wegen auch den Wassersturz nicht (siehe Seite 205 und 217).

Livingstone hegte einst die Hoffnung, daß der Sambesi eine bedeutende Handelsstraße nach dem Innern Afrikas werden könne, aber schon seine erste Reise längs des Flusses mußte ihn enttäuschen. Die Katarakte, die Stromschnellen und die vor der Mündung des Flusses liegende Barre machen einen regen Schiffsverkehr auf demselben unmöglich. Der Sambesi führt viel Sand aus dem Innern nach der Küste, der von den Wellen des Indischen Ozeans zurückgestaut wird und eine Barre bildet, welche ein Schiff von bedeutendem Tiefgang nicht passieren kann. Die Einfahrt in die vielfach verschlungenen Deltaarme des Flusses ist sehr schwierig, umsomehr, da zur Zeit des Hochwassers auch das Land zwischen den einzelnen Armen überflutet wird und sich in einen von Kanälen durchschnittenen Sumpf verwandelt, der unablässig seine Gestalt ändert, jenachdem durch den angeschwemmten Sand auch das Deltalabyrinth verändert wird. Diesen unüberwindlichen Hindernissen, welche der Schifffahrt auf dem Sambesi entgegenstehen, ist es, ganz abgesehen von den Schattenseiten portugiesischer Kolonialverwaltung, zuzuschreiben, daß die portugiesischen Niederlassungen fast nur auf die Küstengegend beschränkt geblieben, obwohl die Portugiesen schon seit Jahrhunderten dort ansässig sind.

Der portugiesische Besitz an der Ostküste Afrikas erstreckt sich vom Kap Colatto an der Delagoa-Bai bis zum Kap Delgado an der Rovumamündung. Das Sambesi-Delta teilt diese Küstenstrecke in zwei ziemlich gleich große Teile, welche einander auch in ihrer Konfiguration sehr ähnlich sind: die Sofala- und Inhambana-Küste südlich vom Sambesi und die Mossambik-Küste nördlich von demselben. An den beiden ersteren befinden sich zwar nur sehr wenig Niederlassungen, da das Klima wegen der großen Mangrovensümpfe sehr ungesund ist, aber sie erhält Wert durch die Delagoa-Bai mit dem Hafen Lourenço Marques. Auch die Mossambik-Küste ist schwach bevölkert und größere Niederlassungen an ihr sind selten. Der Hauptort ist die in einer vorzüglichen fischreichen Bai auf einer Insel gelegene Stadt Mossambik, welche etwa 9000 Einwohner zählt und durch drei starke Forts geschützt ist. Längs einer steilen Felsenküste mit vielen vorliegenden Korallenriffen gelangt man von Mossambik nordwärts zu der kleinen Insel Ibo, wo ein lebhafter Handelsverkehr mit den Suaheli stattfindet und die nach dem Nyassa ziehenden Karawanen sich sammeln. Die Küste bleibt steil bis zum Kap Delgado, wo das Dorf Tongwe die Grenze gegen Sansibar bildet. Südlich von Mossambik ist dagegen die Küste flach, und große Sümpfe ziehen sich bis zum Sambesi hin.

Einer der ungesundesten Plätze der Ostküste ist das südlich von Mossambik nahe der Sambesimündung auf einer großen Schlammbank gelegene Kilimane (Quelimane). Das Ufer umfäumen dort Mangrovengebüsche, landeinwärts breiten sich Sümpfe und Reisfelder aus.

Die portugiesischen Niederlassungen an der Ostküste bieten ein unerquickliches Bild, aber in der jüngsten Zeit hat das überall neu erwachte Interesse an Kolonien auch die Portugiesen aus ihrer Lethargie aufgerüttelt, sie beginnen sich mit Eifer der Erforschung des Hinterlandes ihrer Besitzungen zu widmen (Reisen von Serpa Pinto, Capello und Jvens u. a.), und man kann hoffen, daß auch die Mossambikküste noch eine Zukunft vor sich hat, welche besser ist als ihre durch den Sklavenhandel besleckte Vergangenheit.



Mossi-Bé.

Madagaskar.

Madagaskar, die drittgrößte Insel der Welt, welche 975 (engl.) Meilen lang und durchschnittlich 250 Meilen breit ist und einen Flächeninhalt von nahezu 600 000 □ Kilometer aufweist, also England und Wales viermal an Größe übertrifft, ist seltsamerweise noch 9 Jahre nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch Vasco de Gama unbekannt geblieben, trotzdem sie nur durch den verhältnismäßig schmalen Kanal von Mossambik vom Festlande Afrikas getrennt ist. Es erscheint dies nur dadurch erklärlich, daß die Flotten, welche seit 1497 alljährlich nach Indien fahren, sich nur selten weit von der Küste weg ins offene Meer wagten, das ihnen noch unbekannt war und das man sich mit Gefahren aller Art erfüllt dachte. Schon zwei Jahrhunderte früher hatte zwar Marco Polo Nachrichten von einer Insel nach Europa gebracht, welche

er „Madeigascar“ nannte, aber seine Erzählung hatte keinen Glauben gefunden, und nicht einem Seefahrer fiel es ein, sich durch einen Vorstoß nach Osten von der Wahrheit derselben zu überzeugen.

Ein Zufall führte endlich zur Entdeckung der reichen Insel. Während eines heftigen Sturmes wurde eine Flotte von 8 Schiffen unter dem Befehl von Fernand Suarez, der von Indien nach Portugal zurückfuhr, an die Küste eines großen unbekanntes Landes verschlagen, welches, wie man später erfuhr, Madagaskar war. Einige Monate nach dieser zufälligen Entdeckung der Insel verschlug wieder ein Sturm ein Schiff an die Küste von Madagaskar. Kapitän Ruy Pereira, dessen Fahrzeug zu der Flotte des Admirals Tristan d'Alcunha gehörte, landete auf der Insel und war von der Fruchtbarkeit derselben so überrascht, daß er sofort nach Mossambik hinüberfuhr, wo er Tristan d'Alcunha zu finden hoffte, und diesem Bericht erstattete. Der Admiral besuchte darauf die Insel, fuhr längs ihrer Westküste dahin und nahm dieselbe auf. Da Ruy de Pereira bereits die Ostküste aufgenommen hatte, konnte der Admiral bei seiner Heimkehr in Lissabon eine vollständige Kartenskizze der Insel vorlegen. Seine Berichte veranlaßten König Emmanuel im Jahre 1509, Lopez de Figueira nach der Insel zu schicken, da man auf derselben Gold und wertvolle Gewürze zu finden hoffte. Obwohl diese Expedition das Vorhandensein der erwarteten Schätze nicht nachwies, wurde noch eine zweite ausgesandt, welche erforschen sollte, in welcher Weise ein nutzbringender Handelsverkehr mit der Insel angeknüpft werden könne.

Der Handelsverkehr Portugals mit Madagaskar blieb trotz der großen Hoffnungen, welche man anfangs gehegt hatte, unbedeutend und beschränkte sich auf den Einkauf von Sklaven, welche die an der Nordwestspitze der Insel ansässigen Araber lieferten. Missionäre, welche das Christentum unter den Eingeborenen zu verbreiten suchten, erzielten keinen Erfolg und wurden schließlich erschlagen.

Später versuchten die Holländer, sich auf der Insel festzusetzen, aber mit nicht besserem Erfolg. Erst im Jahre 1642 wurde die Erschließung Madagaskars energischer in Angriff genommen. Ein Bürger von Dieppe namens Rigault erhielt vom Kardinal Richelieu für zehn Jahre ein Privilegium, das ihn berechtigte, auf Madagaskar Faktoreien anzulegen und dort Handel zu treiben, doch mußte er sich verpflichten, alle Besitz-erwerbungen im Namen des Königs von Frankreich vorzunehmen. Pronis und Foucquinbourg, die beiden kühnen Agenten der „Compagnie française de l'Orient“, ergriffen darauf 1643 feierlichst im Namen des Königs Besitz von der Insel und gründeten die erste Niederlassung Sainte-Luce.⁶⁷⁾ Die Eingeborenen kamen ihnen freundlich entgegen, halfen ihnen selbst beim Bau des Forts und zeigten sich bereit, mit ihnen ein Bündnis zu schließen. Pronis wäre es leicht gewesen, den Einfluß der Kompagnie weit ins Land hinein auszuweihen, wenn er nur halbwegs seiner Aufgabe gewachsen war. Durch Parteinahme in den Kämpfen der Eingeborenen und durch rohe Gewaltakte — wie die verräterische Gefangennahme mehrerer Angehörigen angesehenen Familien, die er als Sklaven verkaufen ließ — verfeindete er sich aber die Bevölkerung, welche die Fremden mit steigendem Mißtrauen zu betrachten begann. Als die Kompagnie erfuhr, wie schlecht Pronis sein Amt verwaltete, berief sie ihn sofort ab und ernannte 1648 Etienne de Flacourt zum Gouverneur, der alsbald nach seiner Ankunft die Niederlassung aus der von bösen Fiebern heimgesuchten Gegend nach einer felsigen Landzunge verlegte, auf der er das Fort Dauphin erbaute. Unter seiner Verwaltung⁶⁸⁾ wurde rasch das freundschaftliche Verhältnis mit den Eingeborenen wiederhergestellt, und seiner Energie und Umsicht verdankte Frankreich ein erfreuliches Aufblühen und Wachstum der jungen Kolonie. Leider waren seine Nachfolger unfähige Leute, und die Tyrannei der Gouverneure im Verein mit der zelotischen Unduldsamkeit der Missionäre verursachte endlich einen allgemeinen Aufstand der Eingeborenen. Die Niederlassung wurde zerstört, die Franzosen vertrieben. Ludwig XIV. vereinigte zwar durch eine königliche Ordonnanz vom Jahre

⁶⁷⁾ Louis Pauliat, Madagascar, Paris, Calmann Levy, 1884, Seite 19.

⁶⁸⁾ Siehe Histoire de la Grande Isle de Madagascar, composé par le sieur de Flacourt, directeur général de la compagnie française de l'Orient et commandant pour Sa Majesté dans la dite île et îles adjacentes avec une relation de ce qui s'est passé es années 1655, 1656 et 1657 etc. Paris, 1663.



Raphia-Palmen.

1686 Madagaskar mit seinem Reiche, aber das war, wie Barbé du Bocage sagt, zwar genug, um die Ansprüche Frankreichs zu wahren, doch es brachte ihm keinen Nutzen. Unter Ludwig XV. wurden wieder Versuche gemacht, auf der Insel Fuß zu fassen, aber man beschränkte sich anfangs darauf, wiederholt den Ansprüchen der Krone Frankreichs Ausdruck zu verleihen und derselben das Handelsmonopol zu reservieren, und außer der im Jahre 1750 erfolgten Besetzung der Insel Sainte-Marie war bis zum Ende der sechziger Jahre keine neue Erwerbung zu verzeichnen. Der 1769 zum Gouverneur Madagaskars ernannte Graf von Mandave, der dort Handelsniederlassungen gründen sollte, vermochte seine Aufgabe nicht zu lösen.

Da bot der französischen Regierung der polnische und ungarische Magnat Graf Beniowski seine Dienste an, ein Abenteurer, der ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatte. Er hatte im siebenjährigen Krieg als Leutnant auf österreichischer Seite gekämpft, dann Holland und England bereist, nach der Heimkehr nach Polen eine hervorragende Rolle in der Konföderation von Bar (1768) gespielt, und war dann von den Russen nach Kamtschatka verbannt worden. Die seemannischen Kenntnisse, welche er in Holland und England erworben, befähigten ihn, während der Überfahrt nach seinem Verbannungsorte das Schiff, auf dem er sich befand, vor dem Untergang zu bewahren, weshalb der Gouverneur Niloff ihm die Gefangenschaft erleichterte und ihm die Erziehung seiner Kinder anvertraute. Er gewinnt in dieser Stellung die Liebe der Tochter des Gouverneurs, heiratet sie, obwohl er daheim in Ungarn eine Frau hat, und erlangt durch diese Verbindung die Freiheit. Diese bemüht er, um mit anderen verbannten Polen einen Fluchtversuch zu planen. Mit 76 Gefangenen bemächtigt er sich im Jahre 1771 einer russischen Korvette und fährt mit dieser nach Macao. Dort stirbt seine Frau, die er auf der Flucht mitgenommen hatte, er aber erreicht glücklich die französischen Besitzungen in Indien, von wo ihn ein Kriegsschiff nach Frankreich bringt.

Ein Mann, der soviel erlebt, mußte am Hofe von Versailles Aufsehen erregen, und als er seine Dienste zur Kolonisierung Madagaskars anbot, wurden sie unbedenklich angenommen. Er landete im Juni 1774 in der Bai von Antongil an der Ostküste, gründete die Faktorei Louisbourg, und nachdem er dieselbe befestigt, begann er die Verhandlungen mit den Eingeborenen, die rasch zur Errichtung einer Reihe von Faktoreien führten. In einer großen, von über 20 000 Personen besuchten Volksversammlung wurde feierlich ein Freundschaftsbündnis geschlossen, und Beniowski verließ darauf die von Fiebern heimgesuchte Küste und siedelte sich mehrere Meilen landeinwärts in einer gesunden Gegend an. Während seine französischen Mitarbeiter gegen ihn intriguierten und seine Pläne vielfach kreuzten, gewann Beniowski das Vertrauen und die Zuneigung der Eingeborenen in so hohem Grade, daß ihm am 16. September 1776 eine Deputation die Würde eines obersten Häuptlings anbot. Beniowski nahm die angebotene Würde an, und 3 Offiziere und 50 französische Soldaten erklärten sich bereit, bei ihm zu bleiben. Er legte sein Amt als Gouverneur nieder und betrachtete sich fortan als König der Insel. In einer großen Versammlung, in welcher alle Stämme der Insel vertreten waren, wurde ihm feierlich gehuldigt, und während die Männer ihm den Schwur der Treue leisteten, empfing seine aus Ungarn angekommene Gemahlin den gleichen Schwur von seiten der Frauen.⁶⁹⁾

Zwei Monate später verließ Beniowski sein Königreich und begab sich nach Frankreich, um sich dort wegen seines Vorgehens zu rechtfertigen. Die Regierung nahm seine Rechtfertigung scheinbar freundlich entgegen, verließ ihm auch zum Lohn für die geleisteten Dienste einen Ehrendegen, aber seine Königswürde wollte sie nicht anerkennen und verweigerte ihm auch die Erteilung einer neuen Mission auf der Insel.

Beniowski bemühte sich darauf vergebens, zuerst in Oesterreich, dann in England, um Geld und Mannschaft zu erlangen und sich die Rückkehr in sein Königreich zu ermöglichen. Was ihm in der alten Welt nicht gelang, glückte ihm in der neuen, wohin er sich auf den Rat Franklins begab. Kaufleute von Baltimore unterstützten ihn reichlich, und am 7. Juli 1785 landete er auf Noisi-Be, von wo er in einer Barke nach Madagaskar hinüberfuhr. Seine Unterthanen bereiteten ihm einen begeisterten Empfang, und allgemein

⁶⁹⁾ J. L. Macquarie, Voyage à Madagascar. Paris, E. Dentu, 1883, Seite 150 u. f. — Louis Pauliat, l. c., S. 39 u. f.

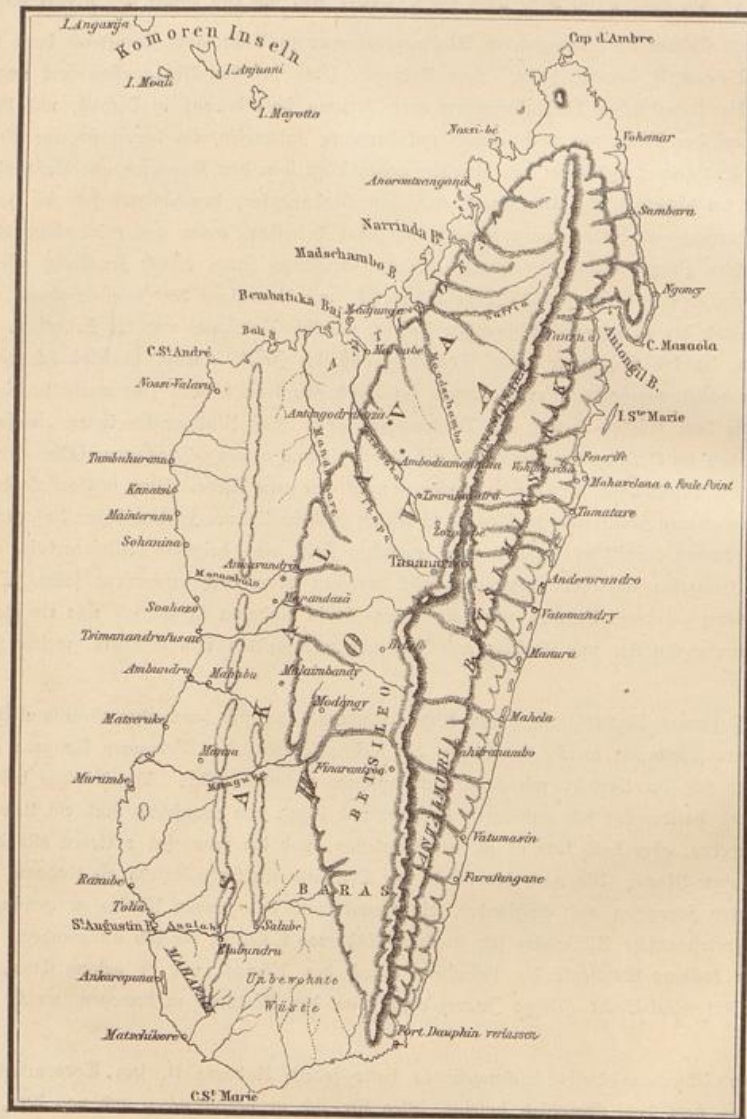
wurde er wieder als König anerkannt. Frankreich, das ihn so schändlich behandelt, sollte nun dafür büßen: er erklärte den Franzosen den Krieg und bemächtigte sich ihrer Magazine. Der Gouverneur von Isle de France und Bourbon sandte darauf sofort ein Kriegsschiff nach Madagaskar und ließ Truppen landen. Beniowski griff sie an, aber gleich zu Beginn des Gefechtes traf ihn eine Kugel und streckte ihn tot nieder.

Der kurze Traum des Königreiches Madagaskar war zu Ende, aber Frankreich hatte keinen Vorteil davon, daß es Beniowski beseitigt hatte. Sein Andenken lebte bei den Madagassen fort und hat sich bis heute erhalten, die französischen Niederlassungen aber gerieten bald darauf in Verfall, und die französische Republik besaß an der Küste nur noch einige unbedeutende Faktoreien, bei denen sie eine kleine Besatzung unterhielt. Die Engländer, welche in den Kriegen gegen Napoleon den Franzosen alle Besitzungen in Indien abnahmen, richteten schließlich ihr Augenmerk auch auf Madagaskar, bemächtigten sich im Jahre 1811 der französischen Faktoreien und hätten wahrscheinlich die Insel behalten, wenn das mörderische Klima sie nicht zwang, die besetzten Plätze wieder zu räumen. Nach Napoleons Sturz erhielt Frankreich alle überseeischen Besitzungen, welche es am 1. Januar 1792 besaß, zurück, mit Ausnahme der Inseln Sabago, Sainte Lucie, Isle de France und der zu letzterer gehörenden Inseln, nämlich Rodrigues und die Seychellen. Madagaskar blieb unerwähnt, da die Engländer aber fürchteten, daß die Insel, obwohl sie selbst sich dort wegen des Klimas nicht zu halten vermochten, eines Tages im Besitz Frankreichs noch eine wertvolle Kolonie werden könnte, suchten sie dem Friedensvertrag die Deutung zu geben, daß Madagaskar ihnen ebenfalls abgetreten sei, da es unter den im Vertrag normierten Begriff *île de France et ses dépendances* falle. Sie verweigerten die Herausgabe der besetzten Faktoreien und gründeten noch eine neue Niederlassung in Port Locké, aber infolge energischer Reklamationen Frankreichs mußten sie schließlich doch im Wiener Frieden dessen Ansprüche anerkennen und die Insel räumen. Seitdem begann von englischer Seite eine heimliche Minierarbeit, welche weitere Fortschritte der Franzosen auf der Insel unmöglich machen oder doch erschweren sollte. Die Engländer schlossen 1811 einen geheimen Vertrag mit dem Hova-König Radama I., zahlten ihm ein Jahrgehalt von 2000 Dollars, versorgten ihn mit Waffen und Munition und sandten ihm Offiziere, welche seine Truppen einübten.

Unter Radamas Nachfolgerin, seiner Witwe Ranavaloa, die sich durch ihre Grausamkeit und namentlich ihre Christenverfolgungen, welche Tausenden das Leben kosteten, den Beinamen Kaligula im Weiberrock erwarb, gestaltete sich der Verkehr mit Frankreich anfangs freundschaftlich. Die Königin bestellte in Paris Schmuckstücken und Kleider für sich und ihren Hofstaat und bezog von Frankreich auch ein kleines Kriegsschiff und 25000 Gewehre, aber bald kam es zu Feindseligkeiten, und die Franzosen verloren alle Besitzung bis auf die Insel Sainte-Marie. Als nach dem Tode der Tyrannin ihr Sohn Rakoto als Radama II. den Thron bestieg, wetteiferten Franzosen und Engländer, die Freundschaft des jungen Königs zu gewinnen, während katholische und protestantische Missionäre sich beeilten, Radamas Toleranz für sich auszunutzen. Die Franzosen gewannen durch kostbare Geschenke die besondere Gunst des Königs, und es gelang ihnen, denselben zur Abtretung der Antombuk-Bucht (Diego Suarez-Bucht) an der Nordküste zu bewegen, welche 3 vorzügliche Häfen enthält.

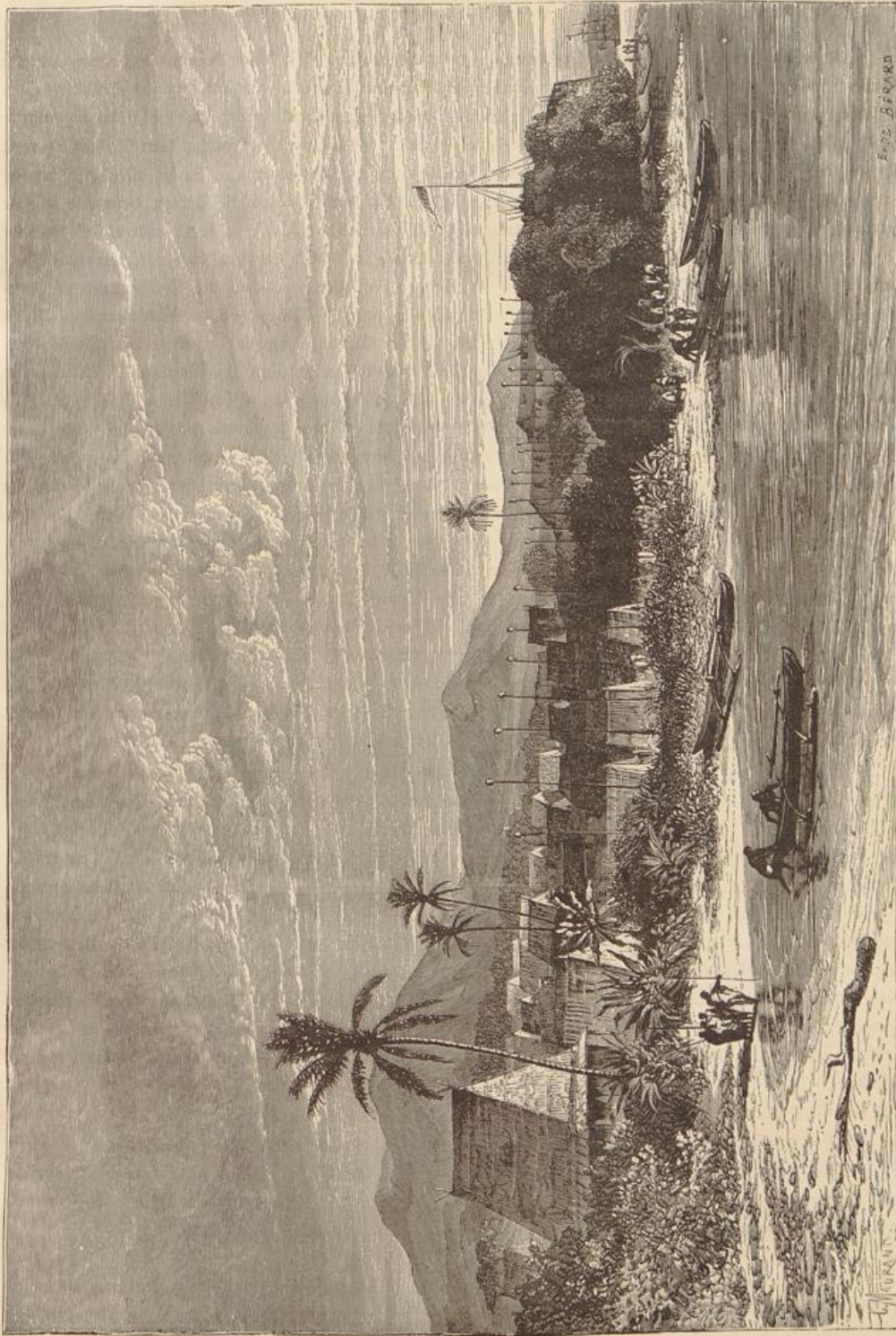
Mit der Abtretung dieses Küstengebietes hatte jedoch Radama II. sein Todesurteil unterzeichnet. England, welches stets dem Grundsatz huldigt, alles für sich zu beanspruchen und von dem, was es nicht selbst erlangen kann, wenigstens andere auszuschließen, mochte die Franzosen auf der schönen Insel nicht Fuß fassen lassen. Es hatte die Hand im Spiele, als im Mai 1863 auf Madagaskar plötzlich eine Verschwörung ausbrach. Radama wurde in seinem Palast überfallen, und da er sich weigerte, den mit den Franzosen geschlossenen Vertrag aufzuheben, wurde er am 12. Mai erdroffelt. Seine Witwe Rasoahérina wurde als Königin ausgerufen und gezwungen, noch an demselben Tage den Sohn eines der Häupter der Verschwörung, Raimivinahitrinioni zu ehelichen.

Das war Englands Dank dafür, daß Frankreich ihm kurz vorher durch einen für die englische Industrie überaus günstigen Handelsvertrag den französischen Markt überliefert hatte und daß Napoleon III.,



Karte von Madagaskar.

sein treuer Bundesgenosse, in Mexiko ein neues Kaiserreich zu gründen suchte, welches, den Sklavenhaltern der Südstaaten die Hand reichend, den Handel der Vereinigten Staaten ruinieren und dadurch Englands Übergewicht zur See befestigen sollte!



Tamatave.



Tamataoe.

Napoleon III. rüstete zu einer Expedition gegen Madagaskar, aber durch Vermittelung seines „treuen Alliierten“ kam ein Vergleich zustande: Die Königin Rasoahérina verpflichtete sich zur Zahlung von 900000 Franken Entschädigung und zur Anerkennung des von Radama II. geschlossenen Vertrages. Die Entschädigung wurde gezahlt, aber der Vertrag blieb ein toter Buchstabe. Frankreich kümmerte sich unter dem Kaiserreich nicht mehr um die Insel, aber umso eifriger wirkten auf ihr die englischen Missionäre. „Es ist offenbar,“ schreibt Pauliat, „daß die englischen Missionäre nichts anderes sind als diplomatische Spezial-Agenten, deren die britische Regierung sich unter dem Deckmantel der evangelischen Missionsgesellschaft bedient, indem sie dieselben in alle möglichen Kolonialländer entsendet, bald als Vorposten, bald um anderen Regierungen Verlegenheiten zu bereiten.“ Der englischen Mission in Madagaskar standen bedeutende Geldsummen zur Verfügung, und bald war in jedem größern Orte ein Missionär ansässig. Durch die verschiedenartigsten Mittel gelang es ihnen im Laufe von 20 Jahren, große Massen der Bevölkerung zur Annahme des Christentums zu bewegen und ganze Ortschaften zu „bekehren“. Bald beeinflussten sie auch die Thronfolge. Wenn man von der kurzen Regierung Radamas II. abseht, haben seit 1828 nur Frauen den Thron inne gehabt — Rasoahérina von 1865 bis 1868, Ranavalo II. 1868 bis 1882, seitdem Ranavalo III. — und jeder dieser Königinnen wurde ein Minister aus der den Engländern ergebenen Familie Rainiharo zur Seite gestellt, den sie früher oder später heiratete. Am 8. September 1869 wurde Ranavalo II. von einem presbyterianischen Missionär getauft und das Band, welches Madagaskar an England knüpfte, noch mehr befestigt. Nach den Niederlagen Frankreichs in den Jahren 1870 und 1871 hielt man auf Madagaskar dessen Macht für immer gebrochen und glaubte nun keine Rücksichten mehr beobachten zu müssen. Die Verträge wurden nicht mehr beachtet, die französische Flagge insultiert, Franzosen, die sich ins Innere des Landes wagten, ermordet und französische Schiffe überfallen und ausgeplündert. Die Missionäre meinten nun, der Augenblick sei gekommen, in dem England die Insel als reife Frucht in den Schooß fallen müsse, aber sie hatten sich verrechnet. Die Langmut der Republik hatte ein Ende. Während man noch mit Ranavalo III. über die Abtretung des Hafens von Majunka unterhandelte, pflanzten die Franzosen in diesem Hafen und in Tamatave ihr Banner auf, entschlossen, ihre Jahrhunderte alten Ansprüche auf die Insel endlich zur Geltung zu bringen.

Die Insel, auf welcher die Franzosen nun ihre Herrschaft immer weiter auszudehnen suchten, ist ein kostbares Juwel, und nur wenige Gegenden des afrikanischen Festlandes dürften mit ihr an Fruchtbarkeit und Reichthum wetteifern können. Sie besteht aus einer mittlern Hochlandsregion, welche sich 3000 bis 5000 Fuß über den Meerespiegel erhebt, und einem dieselbe umgebenden Flachland, welches namentlich den Westen und Süden einnimmt. Die Hügelketten der Hochlandsregion sind nicht hoch, und selbst die Ankaratragruppe, der höchste Punkt der Insel, erreicht kaum 9000 Fuß Meereshöhe. Das Hochland ist reich an herrlichen Fernsichten und malerischen Parteen. „Der Anblick der großartigen und abwechslungsreichen Formen der Berge im südlichen Vetsiléo-Land,“ schreibt Sibree, „riß mich immer von neuem zu staunendem Entzücken hin. Nach Süden hin zeigte sich eine Gruppe von Berggipfeln, Kuppe vor Kuppe geschoben und alle von verschiedenartigster Gestalt; während der eine einem abgebrochenem Turme glich, war der Kamm des zweiten sägenartig ausgezackt; ein anderer erschien wie eine gewaltige Stufenpyramide, ein vierter dagegen wie ein Riesendom. Die höchsten Spitzen waren meist in Wolken gehüllt, und viele von ihnen erhoben sich wenigstens 3000 Fuß über der Ebene.“⁷⁰⁾

Trotz der großartigen Gebirgslandschaft ist aber der allgemeine Eindruck, den das Hochland in einem großen Teile hervorbringt, ein trauriger. Das Land ist kahl und öd, der Hügelboden bringt nur grobes Gras hervor, das gegen Ende der regenlosen Zeit verdorrt und braun wird, und nur in den Thälern und längs der Flüsse vermag sich die tropische Vegetation in all ihrer Üppigkeit zu entfalten.

⁷⁰⁾ James Sibree, Madagaskar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Autorisierte deutsche Ausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881, Seite 25 u. f.

Madagaskar ist vulkanischer Boden, und man trifft häufig auf der Insel abgestumpfte Kegel, welche von einer weitverbreiteten unterirdischen Thätigkeit Zeugnis ablegen. Die Vulkane Madagaskars sind wahrscheinlich ein Glied der großen Kette, deren äußerstes Ende nach Osten ein Vulkan auf Réunion ist, während nach Nordwesten die Komorengruppe, in der sich auf Groß-Komoro noch ein thätiger Vulkan befindet, ihren Abschluß bildet. Auf der Strecke zwischen Groß-Komoro und Réunion scheinen die unterirdischen Kräfte erschöpft zu sein, aber ganz erloschen sind sie noch nicht, wie die vielen heißen Quellen und die häufigen Erdstöße beweisen. Dr. Mullens, der viele Vulkane Madagaskars untersucht hat, schreibt über die am Itasy-See befindlichen: „Als wir den hohen Berg, der den westlichen Teil des Sees überragt, emporstiegen, sahen wir zu unserem größten Erstaunen plötzlich einen Krater neben dem andern vor uns. Einige von ungeheurer Größe, andere klein; einige kegelförmig, andere Höhlungen bildend, noch andere von hufeisensförmiger Gestalt, die an ihrer offenen Seite lange, hohe Lavastreifen zeigten. Die Zahl jener Krater können wir mit Gewißheit auf 40 angeben, doch halten wir es für sehr wahrscheinlich, daß weiter nach Norden hin noch andere vorhanden sind. . . fünfzig Miles (80,6 Kilometer) südlich von jener Stelle trafen wir wieder auf Vulkane. Wir erstiegen den Jooko, einen hohen abgerundeten Hügel, und entdeckten, oben angelangt, daß wir uns auf der Kraterwand befanden. Die innere Höhlung hatte eine Breite von $\frac{1}{4}$ (englische) Meile ($\frac{2}{5}$ Kilometer), die Höhe der Wand über der umgebenden Ebene betrug 1000 Fuß. Zwei Lavaströme zogen sich nach Süden und Westen hinab; drei kleine Krater befanden sich am Fuße, und andere von ansehnlicher Größe ragten rings um uns empor. Dicht daneben öffnete sich ein zweiter großer Vulkan, der Jassitra, nach Osten, und die Lava, die ihm entströmte, war frisch, schwarz und scharf, als wäre sie am Tage vorher erst abgebrochen. Merkwürdiger aber noch war eine Ebene von einer (englischen) Quadratmeile (1,6 Quadratkilometer) Ausdehnung, die sich an der Ostseite des Berges hinzog und mit Lavahaufen bedeckt war, welche wie Hütten, Festungen und Burgruinen aussahen. Ich zählte nicht weniger als 50 größere Haufen; daneben befanden sich zahllose kleinere: offenbar war vor Zeiten die ganze Ebene einmal in Brand gewesen, hunderte von Feuerstrahlen, Flammen und Lavaströmen waren aus ihr emporgebrochen. Jetzt waren die Haufen sämtlich alt und bemoost, doch vernahmen wir von einer dunkeln, noch heute unter den Eingeborenen lebenden Tradition, der zufolge ihre Voreltern hier große Flammen gesehen hätten. Im ganzen erblickten wir im Verlaufe jener wichtigen Reise hundert erloschene Vulkane, die sich auf einem Bogen von 90 englischen Meilen (144,8 Kilometer) befanden, und hierbei war die zentrale Gebirgsmasse der Ankaratra-Berge nicht mit inbegriffen, deren eine Seite jener Bogen umspannt.“⁷¹⁾

An der Nordspitze der Insel erhebt sich völlig unvermittelt aus dem Flachlande der mit undurchdringlichem Wald bedeckte Berg Ambohitra oder Amber, welcher etwa 6000 Fuß hoch sein soll und schon von fernher auf der See sichtbar ist. Die zweite große Bergmasse Madagaskars sind die Ankaratraberge, unter denen sich 5 oder 6 Kegel von 8000 bis 9000 Fuß Höhe befinden. Obwohl sie demnach den Amber an Höhe bedeutend übertreffen, erscheinen sie doch nicht so gewaltig wie dieser, da sie aus dem mehrere tausend Fuß hohen Hochlande emporsteigen. Der größte der Ankaratraberge ist der 8950 Fuß Meereshöhe erreichende Tsifajavona d. i. der, den die Nebel nicht erklimmen können, der höchste Berg Madagaskars. Von der Hauptkette trennt sich in der Provinz Befileo ein Zweig, des Ambahitsmena-Gebirge, welches bei Fort Dauphin an der Südspitze der Insel endigt.

Die schönsten Gebirgsgegenden Madagaskars befinden sich auf der Nordwestseite, wo die felsige Küste tief ausgezackt ist und große Buchten bildet. Die Ostküste verläuft dagegen fast schmirgrade und bildet nirgends weder Buchten noch bedeutendere Vorsprünge. Der beste Hafen der Insel liegt an der Nordspitze, der sog. Britische Sund oder Diego-Suarez-Hafen, einer der besten Häfen der Erde.

⁷¹⁾ Siehe Proceedings of the Royal Geographical Society, 1875.

Die das Hochland umgebende tiefere Region besteht aus einer Ebene, welche in der Richtung von Norden nach Süden von mehreren Hügelketten durchzogen wird. Längs der Küstenlinie zieht sich um die ganze Insel ein Urwaldgürtel, der auf der Ostküste am breitesten ist. Dort erreicht er, während er sonst meist eine Breite von 25 bis 30 Kilometer hat, 65 Kilometer. An der Nordwest- und an der Ostküste laufen zwei Waldstreifen, die durch einen geringen Zwischenraum getrennt sind, parallel mit einander. Der ganze Wald-



Sperlingsnest auf Madagaskar.

gürtel, ein bisher nur zu sehr geringem Teile bekanntes Gebiet, dürfte etwa 3700 Kilometer lang sein, aber außer dieser gewaltigen Waldmasse befinden sich auch noch im westlichen und südlichen Teil der Insel große Wälder. Die schönsten Waldlandschaften besitzt die Ostküste. „Der Mangoro, der Mananjara, der Matitanana und noch viele andere bilden Thäler, in denen sich zahllose Kombinationen von üppiger, dichter Vegetation mit Felsen und Wasserfällen vorfinden, die ein Landschaftsmaler als unerschöpfliches Feld für seinen Pinsel betrachten würde.“ Solch prächtige Vegetation verdankt Madagaskar den feuchten Südostpassaten,

welche an der Ostküste von den bewaldeten Hügeln, die von ihr zur Hochregion im Innern ansteigen, aufgefangen und zu Regen verdichtet werden.

An der Ostküste der Insel zieht sich eine lange Kette von Lagunen hin, die ebenfalls den Südostpassaten ihre Entstehung verdanken, da die von diesen gegen die Küste gejagte Brandung Sandbarren vor den Mündungen der Flüsse anhäuft, wodurch stellenweise große Seen entstanden sind. Solche Lagunen



Musiker aus Tossi-Vé.

sind oft mehrere hundert Kilometer lang und der Raum zwischen ihnen so gering, daß man nur einen Kanal von etwa 50 Kilometer Länge zu graben brauchte, um sie alle untereinander zu verbinden und so längs der ganzen Ostküste eine ruhige, sichere Wasserstraße zu gewinnen. Der Landstreifen, der die Lagunen vom Meere trennt, ist verschieden breit, aber mitten zwischen dem ruhigen Wasser der Lagunen und der vom Passat erregten weiten Wasserfläche des Indischen Ozeans hat er sich mit dichtem Gebüsch und stellenweise auch mit

Wald bedeckt, und wo Gebüsch und Bäume nicht vorhanden sind, dort breitet sich ein herrlicher, frischgrüner Rasen aus.

So wechselt das Bild der Landschaft, wenn man von der Küste nach dem Innern vordringt, entsprechend den verschiedenen Zonen, in welche man gelangt: in dem die Insel umgebenden Waldgürtel, in den Küstenebenen und in der innern Hochregion. Während die Hochebenen im Innern meist völlig kahl sind, findet man in den Flußthälern, auf den Küstenebenen und ganz besonders in dem Waldgürtel die üppigste tropische Vegetation, und wenn im Frühling alles sich in ein frisches grünes Gewand kleidet, gewährt die Insel in ihren mit Vegetation bedeckten Teilen einen entzückenden Anblick.

„Auf der abgebrannten Savanne entfaltet sich jetzt — ein Phönix aus der Asche — der zarteste Blumenflor. Prächtige milchweiße Pulsatillen, leuchtende gelbe Compositen und Hypericum-Arten, hellblaue Lobelien, rosa Vinca, zartlila Erdorchideen, hier und da aus kräftiger Zwiebel schneeweiße Amaryllis-Blütenstände sprießen zwischen dem lichten Grün der sich eben entrollenden Krummstabsprossen unseres Adlersfarrens (*Ptenis aquilina*). Am Fuße der Steinblöcke, wo Schatten und Feuchtigkeit, zwischen fremdartigen Elypodien, begrüßt uns die freundliche Gestalt eines Veilchens, und dann, wenn dort ein Quell vorbricht, auch ein Vergifmeinnicht. Der alte verwitterte Stein selbst legt sich Schminke und Schönheitspflasterchen in Gestalt von Lichenen und anderen zierlichen Miniaturgewächsen auf: in rot, gelb, grün, grau, weiß, schwarz bemalen sie sein gebräuntes Gesicht. Die Hochgräser, welche im Sommer solche Hügelreihen einnehmen und sie zur Savanne stempeln, haben noch nicht ihre spizen starren Kämme erhoben. Nur die kleinsten Repräsentanten aus ihrer Familie überziehen den Boden zwischen dem Rasen der größeren. Sie entwickeln eben ihre zarten, rosa und grauen Rispen, die in der Gesamtheit einem feingewebten Schleier ähneln.“⁷²⁾

Ein fröhliches Leben herrscht um diese Zeit im Busch. „Der Busch ist jetzt im Frühling voller Sang und Klang und Lebenslust. Alles prangt im Hochzeitskleide. Hier flattert und summt und kriecht es, die Vögel der Savanne und Haide, die Insekten des Urwaldes, die im Raupen- und Larvenzustande dort ihre Kindheit durchfressen, und andere, je nach ihrer Art, in die Blüten und heranwachsenden Früchte der Gewächse ihre Eier ablegen — alles verlebt die Flitterwochen und die Freuden und Leiden des Brutgeschäftes. . . Auch der Urwald, welcher wie ein Kranz das felsige Haupt Zentral-Madagaskars umgiebt, prangt jetzt im schönsten Blütenflor. Hier, in bedeutender Meereshöhe beeinflusst der Wechsel der Jahreszeiten in viel höherem Grade das Aussehen des Waldes, als es in den gleichmäßig feuchtheißen tropischen Niederungen der Fall ist. Im übrigen aber ist der Urwald des Ostabfalles Hoch-Madagaskars in der Gesamtheit seiner mächtigen Vegetationsform von ähnlicher Wirkung auf Auge und Gemüt des Beschauers, wie der des Tieflandes. Gegen das satte Blaugrün der schweren permanenten Laubmasse heben sich, in scharfem Kontrast, die freudigbunten Tinten der eben ausgeschlagenen Zweigspitzen ab. Hier wölbt sich eine riesige, schneeweiß oder rosa blumige Schirmkrone, gleichsam eine einzige Blüte; dort spannen sich festons feuerroter Lianen von Wipfel zu Wipfel; andere Schlingpflanzen drappieren wie zart gewobene Vorhänge in Goldgelb, Weiß oder Lila die Säulenstämmen des Waldendes. Am wildrauschenden Gebirgsbach erhebt sich, 10 Meter darüber, aus vielerlei niedrigen Farrngestalten der Baumsfarn.“

In reichster Fülle bietet hier der Boden dem Menschen alles, was er zu seinem Unterhalt braucht. Sowohl an den Ufern der Flüsse, als auf den Abhängen findet man große Reisfelder, welche letzteren namentlich sehr sorgfältig gepflegt und künstlich bewässert sind. Es sollen nicht weniger als 11 Reisarten gebaut werden. Außer Reis wird viel Maniok, Nams und Hirse gebaut, welche die Hauptnahrung der Bevölkerung bilden. Fast überall gedeiht der Kaffeebaum, und das Zuckerrohr wird in manchen Gegenden bis 14 Fuß hoch. Man bereitet daraus Coaka, einen schlechten Branntwein. Gewürzpflanzen sind in großer Menge vorhanden, besonders üppig wachsend der Cayenne-Pfeffer, ferner Ingwer, Kávintjara, ein angeblich die

⁷²⁾ Hildebrandt, Skizze zu einem Bilde zentral-madagassischen Naturlebens. — Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Berlin, 1881, Seite 195

Eigenschaften der Muskatnuß, der Gewürznelke und des Zimmes in sich vereinigender Baum u. s. w. Von Obst trifft man Orangen, Zitronen, Eimonen, in großer Menge wild wachsende Limetten, Mangos, Pfirsiche, Guaven, Ananas, Maulbeeren, Pomegranaten, Weintrauben, sehr große Bananen u. s. w. Für die Kleidung der Bevölkerung liefert das Land Baumwolle, Hanf und Seide, und die erstere giebt zwei Ernten jährlich trotz der mangelhaften Kultur, und der Ertrag würde ein sehr großer werden, wenn jene verbessert würde.⁷⁰⁾

Unter den für die Ausfuhr geeigneten Bodenerzeugnissen Madagaskars finden wir viele von bedeutendem Handelswert. In den Wäldern der Insel kommen eine Menge Arten Gummibäume vor, und das Gummi von einigen derselben wird schon seit undenklichen Zeiten als Weihrauch benutzt. Von ihm soll auch das höchste Wesen Andriamanitra d. i. der Wohlriechende den Namen erhalten haben, da bei seiner Anbetung wohlriechendes Gummi als Weihrauch Verwendung fand. Ferner ist in der letzten Zeit von mehreren Baumarten der Ostküste Kopal gewonnen worden und in großen Mengen zur Ausfuhr gelangt, ebenso wie Kautschuk, der auch erst seit einigen Jahren in den Handel kommt. Nicht unbedeutende Ausfuhrartikel bilden ferner Reis und Kaffee, aber alles dies ist nur ein verschwindend kleiner Bruchteil dessen, was das Land leisten könnte, wenn die Ausnutzung seiner natürlichen Hilfsquellen mit richtigem Verständnis vorgenommen würde und europäisches Kapital die Produktion förderte. Außer den genannten Bodenerzeugnissen könnten noch Zucker, Indigo, Tabak und Gewürze in unererschöpflichen Quantitäten gewonnen werden, und durch Verhinderung der rücksichtslosen Zerstörung der Kautschuk liefernden Eianen (*Vahea gummifera*) ließe sich der Gummihandel zu einer dauernden Einnahmequelle gestalten, während er unter den jetzt herrschenden Verhältnissen in nicht zu ferner Zeit ganz aufhören dürfte. Schließlich enthalten die Wälder Madagaskars eine Menge der wertvollsten Nuthölzer, und eine gründliche wissenschaftliche Durchforschung dieser riesigen Wälder würde jedenfalls noch zur Entdeckung mancher bisher nicht bekannten vegetabilischen Erzeugnisse führen, die sich für den Export eignen.

Nossi-Bé ist nach Sansibar der bedeutendste Handelsplatz an der ganzen Westküste, und keiner der portugiesischen Handelsplätze an der Küste von Mosambik kommt ihm an Bedeutung gleich.⁷¹⁾ Die Erzeugnisse einer großen Küstenstrecke und ihres Hinterlandes strömen hier zusammen, um nach Indien, Europa und Amerika verladen zu werden. Araber und Inder sind hier zahlreich vertreten, und viele indische Firmen Sansibars haben auf Nossi-Bé Agenten. In Ambanaru auf Nossi-Bé haben sich mehrere hundert Kaufleute aus Britisch-Indien niedergelassen, und von den Komoren kamen viele Araber herüber. Auf Lukube in der Nähe von Ambanaru (und außerdem in Tamatave) befindet sich auch eine deutsche Faktorei, und ein französisches Haus besitzt eine Faktorei in Helleville (und Tamatave). In den Händen dieser beiden Firmen ruht der Haupthandel. Zur Ausfuhr gelangen Zucker, Häute, Gummi elasticum, Ebenholz. Mojangá liefert Häute und Gummi elasticum, Minterano Ebenholz, auf Nossi-Bé selbst wird Zucker gepflanzt, außerdem viel Reis, der jedoch nur nach den umliegenden Plätzen, nicht nach Europa versandt wird. Die Ebenholzausfuhr Madagaskars könnte bedeutend sein, wenn die Gesetze der Hova die Ausfuhr von Holz nicht untersagten, sodaß eine solche nur von jenen Häfen möglich ist, welche nicht unter der Herrschaft der Hova stehen. Die Einfuhr über Nossi-Bé umfaßt hauptsächlich rohe und bedruckte Baumwollwaren, Gewehre und Pulver, eiserne Töpfe, in geringerem Maße Lichte, Getränke u. s. w. Als Zahlungsmittel dient das französische silberne Fünffrancstück, neben welchem sich allmählich auch die Rupie einbürgert. Sowohl durch die deutsche und die französische Firma, als auch durch die vielen Araber und Inder steht die Westküste von Madagaskar — Nossi-Bé, Mojangá, Minterano und noch einige Plätze — in regem Verkehr mit Sansibar, und die Dhows (kleine Fahrzeuge) der indischen Kaufleute in Sansibar fahren beständig zwischen dieser Insel und Madagaskar hin

⁷⁰⁾ Siehe: *L'agriculture à Madagascar*, par le P. X., missionnaire. *Revue du Monde catholique*, Juni 1883.

⁷¹⁾ Nossi-Bé und die Westküste von Madagaskar. — *Deutsche Kolonial-Zeitung*, 1885, 10. Heft, Seite 322. — Seinen Aufschwung verdankt Nossi-Bé der Nähe Madagaskars, der zahlreichen Bevölkerung, der Sicherheit seines Hafens und seinem vortrefflichen Boden, nicht minder aber auch der jährlich dort stattfindenden Messe, zu welcher sich zahlreiche afrikanische Küstenerfahrer, Händler aus Bombay und amerikanische Walfischjäger einfinden. Leonce Detcheverry, Nossi-Bé, Paris, 1881. Extrait de la Nouvelle Revue du 15. Nov. 1881.

und her, aber eine direkte Postverbindung mit Europa besteht noch nicht, Briefe werden monatlich durch einen kleinen Dampfer, der von Réunion kommt, abgeholt.

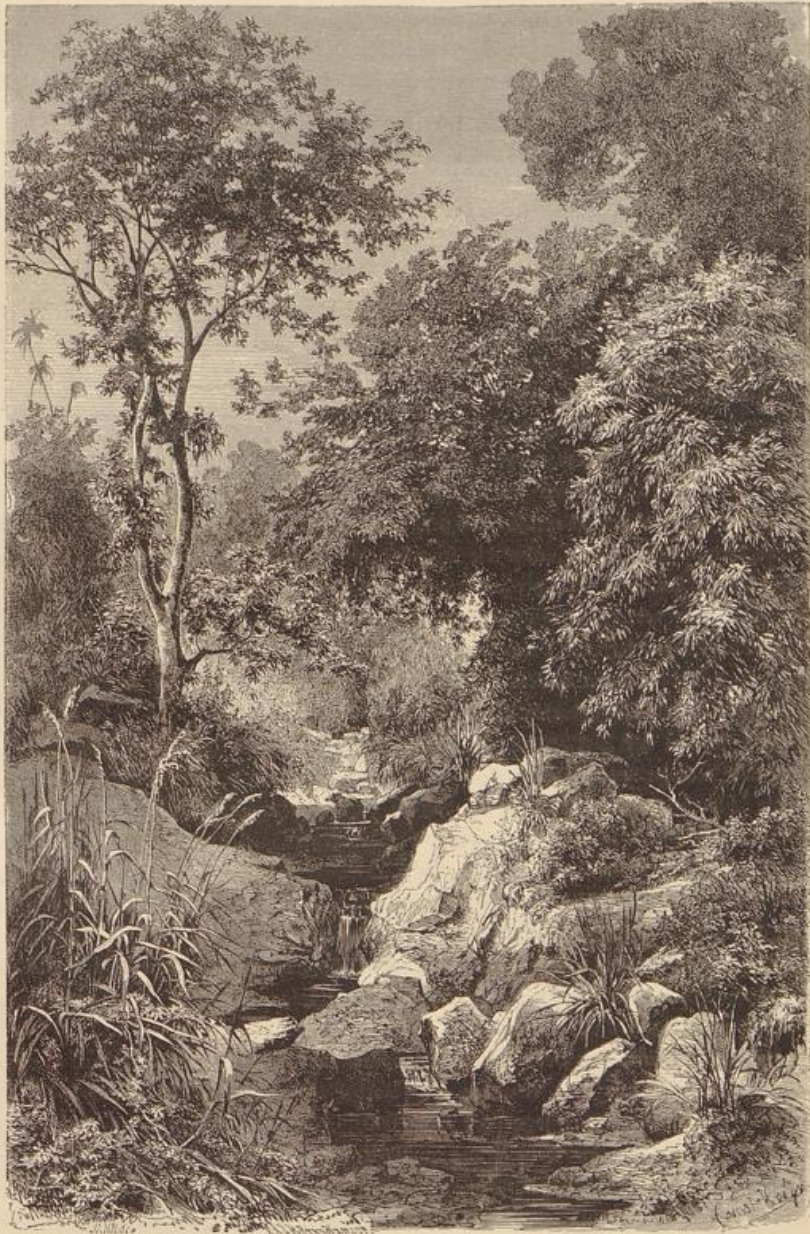
Die Ost- und Nordküste sind besonders von Wichtigkeit für die benachbarten englischen Inseln, für das fruchtbare Mauritius und die durch ihr gesundes Klima und ihre reiche tropische Vegetation (siehe Seite 237) ausgezeichneten Seschellen, welche lebhaften Handel mit den Eingeborenen treiben, aber in anbetracht der vielen



Komorotypen.

guten Häfen, der großen Bevölkerung und der natürlichen Hilfsquellen Madagaskars ist der Gesamtthandel verhältnismäßig noch ziemlich gering, woran zum großen Teil die eigenartigen Bevölkerungsverhältnisse schuld sind.

Ein großer Teil der Bevölkerung Madagaskars ist nicht afrikanischen Ursprungs. So sehr diese Behauptung bestritten worden, so kann es doch heute als zweifellos gelten, daß derselbe mit den malaiisch-polyneesischen Rassen in engem Zusammenhange steht. Die Verwandtschaft der Sprachen, ähnliche Sitten,



Waldbach auf den Seschellen.

physische und intellektuelle Eigentümlichkeiten weisen auf malaiische Abstammung hin. Die kühnen Seefahrer, welche die Inselwelt im Osten des Indischen Ozeans bewohnen, mögen in ihren kleinen Kanoes allmählich über die dazwischen liegenden Inseln auch nach Madagaskar gelangt sein, dessen Urbevölkerung von ihnen vernichtet wurde. Wann die Einwanderung stattfand, ist nicht bekannt. Reste der Ureinwohner, Vazimba, sollen noch im Sakalavenlande zwischen den Flüssen Manambolo und Tziribihina sich erhalten haben, aber es ist nichts näheres über sie bekannt, und der Durchforschung der über das ganze Land zerstreuten Gräber, welche den Vazimba zugeschrieben werden, steht der Aberglaube des Volkes hindernd im Wege.

An der Küste hat auch viel Vermischung mit den schon seit über 1000 Jahren dort ansässigen Arabern und mit Banyanen aus Indien stattgefunden, und der Einfluß derselben ist heute noch ein so großer, daß manche Städte an der Westküste, wie z. B. Mojangá, Morováy, Mórontsanga und die Niederlassungen auf mehreren Inseln, durch ihre Steinhäuser mit flachen Dächern, durch die Moscheen, von deren Minarets der Ruf des Muezzin ertönt, und durch die indische Kleidung und die indischen Sitten der Bevölkerung lebhaft zum Teil an arabische, zum Teil an hindostanische Ortschaften erinnern. In der Hautfarbe der Bevölkerung zeigen sich alle Schattierungen vom hellen Olivenbraun des Spaniers bis zu nahezu schwarzer Farbe, und während die hellfarbigere Bevölkerung langes und glattes Haar besitzt, trifft man bei der dunkelfarbigen kurzes und krauses Haar, das jedoch nur selten dem Wollhaar des Negers gleicht. Man hat nach der verschiedenen Hautfarbe die Malagassen in 3 Hauptgruppen einzuteilen versucht: in die östlichen, die mittleren und die westlichen Stämme, unter denen die Hova im nördlichen Teil der Inselmitte und die Vöstimisaraka an der Ostküste die hellsten, die an der Westküste wohnenden Sakalaven die dunkelsten Stämme sind. Diese Einteilung mag ihre Berechtigung haben, aber die Sprachforschung führt uns zu einer andern Einteilung, nach welcher die Malagassenstämme in zwei große Gruppen zerfallen: in die Hova oder nördlichen Zentralstämme einerseits, und die Bewohner des südlichen Teiles des Inselzentrums, der Ost- und Westküste andererseits. Soweit man die Dialekte der letzteren Stämme kennt, läßt sich bereits erkennen, daß sie untereinander näher verwandt sind als mit dem Hova-Dialekt. Daraus läßt sich, auch gestützt auf die Tradition, der Schluß ziehen, daß die Hova später einwanderten als die anderen Stämme.

Die Hova sind in der Zivilisation viel weiter vorgeschritten als die anderen Stämme, viele können lesen, schreiben und rechnen, und das Christentum macht unter ihnen immer größere Fortschritte, doch nur deshalb, weil die schlauen Hova bald entdeckten, daß sie durch dasselbe der Vorteile der Zivilisation teilhaftig würden, und mit deren Hilfe leichter ihre Herrschaft über die ganze Insel ausdehnen könnten. Um die Schulen der Missionäre benutzen zu können, wurde man Christ, befolgte nach dem Vorbilde der Königin äußerlich gewissenhaft die Gebote der neuen Religion, blieb aber dabei heimlich dem alten Götzentum ergeben.⁷⁵⁾ Trotzdem haben die Hova nie die ganze Insel beherrscht, und der Titel einer Königin von Madagaskar ist eine Annäherung. Die Hova verdanken es nur zwei energischen Königen, daß sie einen Teil der anderen Völkerschaften sich unterworfen haben; aber seit den Tagen jener Könige haben sie nicht nur keinen Fortschritt gemacht, sondern sind noch zurückgedrängt worden.

Eine genaue Schätzung der Bevölkerungszahl von Madagaskar ist unmöglich, und die Angaben über dieselbe weichen daher auch sehr von einander ab. Barbié du Bocage schätzt sie auf 3 Millionen Seelen, Ellis auf 4 450 000, Leutnant Oliver sogar auf 5 500 000, Dr. Mullens dagegen nur auf 2 500 000. Wir werden kaum irren, wenn wir die Bevölkerung auf $3\frac{1}{2}$ bis 4 Millionen schätzen. Am dichtesten ist die Zentralprovinz bevölkert, und in dieser die Umgegend der Hauptstadt Tanánarivo, welche letztere mehr als 100 000 Einwohner zählt.⁷⁶⁾ Die übrigen Städte sind bedeutend kleiner, große Städte überhaupt auf der Insel

⁷⁵⁾ J. Audebert, Studien über Madagaskar. — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, 1885, 4. Heft, Seite 150.

⁷⁶⁾ Nach Sibree, Madagaskar. — Macquarie, Voyage à Madagascar, schätzt die Bevölkerung nur auf 75 000, Dupré in Trois mois de séjour à Madagascar auf 72 000.

nicht zahlreich vorhanden. Die nächste nach Tanánarivo ist die Hafenstadt Mojangá an der Nordwestküste mit etwa 14000 Einwohnern. Dann folgen Tamatave mit 6000 bis 7000, und Fianarontsoa mit etwa 5000 Einwohnern. (In Tamatave ist das wichtigste Handelshaus eine englische Firma, neben ihm bestehen zwei amerikanische, ein deutsches und ein französisches Haus.)

Tanánarivo (siehe Seite 221) liegt auf einem 150 bis 200 Meter hohen, freistehenden Hügel in 1250 Meter Meereshöhe. Seitdem die Kriege mit den anderen Völkern der Insel aufgehört haben, hat sich die Stadt über die alte Umwallung hinaus ausgedehnt und allmählich den ganzen anbaufähigen Teil des Hügels bedeckt. Die Paläste der Hovakönige sind stattliche, hohe Gebäude. Der Silber-Palast führt seinen Namen nach den silbernen Nägeln, mit denen die Schindeln auf dem Dache befestigt sind, und nach den Verzierungen der Fenster und Thüren. Das Hauptgebäude der Stadt ist Mandra-Kamiadana, die Residenz der jetzigen Königin, welches, obwohl nur von Holz, doch einen großartigen Eindruck macht (auf dem Bilde Seite 221 oben rechts). An den Königspalast reihen sich die Wohnhäuser der Prinzen und Würdenträger, und mitten zwischen denselben liegt — die Hinrichtungsstätte, eine Art tarpejischer Felsen, von dem die zum Tode Verurteilten hinabgestürzt werden. Am Fuße dieses Felsens liegt das Manöverfeld der Hova-Armee. Dort kann man die Truppen, in welchen die Franzosen wider Erwarten nicht gering zu schätzende Gegner gefunden haben, ihre Übungen ausführen sehen. Die Hova-Armee ist etwa 25000 Mann stark, größtenteils noch mit Feuerseingewehren bewaffnet, und nur einige Bataillone besitzen Remingtongewehre.

Daß die Hova trotzdem achtunggebietende Gegner sind, haben die Franzosen bereits erfahren. Der Krieg in Contin hat sie zwar bisher an großer Machtentfaltung in Madagaskar gehindert, und sie haben sich auf die Blokade der Küsten und einige kleine Vorstöße beschränkt, aber wo sie mit den Hova zusammenstießen, haben sie wohl große Verluste erlitten, aber keine Erfolge erzielt, trotzdem sie die früher von den Hova unterdrückten Sakalaven gegen jene auszuspielen suchen.

Ob Frankreich ohne große Opfer und ohne bedeutende Machtentfaltung den Krieg gegen die Hova zu einem befriedigenden Ende wird führen können, erscheint danach zum wenigsten fraglich. Mag übrigens der Krieg wie immer enden, den deutschen Handel berührt er nicht. Der deutsche Kaufmann kann auf Madagaskar sein Geschäft ebensogut unter der französischen wie unter der Hova-Regierung betreiben, und die Franzosen würden nicht viel höhere Zölle erheben als die Hova bisher in allen ihren Hafenplätzen sowohl für ein- als für ausgeführte Waren fordern. Dagegen droht dem englischen Handel, namentlich der Insel Mauritius, durch Fortschritte Englands große Gefahr. Unter dem Deckmantel der Heidenbekehrung hat nämlich England hier ein gutes Geschäft gemacht, denn der Rumverbrauch der Bevölkerung stieg von Jahr zu Jahr und nahm schon bedenkliche Dimensionen an, aller Rum jedoch, der auf Madagaskar getrunken wurde, kam von Mauritius. Die Blokade, welche die Franzosen über die Küste Madagaskars verhängten, hatte zur Folge, daß auf Mauritius die Preise für Rum fast auf die Hälfte sanken und die niedrigen Zuckerpreise die Zuckerrohrpflanzler in arge Bedrängnis gerieten. (Auch die Zuckerpflanzungen Madagaskars gehören Engländern.)

Von der eigentümlichen Zivilisation, welche durch die Missionäre Eingang gefunden hat, ist jedoch der weitaus größere Teil der Insel nicht berührt worden. Außer der von den Hova bewohnten Provinz Imerina und den von ihnen abhängigen Städten Tamatave und Fianarontsoa, wo die Bevölkerung Handel und Gewerbe treibt, ist das Land noch auf derselben Stufe wie zu Anfang des Jahrhunderts, und nur im Lande der Vetsileo, der südlichen Nachbarn der Hova im Innern der Insel, ist durch den Einfluß der letzteren ein Teil der Einwohner für das Christentum gewonnen worden. Die Missionäre zeigen hier seltsamerweise keine Lust zum Vordringen ins Innere, ergeben sich lieber einem gemächlichen Wohlleben, und kühne Forscher, welche das Innere der Insel zu erforschen suchten, sind auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen. Von 6 Reisenden, welche seit 1875 ins Innere drangen, kehrte nur einer — J. Audibert aus Meké — zurück, die übrigen (darunter P. Rutenberg und J. Hildebrandt) büßten den Versuch mit ihrem Leben. Über die Vára, welche südlich von den Vetsileo im Innern wohnen, haben wir durch einen Kriegszug der Hova (1875)

und die Reise zweier englischen Missionäre durch den östlichen Teil ihres Gebietes einige Kunde erhalten. Östlich vom Vára-Gebiet wohnen in fast undurchdringlichen Waldungen die Tanála, von denen nur ein kleiner Teil den Hova unterworfen ist. In den Thälern zwischen den zwei Waldstreifen an der Ostküste (siehe Seite 232, Zeile 4 v. o.) wohnen die Tanfáy (Bezánózáno) und Sihánaka (d. i. Seevolk, nach dem See Maótra), erstere als Träger beim Warentransport Beschäftigung suchend, während die letzteren auf ihren sumpfigen Ebenen Viehzucht treiben und große Herden besitzen. Die Ebenen der Ostküste bewohnen eine Menge Stämme, welche von den Europäern mit dem Gesamtnamen Vésimisarako bezeichnet werden, durch Sittlichkeit vor allen anderen Malagassen ausgezeichnet.

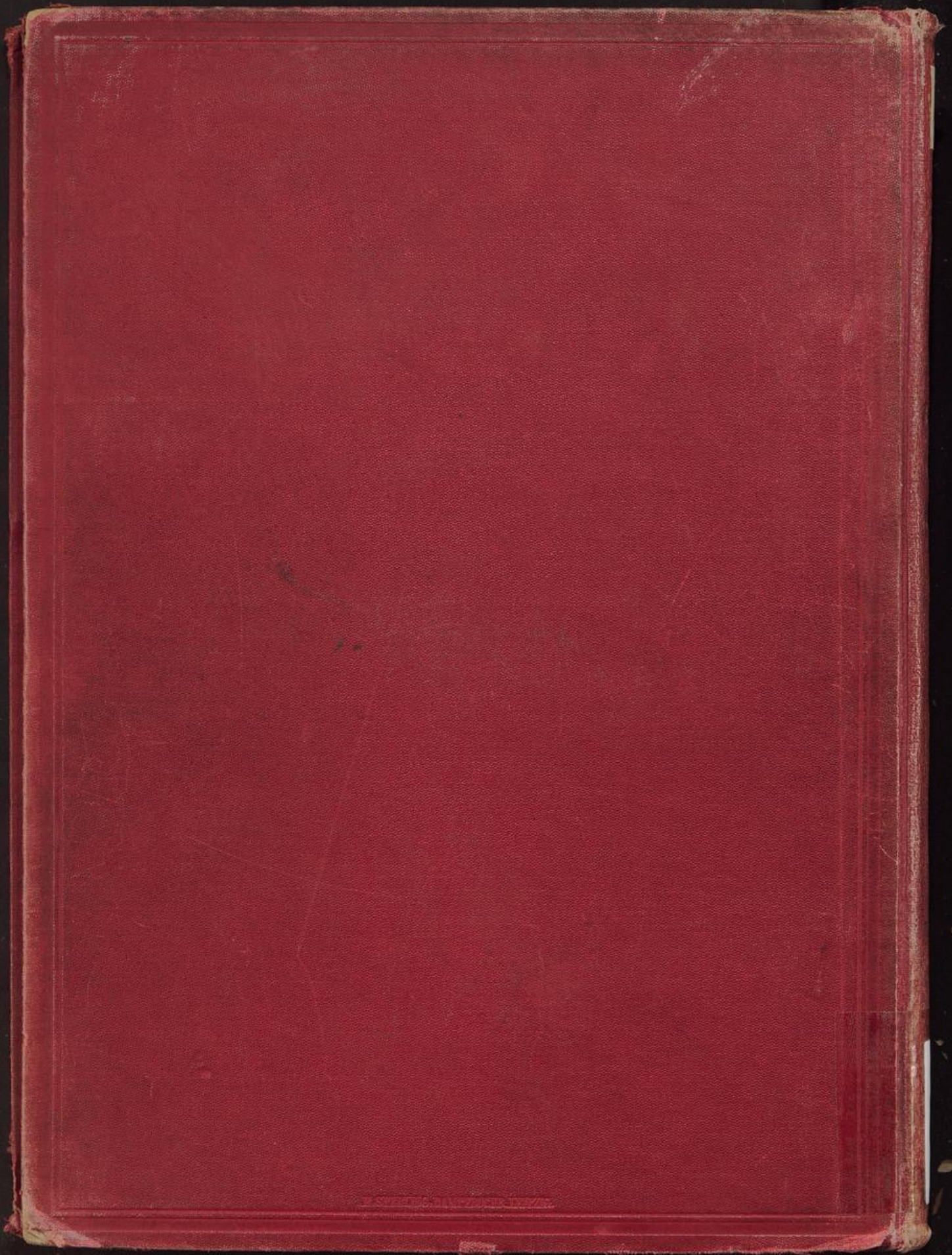
Die ganze Westküste Madagaskars und auch ein Teil im Norden und Süden der Insel wird von den Sákalaven bewohnt, mit welchem Namen man eine Menge Stämme bezeichnet, die sich zu zwei großen Gruppen vereinen lassen: den im Norden wohnenden Sákalaven von Iboina und den südlichen Sákalaven von Ménabé. Die Sákalaven waren einst ein kleiner, aber sehr kriegerischer Stamm, und sie haben auf der Insel dieselbe Rolle gespielt, welche später bis auf den heutigen Tag die Hova spielten. Unter tüchtigen Häuptlingen breitete der kleine Stamm seine Herrschaft immer weiter aus, unterwarf sich nicht nur die Völker der Westküste, für welche seitdem der Name Sákalaven zur Gesamtbezeichnung wurde, sondern dehnte seine Herrschaft auch über das Binnenland aus, in welchem sogar die Hova unterworfen wurden. So entstanden die beiden Königreiche Iboina und Ménabé, deren Herrscher demselben Geschlecht entstammten, aber deshalb doch keine engen Beziehungen zu einander unterhielten und auch später, als die Hova sich unabhängig machten und unter Radama I. ihre Eroberungszüge auf die Westküste ausdehnten, denselben nicht mit vereinten Kräften entgegentraten. Nachdem die Sákalaven mehr als 170 Jahre das herrschende Volk gewesen, ging ihre Macht auf die Hova über. Jetzt sind die Sákalaven im südwestlichen Teil des ehemaligen Königreiches ziemlich unabhängig, und überhaupt ist die Macht der Hova an der Westküste sehr gesunken. Unter Radama II. trieb die grausame Behandlung, welche sie zu erdulden hatten, mehrere im Norden der Insel wohnende Sákalavenstämme zur Empörung. Sie riefen die Franzosen zur Hilfe herbei, erkannten sie als Schutzherren an und überließen ihnen einen Teil ihres Gebietes. Auch in dem Rest des Sákalavengebietes kam es noch wiederholt zu kleinen Aufstandsversuchen, aber in den letzten Jahren haben die Sákalaven sich ruhig verhalten und scheinen sich der Herrschaft der Hova zu fügen.

Von ihrem Land ist bisher wenig bekannt und nur ein sehr geringer Teil desselben erforscht. Das Klima des Sákalavengebietes ist viel wärmer als jenes der Ostküste und der Zentralgebiete. Obwohl sich von Nord nach Süd zwei oder drei Gebirgsketten durch dasselbe ziehen, ist es doch größtenteils eben, aber auch noch stark bewaldet. Der Ackerbau hat noch wenig Verbreitung gefunden, und der weitaus größere Teil der Sákalaven führt als Hirten ein Nomadenleben.

Im Herrscherhause der Sákalaven waren sogar Heiraten zwischen den nächsten Blutsverwandten erlaubt, und ein König von Iboina soll einst seine Schwester geheiratet und mit ihr 6 Töchter gezeugt haben, weil kein ihm ebenbürtiges Mädchen vorhanden war, auf das seine Wahl hätte fallen können. Eine Ahnung, daß solche Heiraten unnatürliche Verhältnisse seien, war aber doch vorhanden, denn die Zeremonien bei der Eheschließung begannen in einem solchen Fall damit, daß man die Braut mit geweihtem Wasser besprengte und von der Gottheit für sie Glück und Fruchtbarkeit ersehte.⁷⁷⁾

⁷⁷⁾ Das Gesetzbuch der Hova enthält dagegen ein gut ausgebildetes Eherecht (Art. 50 u. f.). Bei ihnen gilt jede Ehe, welche nicht in den „Standesamtsregistern“ eingetragen ist, als Konkubinat. — Siehe L. Crémazy, Notes sur Madagascar, Paris, Berger-Levrault et Cie, 1884, 3^e partie, Seite 6 u. f.

Ein Verzeichnis der ältern Literatur über Madagaskar enthält: Barbié du Bocage, Madagascar, possession française depuis 1642.



VIII.A.B.
54

Geographische
Beschreibung
der Provinz

VIII
A
B
0054